



universität  
wien

# MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

Zwischen Besatzung und Befreiung

Kinder österreichischer Frauen und alliierter Soldaten  
in der Nachkriegszeit (1945-1956)

verfasst von / submitted by

Nadjeschda-Magdalena Stoffers, BA BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Master of Arts (MA)

Wien, 2022 / Vienna 2022

Studienkennzahl lt. Studienblatt /  
degree programme code as it appears on  
the student record sheet:

UA 066 803

Studienrichtung lt. Studienblatt /  
degree programme as it appears on  
the student record sheet:

Masterstudium Geschichte

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof.in Dr.in Kerstin von Lingen, MA



## Danksagung

Ich möchte an dieser Stelle meinen Interviewpartner:innen, Helmut B., Ute Baur-Timmerbrink, Eleonore D., Elisabeth F., Doris K., L. O., Brigitte Mader, Robert Rainer, Gitta R., Maria S. und Dolly W. für ihre Gesprächsbereitschaft, ihre Zeit und ihr Vertrauen danken, ebenso wie für ihre Bereitschaft, sich während der Corona-Pandemie auf neue, digitale Interview-Formate einzulassen. Ebenfalls herzlich danken möchte ich meiner Betreuerin Kerstin von Lingen für ihre Geduld und Unterstützung. Ein großer Dank gilt auch Barbara Stelzl-Marx und Ute Baur-Timmerbrink für die Vermittlung von Kontakten zu Interviewpartner:innen. Vielen herzlichen Dank auch den Korrekturleser:innen Stefan Haider, Andrea Rendl und Lukas Schretter für die Hinweise nach Durchsicht von Teilen des Manuskripts. Schließlich möchte ich auch meinen Eltern, Sabine Gritzner-Stoffers und Ralf Stoffers, danken, die mich in meinem Studium immer unterstützt haben. Nicht zuletzt gilt mein Dank meinem Partner Stefan Haider sowie Maria Heidecker und Jessica Petrus für ihre Unterstützung während des Schreibprozesses.

Wien, Juli 2022



## Inhaltsverzeichnis

1. Zur Forschung: Stand, Ziel und Wege .....	3
1.1 Forschungsprämissen.....	4
1.2 Internationale Forschungen zu „Kindern des Krieges“ .....	6
1.3 Forschungen in Deutschland und Österreich zu Kindern alliierter Soldaten .....	8
1.4 Fragestellung und Ziel der Arbeit.....	12
1.5 Ideenfindung und Kontaktaufnahme .....	13
1.6 Theoretische Überlegungen.....	13
1.7 Methodische Herangehensweise.....	15
1.8 Formalia und Begrifflichkeiten .....	19
2. Historischer Kontext .....	21
2.1 Zur Situation der Frauen in der österreichischen Nachkriegs- bzw. Besatzungszeit .....	21
2.2 Zur Wahrnehmung und Fraternisierung der Alliierten und der Bevölkerung .....	28
2.3 Zu den Kindern österreichischer Frauen und alliierter Soldaten .....	38
2.4 „Besatzungs“- oder „Befreiungskinder“? .....	41
3. Konstituierende Faktoren des Alltags der Kinder .....	45
3.1 Der Zeitpunkt des Erfahrens .....	47
3.2 Geburtsjahr und Geschlecht.....	53
3.3 Besatzungszone und Wohnort .....	59
3.4 Erscheinungsbild des Kindes.....	65
3.5 Finanzielle Situation .....	71
3.6 Beziehung der biologischen Eltern zueinander .....	79
3.7 Familiäre Situation .....	86
3.8 Gesellschaftliches Umfeld.....	99
3.9 Ein Ausblick: Die Suche nach dem Vater .....	108
4. Conclusio.....	113
5. Literatur- und Quellenverzeichnis.....	119
5.1 Literatur .....	119
5.2 Schriftliche Quellen .....	131
5.3 Online-Quellen .....	132
5.3 Filme und Dokumentationen: .....	134
6. Anhang .....	136
Abstract .....	140



## 1. Zur Forschung: Stand, Ziel und Wege

Im Laufe der Nachkriegs- bzw. Besatzungszeit wurden in Österreich bis zu 30.000, in Deutschland bis zu 400.000 Kinder einheimischer Frauen und alliierter Soldaten geboren, wie vorliegende Schätzungen konstatieren.<sup>1</sup> Trotz dieser Zahlen wurde über dieses Thema nach dem Ende der von 1945 bis 1955 andauernden Besatzungszeit – abgesehen von einigen Zeitungsbeiträgen und vereinzelt Erwähnungen auf politischer Ebene – lange geschwiegen. Die Lebens- und Familiengeschichten der „Besatzungskinder“ und ihrer Angehörigen waren bzw. sind oft durch „Tabuisierungen, Verheimlichungen und Lügen“<sup>2</sup> gekennzeichnet. Auch die Wissenschaft begann sich erst spät mit dem Thema auseinander zu setzen, die (meist) unehelichen Nachkommen alliierter Soldaten in Deutschland und Österreich wurden erst um die Jahrtausendwende von Historiker:innen ‚entdeckt‘. Dies liegt wohl nicht zuletzt an der Tatsache, dass erst mit der Etablierung der Geschlechtergeschichte und der Gender Studies sowie der damit einhergehenden Infragestellung hegemonialer Männlichkeit bzw. patriarchaler Gesellschaftsordnungen Perspektiven auf und Fragestellungen zum Alltagserleben von Frauen und Kindern breites Interesse erfuhren. Auch die Emotions- sowie die Sexualitätsgeschichte, die ebenfalls grundlegende Erkenntnisse für die Thematik liefern, erfuhren erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einen Aufschwung.

Im Folgenden wird daher zuerst ein kurzer Blick auf jene wegbereitenden Themen geworfen, um anschließend verschiedene forschungsgeschichtliche Entwicklungen zu „Children Born of War“<sup>3</sup> bzw. „Besatzungskindern“ auf internationaler wie deutscher bzw. österreichischer Ebene separat nachzuzeichnen. Nach dem historiografischen Abriss werden das Forschungsziel der vorliegenden Masterarbeit, die den analysierten Quellen zu Grunde liegenden empirischen Forschungen, theoretische und methodische Überlegungen sowie zentrale Begrifflichkeiten besprochen.

Im zweiten Kapitel der Arbeit werden Grundzüge des historischen Kontexts erläutert. Dazu wird auf die Situation der Frauen in der österreichischen Nachkriegszeit eingegangen, ebenso wird das Verhältnis zwischen den vier alliierten Besatzungsmächten und der österreichischen Bevölkerung erläutert. Zusätzlich wird ein kurzer Überblick über die verschiedenen

---

<sup>1</sup> Vgl. zu beiden Zahlen Stelzl-Marx, Barbara/Satjukow, Silke, Besatzungskinder in Vergangenheit und Gegenwart, in: dies. [Hg.], Besatzungskinder. Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland, Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2015, S. 11-14, hier: S. 11.

<sup>2</sup> S. Stelzl-Marx/Satjukow, Besatzungskinder in Vergangenheit und Gegenwart, S. 12.

<sup>3</sup> Dieser Begriff hat sich erst in jüngerer Zeit entwickelt und dient als Überbegriff mehrerer Gruppen von „Kindern des Krieges“, vgl. dazu auch Kap. 1.2.

Fraternisierungsregelungen der vier Besatzungsmächte sowie über die Nachkommen österreichischer Frauen und alliierter Soldaten gegeben. Schließlich wird im zweiten Kapitel noch eine Frage diskutiert, die sich in Gesprächen mit Betroffenen immer wieder gestellt hat: Handelt es sich nun um „Besatzungs-“ oder „Befreiungskinder“?

Im dritten Kapitel werden die Ergebnisse der geführten Interviews vorgestellt – jeder herausgearbeitete Faktor, der das Alltagserleben in der Kindheit und Jugend beeinflusste, wird in einem eigenen Unterkapitel diskutiert. Die Stimmen der elf Interviewpartner:innen kommen dementsprechend in diesem Teil der Arbeit besonders häufig zu Wort. Da es in allen Interviews ein wiederkehrendes Motiv bildete, wird in diesem Kapitel ein kurzer Ausblick auf die verschiedenen Motivationen und Versuche, die leiblichen Väter zu finden, gegeben.

Im vierten Kapitel werden schließlich alle Forschungsergebnisse komprimiert zusammengefasst. Nach dem Literaturverzeichnis findet sich im Anhang neben Abbildungen auch eine Liste von Vereinen, an die sich Betroffene wenden können.

## 1.1 Forschungsprämissen

Der politische und gesellschaftliche Umgang mit Frauen, die ihnen zugeschriebenen Rollen und ihr juristischer Status sind Forschungsfelder, die der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit „Besatzungskindern“ vorangingen. Seit den 1970ern, mit der Etablierung der Zweiten Frauenbewegung, wird dem Themenfeld (sexualisierte) Gewalt gegen Frauen von Seiten der Forschung vermehrtes Interesse entgegengebracht. In dieser und den darauffolgenden Dekaden verschob sich der Fokus des Diskurses von der Aussparung sexueller bzw. sexualisierter Gewalt während der Kriegszustände und der Nachkriegszeit hin zu deren Sichtbarmachung und einer differenzierten Einordnung im jeweiligen spezifischen Kontext. Durch die nun auch im Fokus der Öffentlichkeit stehenden Problemfelder wurde der Weg für neue, feministische Forschungen wie z.B. der Frauen- und Geschlechtergeschichte im Nationalsozialismus geebnet,<sup>4</sup> aber auch jener zur Entmythologisierung der „Trümmerfrauen“ und zu Untersuchungen von Frauenleben in der Nachkriegs- bzw. Besatzungszeit.<sup>5</sup> Mitte der 1970er

---

<sup>4</sup> Vgl. u.a. Bock, Gisela, Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Geschlechterpolitik, Westdeutscher Verlag, Opladen 1986; Koonz, Claudia, Mothers in the Fatherland. Women, the Family and Nazi Politics, St. Martin's Press, New York, 1986; Herzog, Dagmar, Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts, Siedler, München 2005.

<sup>5</sup> Vgl. eine ausführliche Auflistung der diesbezüglichen Forschungsliteratur unter Kap. 1.3 sowie 2.1.



wurde zudem Gewalt gegen Frauen in Verbindung mit Kriegsgeschehen zu einem Arbeitsfeld der Geschichtswissenschaften.<sup>6</sup> Dieses wurde in den 1990ern,<sup>7</sup> und 2000ern<sup>8</sup> gefestigt. In den letzten Jahren erscheinen sowohl im internationalen<sup>9</sup> als auch im deutschsprachigen Raum mehrere Werke, die neue Erkenntnisse zum Thema sexualisierte Gewalt im Kontext kriegerischer Auseinandersetzungen liefern.<sup>10</sup> Das Interesse und die Aufarbeitungsbemühungen zu diesem Themenkomplex nahmen nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in der Öffentlichkeit zu. Indikator hierfür ist etwa auch der 2008 erschienene Film „Anonyma“.<sup>11</sup> Dieser basiert auf den Tagebucheinträgen einer Frau, die die Massenvergewaltigungen zu Kriegsende und in der Nachkriegszeit in Berlin miterlebte. Der Themenkomplex (sexualisierte) Gewalt gegen Frauen bzw. Zivilbevölkerungen im Zusammenhang mit kriegerischen Konflikten und Auseinandersetzungen hat an seiner Aktualität und Relevanz nichts verloren, wie sich auch im derzeitigen Ukraine-Krieg zeigt.<sup>12</sup>

---

<sup>6</sup> Vgl. u.a. Brownmiller, Susan, *Against Our Will. Men, Women, and Rape*, Simon & Schuster, New York 1975; Hoerning, Erika, *Frauen als Kriegsbeute: Der Zwei-Fronten-Krieg. Beispiele aus Berlin*, in: Niethammer, Lutz/von Plato, Alexander [Hg.], „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“. Auf der Suche nach Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern, Dietz, Bonn 1985, S. 327-344; Tröger, Annemarie, *Between Rape and Prostitution. Survival Strategies and Chances of Emancipation for Berlin Women after World War II*, in: Friedländer, Judith/Wiesen Cook, Blanche/Kessler-Harris, Alice/Smith-Rosenberg, Carol [Hg.], *Women in Culture and Politics. A Century of Change*, Indiana University Press, Bloomington 1986, S. 97-120; Schmidt-Harzbach, Ingrid, *Eine Woche im April: Berlin 1945. Vergewaltigung als Massenschicksal*, in: *Feministische Studien*, Vol. 3/1984, S. 51-65.

<sup>7</sup> Vgl. Grossmann, Atina, *A Question of Silence. The Rape of German Women by Occupation Soldiers*, in: *October*, Vol. 72/1995, S. 42-63; Heinemann, Elizabeth, *The Hour of the Woman. Memories of Germany's „Crises Years“ and West German National Identity*, in: *American Historical Review*, Vol. 2/1996, S. 354-395; Askin, Kelly, *War Crimes against Women. Prosecution in International War Crimes Tribunal*, Martinus Nijhoff Publishers, The Hague 1997.

<sup>8</sup> Vgl. Künzel, Christine [Hg.], *Unzucht – Notzucht – Vergewaltigung. Definitionen und Deutungen sexueller Gewalt von der Aufklärung bis heute*, Campus, Frankfurt am Main 2003; Herzog, Dagmar [Hg.], *Brutality and Desire. War and Sexuality in Europe's Twentieth Century*, Palgrave MacMillan, Basingstoke 2009; Wood, Elisabeth Jean, *Armed Groups and Sexual Violence: When is Wartime Rape Rare*, in: *Politics and Society*, Vol. 1/2009, S. 131-162; Beck, Birgit, *Wehrmacht und sexuelle Gewalt. Sexualverbrechen vor deutschen Militärgerichten 1939-1945*, Ferdinand Schöningh, Paderborn 2004.

<sup>9</sup> Vgl. u.a. Campbell, Kristen/Mühlhäuser, Regina/Zipfel Gaby, *In Plain Sight. Sexual Violence in Armed Conflict*, Zubaan, New Delhi 2020; die Publikation gründet auf der Forschungsgruppe „Sexual Violence in Armed Conflict“ (SVAC), vgl. URL: <https://warandgender.net/about/>, aufgerufen am 27.04.2021.

<sup>10</sup> Vgl. u.a. Gebhardt, Miriam, *Als die Soldaten kamen. Die Vergewaltigung deutscher Frauen am Ende des Zweiten Weltkriegs*, Deutsche Verlags-Anstalt, München 2015; Mühlhäuser, Regina, *Eroberungen. Sexuelle Gewalttaten und intime Beziehungen deutscher Soldaten in der Sowjetunion 1941-1945*, Hamburger Edition HIS, Hamburg 2010.

<sup>11</sup> Vgl. „Anonyma. Eine Frau in Berlin“, Regie: Färberbock, Max, Deutschland/Polen 2008.

<sup>12</sup> Vgl. etwa Berichte der Menschenrechtsorganisation „Amnesty International“, URL: <https://www.amnesty.de/informieren/amnesty-journal/ukraine-kriegsverbrechen-russische-armee-sexualisierte-gewalt-vergewaltigungen>, aufgerufen am 24.07.2022.

## 1.2 Internationale Forschungen zu „Kindern des Krieges“

Dieses weite Forschungsfeld bildet die Grundlage für einen weiteren – nicht unbedingt von Gewalt geprägten – Themenkomplex: Kinder, die während, nach oder im Zusammenhang mit Kriegen und militärischen Auseinandersetzungen gezeugt werden. Das Beziehungsspektrum der Eltern ist sehr breit gefächert: Je nach Ort und Zeit können Liebesbeziehungen und ‚Flirts‘, (Not)Prostitution oder (Massen)Vergewaltigungen der Zeugungshintergrund der Kinder sein, oft sind die Übergänge zwischen freiwilligen und unfreiwilligen Kontakten fließend. Im Jahr 2006<sup>13</sup> wurde offiziell der Terminus „Children Born of War“ (kurz: CBOW) für jene Kinder eingeführt. Dieser Begriff steht in der Forschung neben diversen anderen wie etwa „war children“, „children of war“ oder „Kinder des Krieges“. Er soll einerseits ein vielschichtiges, komplexes Phänomen benennen, andererseits abwertenden, pejorativen Begriffen entgegenwirken.<sup>14</sup>

Zurzeit werden „Children Born of War“ in der Forschung in vier Gruppen<sup>15</sup> eingeteilt:<sup>16</sup>

- Kinder einheimischer Frauen und feindlicher Soldaten
- Kinder einheimischer Frauen und Besatzungssoldaten
- Kinder von Kindersoldatinnen
- Kinder von Friedenssoldaten

In den 1990ern breitete sich die Diskussion im Zuge von Kriegsverbrechen wie z.B. im ehemaligen Jugoslawien<sup>17</sup> oder in Uganda<sup>18</sup> in der internationalen Öffentlichkeit aus.<sup>19</sup> In der

---

<sup>13</sup> Vgl. Mochmann, Ingvill, Children Born of War – A Decade of International and Interdisciplinary Research, in: Historical Social Research, Vol. 42/2017, S. 320-346, online verfügbar unter URL: <https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/51163>, aufgerufen am 24.07.2022.

<sup>14</sup> Vgl. Mochmann, Ingvill/Lee, Sabine, The Human Rights of Children Born of War: Case Analyses of Past and Present Conflicts, in: Historical Social Research, Vol. 35/2010, S. 268-298. Vgl. auch URL: <https://www.childrenbornofwar.com/background>, aufgerufen am 24.07.2022.

<sup>15</sup> Auch in dieser breit gefassten Einteilung finden sich nicht alle Kinder, die im Zusammenhang mit kriegerischen Auseinandersetzungen geboren wurden und werden, wieder: So gibt es etwa keine passende Kategorie für Kinder von Zwangsarbeiter:innen oder Menschen, die zu Kriegszeiten in Lagern festgehalten wurden/werden, Kinder von (erwachsenen) Soldatinnen, Menschen auf der Flucht/geflüchteten Menschen, etc.

<sup>16</sup> Vgl.: Lee, Sabine/Mochmann, Ingvill, Kinder des Krieges im 20. Jahrhundert, in: Stelzl-Marx/Satjukow [Hg.], Besatzungskinder, S. 15-38, hier: S. 18f.

<sup>17</sup> Vgl. Carpenter, Charli, Forgetting Children Born of War. Setting the Human Rights Agenda in Bosnia and Beyond, Columbia University Press, New York 2010; Allen, Beverly, Rape Warfare. The Hidden Genocide in Bosnia-Herzegovina and Croatia, University of Minnesota, Minneapolis 1996.

<sup>18</sup> Vgl. Apio, Eunice, Uganda's Forgotten Children of War, in: Carpenter, Charli, Born of War. Protecting Children of Sexual Violence Survivors in Conflict Zones, Kumarian Press, Bloomfield 2007, S. 194-199.

<sup>19</sup> Vgl. Grieg, Kai, The War Children of the World, Bergen 2001, URL: [https://www.academia.edu/2189623/The\\_war\\_children\\_of\\_the\\_world](https://www.academia.edu/2189623/The_war_children_of_the_world), aufgerufen am 20.04.2021; Simonsen, Eva/Ericsson, Kjersti [Hg.], Children of World War II. The Hidden Enemy Legacy, Berg Publishers, Oxford 2005.

jüngeren Geschichtsforschung werden etwa „Amerasians“, Kinder von vietnamesischen Frauen und US-amerikanischen GIs, die während des Vietnamkriegs gezeugt und geboren worden waren, thematisiert.<sup>20</sup>

Bei der Bildung eines Diskursstrangs zu den ‚Children Born of War‘ um die Jahrtausendwende spielte auch die Erforschung der „Wehrmachtskinder“ eine wichtige Rolle. Umfangreiche Forschungsergebnisse diesbezüglich liegen zu Norwegen vor: Hier waren verhältnismäßig viele der Beziehungen einvernehmlich,<sup>21</sup> da das nationalsozialistische Regime die norwegische bzw. skandinavische Bevölkerung als „arische Bruderrasse“ einstuft und die Soldaten der Wehrmacht auch explizit zu Kontakten mit norwegischen Frauen ermunterte. Nach diesem Schema wurden Beziehungen zwischen Wehrmachtssoldaten und norwegischen Frauen gefördert, u.a. auch durch den Verein „Lebensborn“, der Ende 1935 von „Reichsführer-SS“ Heinrich Himmler gegründet worden war.<sup>22</sup> Nach dem Ende des Krieges wurden die Mütter der „Wehrmachtskinder“ in allen Ländern außerhalb Deutschlands und Österreichs politisch wie gesellschaftlich stigmatisiert und diskriminiert. Diese Behandlung und ihre Folgen für die betroffenen Frauen und ihre Kinder wurden erst von der jüngeren Geschichtsforschung aufgearbeitet.<sup>23</sup> Die Studienergebnisse legen dar, dass „viele [...] Wehrmachtskinder, neben den Lügen und Verheimlichungen ihrer Mütter, Ausgrenzungen und Übergriffen ausgesetzt

---

<sup>20</sup> Die US-amerikanische Armeeführung akzeptierte stillschweigend, dass die ‚Zerstreuung‘ ihrer Soldaten vor Ort auch in sexuellen Handlungen mit den lokalen Frauen zu Tage trat. Gleichzeitig versuchte sie aber auch, diese Art von Beziehungen durch Diffamierungen von Vietnamesinnen zu unterbinden. Im Zuge des 1987 erlassenen „Amerasian Homecoming Acts“ wurden rund 25.000 Kinder und Jugendliche, die vietnamesische Mütter und US-amerikanische Väter hatten, in die USA gebracht. Dort hatten sie zum Teil weiterhin mit Stigmatisierungen und Diskriminierungen zu kämpfen. Vgl. Lee/Mochmann, Kinder des Krieges im 20. Jahrhundert, S. 28; Thomas, Sabrina, Scars of War. The Politics of Paternity and Responsibility for the Amerasians of Vietnam, University of Nebraska Press, Lincoln 2021; Taylor, Rosemary, Orphans of War. Work with Abandoned Children of Vietnam 1967-1975, Harper Collins Publishers, London 1988; Yarborough, Trin, Surviving Twice. Amerasian Children of the Vietnam War, Potomac Books, Washington D.C. 2005.

<sup>21</sup> Vgl. Lee/Mochmann, Kinder des Krieges im 20. Jahrhundert, S. 17.

<sup>22</sup> Zur Geschichte des „Lebensborn“-Vereins vgl. Lilienthal, Georg, Der „Lebensborn e. V.“. Ein Instrument nationalsozialistischer Rassenpolitik, Fischer, Stuttgart 1985. Auch in anderen Ländern war der Verein tätig, die umfassendsten Forschungsergebnisse zu den Lebensgeschichten der „Lebensborn“-Kinder lassen sich bis dato aber in der skandinavischen Forschung finden, vgl. Lee/Mochmann, Kinder des Krieges im 20. Jahrhundert, S. 22.

<sup>23</sup> Vgl. Borgersrud, Lars, Staten og krigsbarna. En historisk undersøkelse av statsmyndighetenes behandling av krigsbarna i de første etterkrigsårene. Institutt for Kulturstudier, Oslo 2004; Ellingsen, Dag, Krigsbarns levekår. En registerbasert undersøkelse, in: Statistics Norway, rapport, Vol. 19/2004. Ebenfalls bemerkenswert ist an dieser Stelle, dass sich die norwegische Regierung erst knapp 75 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, im Jahr 2018, für seine damalige Haltung gegenüber den Müttern von „Wehrmachtskindern“ in der Nachkriegszeit entschuldigte, vgl. URL: <https://www.faz.net/aktuell/politik/ausland/norwegen-bittet-um-entschuldigung-bei-deutschenmaedchen-15844383.html>, aufgerufen am 07.01.2022.

waren, sowohl in der Familie als auch in Schule und Nachbarschaft“.<sup>24</sup> Nicht nur in Skandinavien, auch (u.a.) in Frankreich,<sup>25</sup> den Niederlanden,<sup>26</sup> Griechenland<sup>27</sup> oder Polen<sup>28</sup> wurde sich des Themas „Wehrmachtskinder“ angenommen. Dies zeigt sich neben wissenschaftlichen und anderweitigen Veröffentlichungen auch z.B. in gegründeten Organisationen,<sup>29</sup> veröffentlichten Dokumentationen,<sup>30</sup> und in der Populärkultur, etwa mit dem Erscheinen einer Graphic Novel-Reihe,<sup>31</sup> oder der Veröffentlichung eines erfolgreichen digitalen Rollenspiels, in dem der:die User:in die Rolle des:der Erziehungsberechtigten eines „Lebensborn“-Kindes übernimmt und sich im Zuge dessen mit dem historischen Kontext beschäftigt.<sup>32</sup> Derzeit werden in Oslo<sup>33</sup> und Lund<sup>34</sup> neue Studien zu „Kindern des Krieges“ durchgeführt.

### 1.3 Forschungen in Deutschland und Österreich zu Kindern alliierter Soldaten

In Deutschland wurde das Thema „Besatzungskinder“ bereits etwas früher als in Österreich aufgegriffen, allerdings (bis auf einige Ausnahmen<sup>35</sup>) eher abseits der Wissenschaft – und

---

<sup>24</sup> S. Lee/Mochmann, Kinder des Krieges im 20. Jahrhundert, S. 24; vgl. für nähere Nachforschungen auch z.B. Mochmann, Ingvill/Larsen, Stein, The Forgotten Consequences of War. The Life Course of Children Fathered by German Soldiers in Norway and Denmark during WWII – some Empirical Results, in: Historical Social Research, Vol. 34/2009, S. 282-303.

<sup>25</sup> Vgl. Virgili, Fabrice, Naître ennemi : les enfants de couples franco-allemands nés pendant la Seconde Guerre mondiale, Payot, Paris 2009; Picaper, Jean-Paul/Norz, Ludwig, Enfants maudits, Des Syrtes, Paris 2004.

<sup>26</sup> Vgl. Diederichs, Monika, Kinderen van Duitse militairen in Nederland 1941-1946. Een verborgen leven, Uitgeverij Aspekt, Soesterberg 2012.

<sup>27</sup> Vgl. Muth, Kerstin, Die Wehrmacht in Griechenland – und ihre Kinder, Eudore, Leipzig 2008.

<sup>28</sup> Vgl. Röger, Maren, The Children of German Soldiers in Poland 1939-1945, in: Westerlund, Lars [Hg.], The Children of Foreign Soldiers in Finland, Norway, Denmark, Austria, Poland and Occupied Soviet Karelia, Nord Print, Helsinki 2011, S. 261-270.

<sup>29</sup> Zu nennen sind hier etwa der Verein „Amicale Nationale des Enfants de la Guerre“, gegründet 2005, URL: <http://anegfrance.free.fr/>, aufgerufen am 23.04.2021 oder der von „Lebensborn“-Kindern gegründete Verein „Lebensspuren e. V.“, gegründet 2005, URL: <https://lebensspuren-deutschland.eu/>, aufgerufen am 06.01.2022.

<sup>30</sup> Vgl. z.B. „Mein Vater – Der Feind“, Regie: Fehse, Erika [u.a.], Deutschland 2007.

<sup>31</sup> Vgl. Galadon, Laurent, L'Enfant maudit. Les tondues, Bamboo, Frankreich 2010.

<sup>32</sup> S. „My Child: Lebensborn“, Teknopilot, Norwegen 2018, URL: <https://www.mychildlebensborn.com/>, aufgerufen am 06.01.2022.

<sup>33</sup> Vgl. URL: <https://www.stk.uio.no/english/research/projects/euowarchild/news/euowarchild-project-brings-three-new-faces-to-stk.html>, aufgerufen am 23.07.2022.

<sup>34</sup> Vgl. URL: <https://portal.research.lu.se/en/projects/historical-perspectives-on-the-repatriation-and-integration-of-sc>, aufgerufen am 23.07.2022.

<sup>35</sup> Vgl. z.B. Ebeling, Herman, Zum Problem der Deutschen Mischlingskinder, in: Bildung und Erziehung, Vol. 7/1954, S. 612-630; Eyfarth, Klaus/Brandt, Ursula/Hawel, Wolfgang, Farbige Kinder in Deutschland. Die Situation der Mischlingskinder und die Aufgaben ihrer Eingliederung, Juventa, München 1960; Pfaffenberger, Hans, Besatzungskinder, in: Unsere Jugend. Zeitschrift für Jugendhilfe in Wissenschaft und Praxis, Vol. 9/H.10/1957, S. 1-7.

wenn, dann zumeist mit einem Fokus auf Kinder Schwarzer Soldaten.<sup>36</sup> Mitte der 1980er wurden sowohl zum Thema Frauenleben in der Nachkriegszeit<sup>37</sup> als auch zu „Besatzungskindern“ Beiträge veröffentlicht – in Sammelbänden<sup>38</sup> oder in Form von Artikeln in Fachzeitschriften, die sich mit dem Thema auseinandersetzten.<sup>39</sup> In der folgenden Dekade wurde das Thema immer öfter aufgegriffen,<sup>40</sup> bis es in den Nullerjahren tatsächlich seinen festen Platz in der Wissenschaft gefunden hatte.<sup>41</sup>

In Österreich lassen sich die ersten Arbeiten spezifisch zu Frauenleben in der Nachkriegsgesellschaft Anfang der 1990er Jahre festmachen,<sup>42</sup> meist in Form von Artikeln und

---

<sup>36</sup> Vgl. z.B. den Spielfilm „Toxi“, Regie: Stemmle, Robert, BRD 1952, URL: <https://www.imdb.com/title/tt0045250/>, aufgerufen am 25.04.2021; Simon, Alfons, Maxi, unser N\*\*\*\*bub. Farbige Kinder kommen in unsere Schule, Eilers & Schünemann, Bremen 1952. Dass beide Werke 1952 erschienen sind, lässt sich wohl damit verbinden, dass in diesem Jahr der erste Jahrgang der „Besatzungskinder“ eingeschult wurde. Allerdings lassen sich verstreut auch später Werke der Unterhaltungsliteratur finden, in denen das Thema zumindest in Form von Nebenfiguren behandelt wird, vgl. z.B. Bratt, Berte, Liebe Inge!, Schneider, München/Wien 1968 – auch diese Veröffentlichung weist allerdings ein einschlägiges Erscheinungsdatum auf.

<sup>37</sup> Vgl. z.B. Ruhl, Klaus-Jörg [Hg.], Frauen in der Nachkriegszeit: 1945-1963, Deutscher Taschenbuchverlag, München 1988.

<sup>38</sup> Vgl. die entsprechenden Beiträge in Schultz, Ayim May/Oguntoye, Katharina/Schultz, Dagmar [Hg.], Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte, Fischer, Berlin 1986.

<sup>39</sup> Vgl. z.B. Lebzelter, Gisela, Schwarze Schmach. Vorurteile – Propaganda – Mythos, in: Geschichte & Gesellschaft Vol. 1/H.11/1985, S. 37-58.

<sup>40</sup> Vgl. Campt, Tina/Grosse, Pascal, Mischlingskinder in Nachkriegsdeutschland. Zum Verhältnis von Psychologie, Anthropologie und Gesellschaftspolitik nach 1945, in: Psychologie und Geschichte, Vol. 1/1994, S. 48-78; Kleinschmidt, Johannes, „Do not fraternize“. Die schwierigen Anfänge der deutsch-amerikanischen Freundschaft 1944-1949, Hochschulschrift, Tübingen 1995; Sander, Helke/Johr, Barbara [Hg.] Befreier und Befreite. Krieg, Vergewaltigung, Kinder, Fischer, Frankfurt am Main 1995.

<sup>41</sup> Vgl. Lemke Muniz de Faria, Yara-Colette, Zwischen Fürsorge und Ausgrenzung. Afrodeutsche „Besatzungskinder“ im Nachkriegsdeutschland, Metropol, Berlin 2002; Lorenz, Hilke, Kriegskinder. Schicksal einer Generation, List, München 2003; Wigger, Iris, Die „Schwarze Schmach am Rhein“. Rassistische Diskriminierung zwischen Geschlecht, Klasse, Nation und Rasse, Westfälisches Dampfboot, Münster 2007; Grundmann, Matthias/Hoffmeister, Dieter/Knoth, Sebastian [Hg.], Kriegskinder in Deutschland zwischen Trauma und Normalität. Botschaften einer beschädigten Generation, LIT, Münster/Berlin 2009; Satjukow, Silke, „Besatzungskinder“. Nachkommen deutscher Frauen und alliierter Soldaten seit 1945, in: Geschichte & Gesellschaft, Vol. 4/2011, S. 559-591; Kaiser, Marie/Kuwert, Philipp/Glaesmer, Heide, Aufwachsen als Besatzungschild des Zweiten Weltkrieges in Deutschland. Hintergründe und Vorgehen einer Befragung deutscher Besatzungskinder, in: Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie, Vol.61/H.2/2015, S. 191-205; Satjukow, Silke/Gries, Rainer, „Bankerte!“ Besatzungskinder in Deutschland nach 1945, Campus, Frankfurt/New York 2015; Kleinau, Elke/Mochmann, Ingvill [Hg.], Kinder des Zweiten Weltkrieges. Stigmatisierung, Ausgrenzung, Bewältigungsstrategien, Campus, Frankfurt/New York 2016; Fehrenbach, Heide, Race after Hitler. Black Occupation Children in Postwar Germany and America, Princeton University Press, Princeton 2018; Mitreuter, Saskia/Kaiser, Marie/Roupetz, Sophie/Stelzl-Marx, Barbara/Kuwert, Philipp/Glaesmer, Heide, Questions of Identity in Children Born of War. Embarking on a Search for the Unknown Soldier Father, in: Journal of Child and Family Studies, Vol.28/H.11/2019, S. 3220-3229; Schmid, Rafaela, Vaterdezentrierung. Psychoanalytische Entgegnungen zum Fachdiskurs über „Besatzungskinder“, Velbrück Wissenschaft, Weilerswist-Metternich 2022.

<sup>42</sup> Vgl. u.a.: Huber, Renate, „I säg all, ma heat vrgessa höra schaffa...“. Alltagsleben in Vorarlberg während der Besatzungszeit 1945-1953 anhand lebensgeschichtlicher Interviews, Diplomarbeit, Salzburg 1996; Huber, Renate, „Als Mann hätte er mich interessiert, als Mann...“. Beziehungen von Vorarlberger Frauen zu französischen Besatzungssoldaten auf der Basis lebensgeschichtlicher Interviews, in: Montfort, Vol.



Hochschulschriften,<sup>43</sup> während der 1990er gewann der Diskurs an Breite.<sup>44</sup> Das erste großflächige Oral History-Projekt zur Besatzungszeit startete Ende der 1990er,<sup>45</sup> in dem daraus entstandenen Sammelband findet sich bereits ein Kapitel zu „Besatzungskindern“.<sup>46</sup>

Ab den 1990ern fand schließlich die erste Konzentration der österreichischen Wissenschaft auf das Thema „Besatzungskinder“ statt,<sup>47</sup> die in den 2010er Jahren durch weitere öffentliche Projekte, mit zunehmend wachsendem Interesse und unter verstärkter Einbindung der Zeitzeug:innen fortgesetzt wurde. Im September 2012 fand erstmals eine Tagung von Wissenschaftler:innen und Zeitzeug:innen, organisiert vom Ludwig-Boltzmann-Institut für Kriegsfolgenforschung Graz und der Universität Magdeburg, statt, aus der ein umfangreicher Sammelband entstand.<sup>48</sup> Der ORF strahlte 2015 die Dokumentation „Besatzungskinder“ aus.<sup>49</sup> Des Weiteren wurde 2016 – ebenfalls in enger Zusammenarbeit mit Zeitzeug:innen – im Volkskundemuseum Wien temporär eine Ausstellung zu den Kindern Schwarzer GIs und österreichischer Frauen eröffnet.<sup>50</sup> Ende 2020 wurde eine Dissertation zum Thema

---

49/H.2/1997, S. 177-196; Schmidlechner, Karin, Frauenleben in Männerwelten. Kriegsende und Nachkriegszeit in der Steiermark, Döcker, Wien 1997. Auch Ingrid Bauer weist darauf hin, dass diese den ersten Anstoß zur Erforschung des Phänomens „Besatzungskinder“ gaben, vgl. Bauer, Ingrid, „Ich bin stolz, ein Besatzungskind zu sein.“ Zeitgeschichtliche Forschungen als Impulse für Empowerment? Befunde mit Blick auf die einstige US-Zone in Österreich, in: Stelzl-Marx/Satjukow [Hg.], Besatzungskinder, S. 183-206, hier: S. 192.

<sup>43</sup> Vgl. z.B. Bandhauer-Schöffmann, Irene/Hornung, Ela, Von der Trümmerfrau auf der Erbse.

Ernährungssicherung und Überlebensarbeit in der unmittelbaren Nachkriegszeit in Wien, in: L'homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, Vol. 2/H.1/1991, S. 77-106; Kurz, Ulla, Die Situation der Frauen in der Nachkriegszeit in Österreich, Diplomarbeit, Wien 1991; Reitermaier, Cornelia, Frauenbild und Mädchenleben in der österreichischen Nachkriegszeit, Diplomarbeit, Wien 1996; Brunnhofer, Regina, „Liebesgeschichten und Heiratssachen.“ Das vielfältige Beziehungsgeflecht zwischen britischen Besatzungssoldaten und Frauen in der Steiermark zwischen 1945-1955, Diplomarbeit, Graz 2002.

<sup>44</sup> Vgl. z.B. Bandhauer-Schöffmann, Irene/Hornung, Ela: Vom „Dritten Reich“ zur Zweiten Republik. Frauen im Wien der Nachkriegszeit, in: Good, David/Grandner, Margarete/Maynes, Mary [Hg.], Frauen in Österreich, Böhlau, Wien 1994, S. 225-246; Bauer, Ingrid, „Austria's Prestige Dragged into the Dirt“? The „GI-Brides“ and Postwar Austria Society (1945-1955), in: Bischof, Günter/Pelinka, Anton/Thurner, Erika [Hg.], Women in Austria, Transaction Publishers, New Brunswick/London 1998, S. 41-55.

<sup>45</sup> Vgl. Bauer, Ingrid, Welcome Ami Go Home. Die amerikanische Besatzung in Salzburg 1945-1955, Erinnerungslandschaften aus einem Oral History Projekt, Anton Pustet, Salzburg/München 1998.

<sup>46</sup> Vgl. Bauer, Welcome Ami Go Home, S. 237-257.

<sup>47</sup> Vgl. z.B. Bauer, Ingrid, „Leiblicher Vater: Amerikaner (N\*\*\*\*)“. Besatzungskinder österreichisch-afroamerikanischer Herkunft, in: Niederle, Helmuth/Davis-Sulikowski, Ulrike/Fillitz, Thomas [Hg.], Früchte der Zeit. Afrika, Diaspora, Literatur und Migration, WUV Universitätsverlag, Wien 2001, S. 49-68; Stelzl-Marx, Barbara, Freier und Befreier. Zum Beziehungsgeflecht zwischen sowjetischen Besatzungssoldaten und österreichischen Frauen, in: Karner, Stefan/Stelzl-Marx, Barbara [Hg.], Die Rote Armee in Österreich 1945-1955, Beiträge, Oldenbourg, Graz/Wien/München 2005, S. 421-448; Lechhab, Hamid, Marokkanische Besatzungskinder in Vorarlberg nach 1945, in: Sauer, Walter [Hg.], Von Soliman zu Omofuma. Afrikanische Diaspora in Österreich 17. bis 20. Jahrhundert, StudienVerlag, Innsbruck/Wien/Bozen 2007, S. 177-186.

<sup>48</sup> Vgl. Stelzl-Marx/Satjukow [Hg.], Besatzungskinder.

<sup>49</sup> Vgl. „Besatzungskinder“, Regie: Gokl, Robert, Österreich 2015, URL: <https://tv.orf.at/orf3/stories/2710846/> bzw. <https://tvthek.orf.at/profile/Archiv/7648449/Besatzungskinder/9762131/ORF-III-Spezial-Besatzungskinder/9771952>, beide aufgerufen am 27.04.2021.

<sup>50</sup> Vgl. den dazugehörigen Ausstellungskatalog, Wahl, Niko/Rohrbach, Philipp/Adler, Tal, SchwarzÖsterreich. Die Kinder afroamerikanischer Besatzungssoldaten, Löcker, Wien 2016; URL:

österreichische Besatzungskinder im britischen Sektor von Lukas Schretter eingereicht,<sup>51</sup> Anfang 2021 erschien eine „zeitgeschichte“-Ausgabe zu „Black GI Children in Post-World War II Europe“, herausgegeben von Ingrid Bauer und Philipp Rohrbach.<sup>52</sup> Im Herbst diesen Jahres wird eine Publikation von Flavia Guerrini zu einem Oral History Projekt mit österreichischen „Besatzungskindern“ erscheinen.<sup>53</sup> Philipp Rohrbach arbeitet aktuell an seiner Dissertation zu österreichischen Schwarzen „Besatzungskindern“ des amerikanischen Sektors bzw. dem transatlantischen Adoptionssystem.<sup>54</sup>

Heute lässt sich eine internationale, interdisziplinär verflochtene Forschungscommunity zu diesem Themenkomplex finden, die u.a. mit Ansätzen aus der Geschichte, der Psychologie, der Anthropologie, den Kulturwissenschaften und der Statistik arbeitet. An dieser Stelle sei beispielhaft nur auf das von der EU geförderte, bereits abgeschlossene Projekt „Children Born of War – Past, Present, Future“<sup>55</sup> verwiesen, welches von der Universität Birmingham geleitet wurde.

Zu „Besatzungskindern“ erschienen in den letzten Jahren neben wissenschaftlichen Publikationen<sup>56</sup> auch Autobiografien, namentlich seien hier genannt Jürgen Schubert,<sup>57</sup> Winfried Behlau,<sup>58</sup> Eleonore Dupuis,<sup>59</sup> Ute Baur-Timmerbrink<sup>60</sup> und Rosa Schwarzkopf.<sup>61</sup>

---

[https://www.volkskundemuseum.at/jart/pri3/volkskundemuseum/main.jart?content-id=1360933676396&rel=de&article\\_id=1445004713852&event\\_id=1445004713855&reserve-mode=active](https://www.volkskundemuseum.at/jart/pri3/volkskundemuseum/main.jart?content-id=1360933676396&rel=de&article_id=1445004713852&event_id=1445004713855&reserve-mode=active), aufgerufen am 10.01.2021; im Zuge dessen wurde u.a. auch eine „Anleitung“ für US-Soldaten im Umgang mit dem besetzten Österreich, respektive seiner Bevölkerung, neu verlegt; Rohrbach, Philipp/Wahl, Niko [Hg.], Austria – A Soldier’s Guide, Czernin, Wien 2017.

<sup>51</sup> Vgl. Schretter, Lukas, Britische Besatzungskinder. Die Nachkommen britischer Soldaten und österreichischer Frauen nach dem Zweiten Weltkrieg, Dissertation, Graz 2020.

<sup>52</sup> Vgl. Bauer, Ingrid/Rohrbach, Philipp [Hg.], Black GI Children in Post-World War II Europe, zeitgeschichte, Vol. 1/2021, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2021.

<sup>53</sup> Vgl., Guerrini, Flavia, Vom Feind ein Kind. Nachkommen alliierter Soldaten erzählen, mandelbaum, Wien/Berlin 2022 (in Vorbereitung), URL: <https://www.mandelbaum.at/buecher/flavia-guerrini/vom-feind-ein-kind>, aufgerufen am 14.07.2022.

<sup>54</sup> Vgl. URL: <https://www.vwi.ac.at/index.php/institut/team/26-german-site/forschung/forschungsprojekte/632-die-unsichtbaren-oesterreicherinnen>, aufgerufen am 30.05.2021.

<sup>55</sup> Vgl. URL: <https://bik.ac.at/projekt-children-born-of-war-past-present-future/>, aufgerufen am 06.01.2022.

<sup>56</sup> Vgl. z.B. Bauer/Rohrbach [Hg.] Black GI Children in Post-World War II Europe; Schretter, Britische Besatzungskinder; Bland, Lucy, Britain’s „Brown Babies“. The Stories of Children Born to Black GIs and White Women in the Second World War, Manchester University Press, Manchester 2020.

<sup>57</sup> Schubert, Jürgen, mundtot. Nachkriegsbiographie eines nicht gewollten Besatzerkindes, VAS, Bad Homburg 1999.

<sup>58</sup> Vgl. Behlau, Winfried [Hg.], Distelblüten. Russenkinder in Deutschland, con-thor, Ganderkesee 2015.

<sup>59</sup> Vgl. Dupuis, Eleonore, Befreiungskind, Edition Liaunigg, Wien 2015.

<sup>60</sup> Vgl. Baur-Timmerbrink, Ute, Wir Besatzungskinder. Töchter und Söhne alliierter Soldaten erzählen, Ch. Links, Berlin 2015.

<sup>61</sup> Vgl. Schwarzkopf, Rosa, So war mein Leben. Die Wahrheit über das Leben eines „Russenbankerts“, Eigenverlag, Wien 2016.

Ebenfalls zu Wort kommen Betroffene indirekt<sup>62</sup> und direkt<sup>63</sup> in den Standardwerken Österreichs und Deutschlands zu der Thematik. Aufgrund des gesteigerten Interesses formierten sich auch unter den „Besatzungskindern“, wie bei den „Wehrmachts-“ und „Lebensborn-“Kindern, Vereine und Netzwerke.<sup>64</sup> Neben Vertonungen des Themas<sup>65</sup> erschienen mehrere TV-Dokumentationen<sup>66</sup> und auch ein Spielfilm zu der Thematik wurden in den letzten Jahren ausgestrahlt.<sup>67</sup> Immer wieder kamen und kommen „Besatzungskinder“ mittlerweile in Zeitungen und Zeitschriften zu Wort.<sup>68</sup>

Obwohl in den letzten Jahren also große Fortschritte zu verzeichnen sind, sind immer noch viele Forschungsfelder unbeschränkt, beispielsweise Fragen zum transgenerationellen Umgang mit der Thematik innerhalb von Familien oder Fragestellungen aus geschlechterspezifischen Blickwinkeln. Im Vergleich zu den drei anderen Zonen gibt es erst wenig Forschung zur französischen Zone in Österreich. Zumeist beziehen sich die Forschungen in Österreich zudem auf die Kinder einzelner Besatzungszonen.

#### 1.4 Fragestellung und Ziel der Arbeit

Die vorliegende Masterarbeit möchte an diesem Punkt ansetzen und sich den Erfahrungswelten von österreichischen „Besatzungskindern“ aller vier Zonen widmen. Dafür wird einerseits die geschilderte Diversität von erlebten Alltagserfahrungen nachgezeichnet, andererseits werden

---

<sup>62</sup> Vgl. Satjukow/Gries [Hg.], „Bankerte!“; Baur-Timmerbrink, Wir Besatzungskinder.

<sup>63</sup> Vgl. Stelzl-Marx/Satjukow [Hg.], Besatzungskinder, die autobiografischen Beiträge finden sich auf S. 411-496.

<sup>64</sup> Für Besatzungskinder amerikanischer (und britischer) Soldaten gibt es das Netzwerk „GI trace“, gegründet 1986, URL: <http://www.gitrace.org/index.html>, aufgerufen am 23.04.2021; für die französische Zone sowie „Wehrmatskinder“ in Frankreich gibt es den Verein „Coeurs sans Frontiers – Herzen ohne Grenzen“, gegründet 2006, URL: <https://www.coeurssansfrontieres.com/de/>, aufgerufen am 23.04.2021. Für Besatzungskinder des sowjetischen Sektors gibt es zwei Vereine, „Distelblüten“ unter der Leitung von Winfried Behlau, URL: <https://russenkinder-distelblueten.de/>, sowie „Russenkinder“ unter der Leitung von Anatoly Rothe, URL: <https://www.russenkinder.de/>, beide aufgerufen am 06.01.2022. Überdies bietet in Österreich die Plattform „abgängig-vermisst“ Hilfe für Suchende, sie wird betreut von Christian Mader, URL: <https://www.abgaengig-vermisst.at/>, aufgerufen am 07.01.2022.

<sup>65</sup> Vgl. z.B. den Song über ein Schwarzes „Besatzungskind“ von der Band „Extrabreit“, der im Jahr 2008 erschien, vgl. URL: <https://www.youtube.com/watch?v=n5bLKC5Cpa0>, aufgerufen am 15.07.2022.

<sup>66</sup> Vgl. z.B. „Brown Babies – The Mischlingskinder Story“, Regie: Griffin, Regina, USA 2010, URL: <https://www.imdb.com/title/tt1884263/>, aufgerufen am 24.04.2021; „Besatzungskinder“, Regie: Zeidler, Andrea, Österreich 2011, URL: <https://langbein-partner.com/film/detail/besatzungskinder>, aufgerufen am 07.01.2022; „Besatzungskinder“, Gokl, Österreich 2015.

<sup>67</sup> Vgl. „Kleine große Stimme“, Regie: Murnberger, Wolfgang, Deutschland/Österreich 2015, URL: <https://www.youtube.com/watch?v=8cE-IOLug8k>, aufgerufen am 23.02.2021.

<sup>68</sup> Vgl. u.a. auch in der auflagenstarken „Kronen Zeitung“, vgl. URL: <https://www.pressreader.com/austria/kronen-zeitung-9gf1/20210718/282059100014205>, aufgerufen am 23.07.2022.



die Entstehungsbedingungen dieses breiten Erfahrungsspektrums diskutiert. Um ein möglichst vollständiges Bild zu erhalten, werden Biografien von „Besatzungskindern“ aus allen vier ehemaligen Besatzungszonen in die Analyse miteinbezogen. Ziel der Arbeit ist, herauszufinden, welche Faktoren konstituierend auf das Alltagserleben der Betroffenen wirkten, an welchen Rahmenbedingungen sich die unterschiedlichen Erfahrungen festmachen lassen und wie sich das Zusammenwirken ebendieser analysieren lässt. Im Zuge der Arbeit wird sich herausstellen, dass den diversen Lebensrealitäten der „Besatzungskinder“ durch den gewählten intersektionalen Zugang in ihrer Vielfalt Rechnung getragen werden kann.

### 1.5 Ideenfindung und Kontaktaufnahme

Die Idee für die Herangehensweise der vorliegenden Arbeit entspringt dem Wunsch, nicht ‚nur‘ über Betroffene zu schreiben, sondern auch ihre Sichtweise auf die eigene Lebensgeschichte und den Umgang mit „Besatzungskindern“ zu hören und diese in einem wissenschaftlichen Rahmen zu kontextualisieren.

Die Kontaktaufnahme der Interviewpartner:innen erfolgte mit Unterstützung von Barbara Stelzl-Marx, die den Kontakt zu vier Interviewpartnerinnen legte. Durch die Vernetzung zweier dieser Interviewpartnerinnen, Eleonore D. und Ute Baur-Timmerbrink, entwickelten sich mit ihrer Unterstützung die Kontakte zu den weiteren sieben „Besatzungskindern“. Schlussendlich stand ein Sample von insgesamt neun weiblichen und zwei männlichen Interviewpartner:innen: Fünf Personen sind Kind eines US-amerikanischen Vaters, jeweils zwei das Kind eines britischen, französischen und sowjetischen Vaters.<sup>69</sup>

### 1.6 Theoretische Überlegungen

Beim Arbeiten mit Zeitzeug:innen bzw. Betroffenen in Form von Oral History Interviews gilt es mehrere Punkte zu beachten. Einige Überlegungen werden an dieser Stelle zusammengefasst angeführt.

Erinnerungen sind keine – wie früher angenommen – statischen Gebilde, die unberührt ‚gelagert‘ werden, bis man sie wieder hervorholt. Erinnerungen sind eine hochkomplexe, ständig im Wandel begriffene kognitive Rekonstruktionsleistung. Somit ist auch in Bezug auf

---

<sup>69</sup> Mit dieser Aufteilung ergibt sich ein asymmetrisches Repräsentationsverhältnis der Besatzungszonen, das es zu beachten gilt.

die für diese Arbeit geführten Interviews zu berücksichtigen, dass „nachträglich Gehörtes, Gelesenes und Gesehenes die Retrospektiven beeinflussen, einzelne Kindheitserlebnisse in den Vordergrund stellen und andere in den Hintergrund drängen.“<sup>70</sup> Dementsprechend gilt zu beachten, dass in einem Interview nie ein vollständiger Überblick gegeben werden kann, sondern stets Ausschnitte erzählt werden. Bei den erzählten Sequenzen handelt sich immer ‚nur‘ um eine Facette der Geschichte, auch dies ist in die methodischen Planungen miteinzubeziehen. Erinnerungen werden sowohl auf individueller als auch auf gesellschaftlicher Ebene beeinflusst, wie u.a. Maurice Halbwachs mit dem Begriff des „kollektiven Gedächtnis“<sup>71</sup> oder Jan und Aleida Assmann mit ihren Konzepten des „kommunikativen“ und „kulturellen Gedächtnis“<sup>72</sup> konstatiert haben. Dieser Erinnerungs- und Reproduktionsprozesse entstehen aus einem „vielschichtige[n] Gemenge aus Faktum und Gefühl, Zustandsbeschreibung und Wertung, authentischem, weil noch unbearbeitetem historischen Erleben und nachträglichem Modifikation, durch das sie gekennzeichnet sind“:<sup>73</sup> Das Erleben der Gegenwart beeinflusst also die Erinnerung in vielerlei Hinsicht, man spricht hier auch von retrospektiver Kausalität<sup>74</sup> oder wie es Ingrid Bauer ausdrückt:

„Das Gestern wird in der Begrifflichkeit des Heute artikuliert – im gleichzeitigen Wechselspiel zwischen individueller Erinnerung und den offiziellen Erinnerungskulturen einer Gesellschaft.“<sup>75</sup>

Sichtbar wird dies vor allem dann, wenn sich der Erzählstil inhaltsbezogen ändert: Von Erlebnissen, die bereits oft durchdacht/erzählt und damit bereits (mehrfach) rekonstruiert wurden, wird flüssiger berichtet als etwa von „traumatische[n] Erlebnisse[n] oder [dem] scheinbar Unbeschreibbare[n]“.<sup>76</sup> Diese Passagen werden in eher brüchigem bzw. fragmentarisch geprägten Erzählstil wiedergegeben. Ebenso wie die Entstehungsgeschichte und Verbalisierung der erzählten Inhalte ist zu beachten, was innerhalb der Erzählungen in den Hintergrund geschoben oder ausgelassen wird, welche „Widersprüche und Lücken“<sup>77</sup> sich

<sup>70</sup> S. Schretter, *Britische Besatzungskinder*, S. 48.

<sup>71</sup> Vgl. Halbwachs, Maurice, *Das Gedächtnis und seine sozialen Bindungen* (original: *Les cadres sociaux de la mémoire*), Suhrkamp, Frankfurt am Main 2019.

<sup>72</sup> Vgl. Assmann, Jan, *Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität*, in: ders. [Hg.], *Kultur und Gedächtnis*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1988, S. 9-19; Assmann, Aleida, *Individuelles und kollektives Gedächtnis. Formen, Funktionen und Medien*, in: Wettengl, Kurt [Hg.], *Das Gedächtnis der Kunst. Geschichte und Erinnerung in der Kunst der Gegenwart*, Hatje Cantz, Ruit 2000, S. 21-28; Assmann, Aleida, *Wie wahr sind unsere Erinnerungen?*, in: Welzer, Harald [Hg.], *Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte der interdisziplinären Gedächtnisforschung*, Klett-Cotta, Stuttgart 2006, S. 95-110.

<sup>73</sup> S. Bauer, *Welcome Ami Go Home*, S. 10.

<sup>74</sup> Vgl. das Methodenportal der Universität Leipzig, URL: <https://home.uni-leipzig.de/methodenportal/oral-history/>, aufgerufen am 22.07.2022.

<sup>75</sup> S. Bauer, *Welcome Ami Go Home*, S. 10.

<sup>76</sup> S. Schretter, *Britische Besatzungskinder*, S. 48.

<sup>77</sup> S. Schretter, *Britische Besatzungskinder*, S. 48.

während eines oder mehrerer Interview(s) auf und wie diese zu werten sind. Ebenfalls zu beachten ist die nonverbale Ebene von Interviews – so können neben dem Erzählstil und der Tonalität auch Pausen, Gesten, Mimik oder andere Expressionselemente wie Räuspern, Lachen oder Weinen zum Erfassen und Interpretieren des Gesagten beitragen.

Ein verbindendes Merkmal der verschiedenen Methoden aus dem Forschungszugang der Oral History ist, dass die Quellen mit den Betroffenen partizipativ erarbeitet werden, angelehnt an den Begriff der „demokratischen Geschichtsschreibung“,<sup>78</sup> also auch einen Akt der Selbstermächtigung (von Minderheiten) bieten (können). Interviewer:innen stellen gemeinsam mit ihren Interviewpartner:innen das zu bearbeitende Material her und beeinflussen so auch dessen Entstehungs- und Rahmenbedingungen bzw. legen diese fest.

Zusammengefasst sind also „die prinzipielle Differenz zwischen Ereignis und Erinnerung in Oral History Interviews, der Konstruktionscharakter lebensgeschichtlicher Erzählungen, der Zugang zu Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern und die gewählte Interviewmethode“<sup>79</sup> in den Entstehungsvorbereitungen sowie der Analyse der Interviews zu beachten. Demzufolge gilt es, die Wirkmächtigkeit und den Einfluss der Interviewsituation(en) zu berücksichtigen, in dem Wissen, dass bereits die Anfrage an die Interviewpartner:innen mit der Themenvorstellung die Rahmenbedingungen der Erzählsituation formen wird.

## 1.7 Methodische Herangehensweise

Schlussendlich fiel die Wahl bezüglich der Interviewmethode auf eine Kombination mehrerer Zugänge: Den Überlegungen von Gabriele Rosenthal folgend<sup>80</sup> wurden mit jeder der elf Personen zwei Treffen vereinbart. Das erste Treffen begann methodisch angelehnt an die dokumentarische Methode bzw. das narrativ fundierte Interview<sup>81</sup> mit einer offenen Fragestellung, um den Interviewpartner:innen die Gelegenheit zu geben, eigenständig Themenschwerpunkte zu setzen. Die autobiografischen Erzählungen waren unterschiedlich

---

<sup>78</sup> Vgl. Niethammer, Lutz/Settele, Veronika/Nolte, Paul, Oral History in der deutschen Zeitgeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft, Vol. 43/H.1/2017, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2017, S. 110-145, hier: S. 114.

<sup>79</sup> S. Schretter, Britische Besatzungskinder, S. 45.

<sup>80</sup> Vgl. Rosenthal, Gabriele, Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Campus, Frankfurt/New York 1995.

<sup>81</sup> Vgl. Nohl, Arndt-Michael, Interview und Dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis, in: Bohnsack, Ralf/Flick, Uwe/Lüders, Christian/Reichert, Jo [Hg.], Qualitative Sozialforschung, Springer, Wiesbaden 2017 [2006], S. 15-28. Weitere methodische Überlegungen vgl. Rosenthal, Erlebte und erzählte Lebensgeschichte bzw. Kleinau, Elke, „Ich wollte unbedingt zur Schule, ich bin so gern zur Schule gegangen.“ Bildungsbiografie eines Besatzungskindes vor der Bildungsexpansion, in: Stelzl-Marx/Satjukow [Hg.], Besatzungskinder, S. 166-182, hier S. 170-172.

detailliert und ausführlich, in allen Fällen wurde dem ersten Erzählfluss freier Lauf gelassen. Im weiteren Verlauf der Sitzung wurden anschließend in „dialogische[r] Annäherung an die Lebensgeschichte“<sup>82</sup> zum besseren Verständnis des bereits Erzählten Nachfragen gestellt. Zum Ende des Interviews bestand für die Interviewpartner:innen noch die Möglichkeit, Allfälliges zu ergänzen.

Nach der Transkription und Analyse der ersten elf Interviews wurde etwa zwei Monate später mit jeder Person ein Folgegespräch geführt. Dieses diente dazu, die ungeklärten Fragen, die sich während des Analysierens und Vergleichens der ersten elf Interviews aufgetan hatten, zu beantworten und beinhalteten daher auch Elemente des leitfadengestützten Interviews.<sup>83</sup> Auch hier hatten die Interviewpartner:innen zu Beginn und zum Ende des Gesprächs die Möglichkeit, auf Wunsch noch Allfälliges zu ergänzen bzw. detaillierter auf selbst gewählte Themen einzugehen.

Durch den Ausbruch der COVID19-Pandemie<sup>84</sup> wurden in der ersten Runde sieben Interviews online mit der Kommunikationssoftware „Zoom“,<sup>85</sup> zwei via Telefongespräch und – einvernehmlich und unter Einhaltung aller geltenden pandemiebedingten Auflagen und Vorsichtsmaßnahmen – zwei Interviews bei den betreffenden Interviewpartnerinnen zu Hause geführt. In der zweiten Runde wurden sechs Interviews via „Zoom“-Sitzungen geführt, zwei per Telefon und drei vor Ort, zwei davon bei den betreffenden Personen zu Hause und eines in einem Caféhaus. Bei den digital geführten Gesprächen wurde die softwareimmanente Aufnahmemöglichkeit von „Zoom“ genutzt, bei den Telefonaten und den vor Ort stattfindenden Gesprächen wurde die Sitzung per Aufnahmegerät festgehalten. Sämtliche Interviews wurden in deutscher Sprache geführt.

In der ersten Runde dauerte ein Interview im Schnitt 95 Minuten, die Dauer des kürzesten Gesprächs betrug 42 Minuten, die des längsten etwas mehr als zweieinhalb Stunden. Die zweite

---

<sup>82</sup> S. Schretter, *Britische Besatzungskinder*, S. 51.

<sup>83</sup> Vgl. dazu das Medienportal der Universität Leipzig, URL: <https://home.uni-leipzig.de/methodenportal/leitfadengestuetztes-interview/>, aufgerufen am 22.07.2022.

<sup>84</sup> Die Herausforderungen einer Pandemie waren zu diesem Zeitpunkt noch neu, es bestanden abgesehen von Masken unterschiedlicher Art sowie Empfehlungen, Abstand zu halten und spezifische Hygieneregeln zu befolgen, keine weiteren Vorschläge zu Schutzmaßnahmen. Die Testmöglichkeiten standen ebenfalls noch an ihrem Beginn. Dies war auch aufgrund des Alters meiner Interviewpartner:innen, mit dem sie in die sog. vulnerable Gruppe fielen, für mich von Bedeutung. Mitte März 2020, kurz nach dem Start der ersten Interviewrunde, wurde der erste Lockdown verhängt, der erst ab Mitte April schrittweise aufgehoben wurde, vgl. zum Lockdown die entsprechende Verordnung des Bundesministers für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz unter URL: [https://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblAuth/BGBLA\\_2020\\_II\\_98/BGBLA\\_2020\\_II\\_98.pdfsig](https://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblAuth/BGBLA_2020_II_98/BGBLA_2020_II_98.pdfsig), aufgerufen am 24.06.2022 bzw. zur schrittweisen Aufhebung des Lockdowns unter URL: <https://orf.at/stories/3160816/>, aufgerufen am 24.06.2022.

<sup>85</sup> Vgl. URL: <https://zoom.us/>, aufgerufen am 24.07.2022.

Runde fiel dem Ansatz entsprechend durchschnittlich etwas kürzer aus, hier dauerte ein Gespräch im Schnitt ca. 67 Minuten, die kürzeste Dauer betrug 27 Minuten, die längste knapp zweieinviertel Stunden.<sup>86</sup> Die insgesamt 22 Interviews wurden im Zeitraum zwischen dem 5. März und dem 28. Mai 2021 geführt. Das Quellenkorpus der vorliegenden Masterarbeit besteht somit aus ca. 30 Stunden Audioaufnahme und etwa 450 Seiten (codierten) Transkripten.<sup>87</sup>

Die Verschriftlichung aller 22 Interviews erfolgte unter Verwendung des Transkriptionsprogramms „f4transkript“.<sup>88</sup> Sämtliche Transkripte wurden zur weiteren Bearbeitung in das Programm „MAXQDA“<sup>89</sup> eingespeist. Induktiv wurde ein Code-System mit 24 Codes erstellt. Dies ermöglichte eine thematisch kategorisierte Zuordnung bzw. Einteilung der jeweiligen Interviewinhalte. Auf diese Art wurden 1.628 Codierungen vorgenommen.<sup>90</sup>

An dieser Stelle sei auch kurz die Zitationsweise der Interviewpassagen in dieser Arbeit erklärt: „MAXQDA“ versieht jeden Sprecher:innenwechsel in den Transkripten mit einer Position, die Nummerierung ist aufsteigend und fortlaufend. Bei den zitierten Passagen findet sich in der Fußnote stets der Verweis auf die jeweilige Position im Transkript. Die betreffende Stelle ist auf diese Art in den codierten Transkripten zügig und effizient wieder auffindbar.

Die codierten Inhalte wurden anschließend für die vorliegende Arbeit abermals gebündelt bzw. sortiert. Da die Interviews mit einer offenen Fragestellung eröffnet worden waren bzw. die Inhalte in beiden Interviews von beiden Seiten gemeinsam geformt wurden, fallen streckenweise codierte Inhalte nicht in das untersuchte Forschungsfeld.<sup>91</sup> Andere Codes treten oft in Kombination auf, wie etwa „Armee“ und „Vater“ oder „fam. Umfeld“, „Mutter“ und

---

<sup>86</sup> Zur genauen Aufschlüsselung der jeweiligen Gesprächsdauer sowie der Modalität, des Datums, etc., vgl. die Tabelle im Anhang.

<sup>87</sup> Zur genauen Aufschlüsselung der codierten Interviews vgl. Abb. 1, zur Aufschlüsselung der Codes vgl. Abb. 2 im Anhang.

<sup>88</sup> Vgl. URL: <https://www.audiotranskription.de/f4transkript/>, aufgerufen am 24.06.2022. Der große Vorteil des Programms ist einerseits die umfangreiche Auswahlmöglichkeit der Transkriptionsmodalitäten sowie andererseits das automatische Erstellen von Zeitmarken nach den einzelnen Absätzen bzw. das Erstellen von rtf-Dokumenten. Diese ermöglichen in weiterer Folge ein gezieltes, zeitsparendes Auffinden einzelner Aussagen.

<sup>89</sup> Vgl. URL: <https://www.maxqda.de/>, aufgerufen am 24.06.2022. Diese Software eignet sich zum Ordnen und Analysieren von Quellen, seien es visuelle oder audiovisuelle Dateien, Tweets oder verschiedene Arten von Textdokumenten, wie im Fall der mit f4 transkribierten Quellen rtf-Dokumente.

<sup>90</sup> Vgl. Abb. 2 im Anhang.

<sup>91</sup> Beispielsweise lag zu Beginn dieser Arbeit kein analytischer Fokus auf dem Thema Vatersuche, da diese erst im Erwachsenenalter stattfindet bzw. im untersuchten Zeitraum, der Kindheit und Jugend, noch keine Rolle spielt. Dennoch macht der Code „Suche [nach dem leiblichen Vater]“ mit 113 Tags beinahe 10% aller Codierungen aus.

„Großeltern“.<sup>92</sup> Angelehnt an Mayrings qualitative Inhaltsanalyse<sup>93</sup> wurden induktiv und deduktiv<sup>94</sup> insgesamt zehn Kategorien gebildet, die in ihrem Zusammenspiel konstituierend auf den Alltag der „Besatzungskinder“ in ihrer Kindheit und Jugend wirkten:<sup>95</sup>

- der Zeitpunkt des Erfahrens
- die Besatzungszone
- die Beziehung der Eltern zueinander
- das Erscheinungsbild des Kindes
- das familiäre Umfeld
- der finanzielle Hintergrund der Mutter bzw. ihrer Familie
- das Geburtsjahr des Kindes
- das Geschlecht des Kindes
- das gesellschaftliche Umfeld
- der Wohnort (urban vs. rural)

Durch das Definieren der obigen Kategorien konnte eine Auswahl an Zitaten eingegrenzt werden. In einem nächsten Schritt wurden die verschiedenen Narrative, die sich in dieser Zitate-Auswahl finden lassen, exzerpiert sowie nach Thematik geordnete Zitate-Pools erstellt.

Durch die Kategorienbildung bot sich auch ein intersektionaler Analyseansatz an:<sup>96</sup> Die grundlegende Überlegung ist, dass diese Kategorien, um ein vollständiges Bild zu erhalten, nicht für sich alleinstehend betrachtet werden können, sondern in ihrer gegenseitigen Beeinflussung und Verflochtenheit wahrgenommen und untersucht werden müssen.

Aus forschungsethischen Beweggründen und im Bemühen um eine Beziehung auf Augenhöhe zwischen Forschung und Betroffenen erhielten alle Interviewpartner:innen vor der Verarbeitung der Zitate in den Fließtext ihre jeweilige Liste persönlicher Zitate mit der Bitte um einen Gegencheck. In sechs von elf Fällen konnten alle Zitate unverändert in die finale

---

<sup>92</sup> Es ist anzumerken, dass Codierungen gesetzt wurden, die über die Analysen, die diese Arbeit betreffen, hinaus gehen. Dies ist der Methodik geschuldet, da zwar im Vorfeld der Untersuchung eine festgelegte Forschungsfrage formuliert wurde, es sich aber um ein induktives Vorgehen handelte.

<sup>93</sup> Vgl. Mayring, Philipp, Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken, Beltz, Weinheim/Basel <sup>12</sup>2015 [1982].

<sup>94</sup> Beispielsweise spielt die Besatzungszone keine große Rolle in den Interviews, war allerdings für das Alltagserleben der Kinder wichtig, da unterschiedliche Rahmenbedingungen galten, die wiederum andere Kategorien, wie etwa die Beziehung der Eltern zueinander beeinflussen konnten, vgl. Kap. 2.2.

<sup>95</sup> Alphabetische Reihung.

<sup>96</sup> Vgl. Winkler, Gabriele/Degele, Nina, Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten, transcript, Bielefeld 2009.

Auswahl übernommen werden, in den anderen fünf Fällen wurde um kleine Änderungen bzw. Ergänzungen gebeten. Die Rückmeldungen betrafen hauptsächlich kontextualisierende Informationen, welche sich nun in eckigen Klammern oder, wenn ausführlicher, in Fußnoten wiederfinden. Weiters wurde vereinzelt um Anpassungen des Satzbaus gebeten, auch dialektale Ausdrücke wurden teilweise in Frage gestellt. In allen Fällen war eine gemeinsame Einigung unter Einhaltung aller wissenschaftlichen Standards und transparenter Nachvollziehbarkeit der Genese des jeweiligen Zitats für Rezipient:innen dieser Arbeit möglich.<sup>97</sup>

Die Zitate wurden vorsichtig sprachlich geglättet, allerdings im stetigen Bemühen, Inhalt und Ausdrucksweise so gut als möglich zu erhalten. Nicht beendete Sätze sind daher in den Transkripten erhalten und mit Bindestrichen gekennzeichnet. Ebenfalls zu finden sind dialektale Ausdrücke, diese werden ggf. in eckiger Klammer erläutert. Non-verbale kommunikative Elemente wie Lachen, Räuspern, etc. wurden ebenfalls in die Transkription aufgenommen und sind in eckigen Klammern für die Rezipient:innen nachvollziehbar angeführt. Durch Zögern oder Überlegen entstandene Sprechpausen wurden in Form von Gedankenstrichen visualisiert.

## 1.8 Formalia und Begrifflichkeiten

Die in der vorliegenden Masterarbeit genannten Personen werden einvernehmlich namentlich jeweils so angeführt, wie es ihrem Wunsch in den Vor- und Nachgesprächen zu den Interviews und ihrer Auswahl in der Einverständniserklärung entspricht. Dadurch ergeben sich Unregelmäßigkeiten in den Nennungen, manche Interviewpartner:innen werden mit vollem Vor- und Nachnamen zitiert, andere in der Variante „Vorname N.“ und eine Person in Form von „V. N.“. Die vierte auf der Einverständniserklärung angeführte Möglichkeit, mit einem Pseudonym zitiert zu werden, wurde von keiner/keinem der elf Interviewpartner:innen gewählt.

Zur Verwendung der Begriffe „Schwarz“ und „weiß“: Hier wird sich an einer der Eigenbezeichnungen Schwarzer Menschen orientiert (andere Begriffe wären etwa „Black“, „schwarz“ oder „People of Colour“).

„Dass ‚Schwarz‘ nachfolgend immer groß geschrieben wird, soll darauf aufmerksam machen, dass es kein wirkliches Attribut ist, also nichts ‚Biologisches‘, sondern eine politische Realität

---

<sup>97</sup> Diese Arbeitsweise mag zwar etwas aufwändiger sein, allerdings seien an dieser Stelle die ausgesprochen positiven Erfahrungen damit hervorgehoben. In einigen Fällen konnten durch die Hinweise und Ergänzungen der Interviewpartner:innen potenzielle Missverständnisse in der Rezeption einzelner Stellen präventiv unterbunden werden, vielfach wurde in den Antworten auch ein Dank über die Möglichkeit der Rückmeldung zum Ausdruck gebracht.

und Identität bedeutet. [...] Bei ‚weiß‘ handelt es sich ebenfalls um eine Konstruktion. Da dieser Begriff aber im Gegensatz zu ‚Schwarz‘ keine politische Selbstbezeichnung aus einer kleinen Widerstandssituation heraus ist, wird er [...] als Adjektiv klein geschrieben.“<sup>98</sup>

Auch in aktuellen wissenschaftlichen Publikationen zum Thema Schwarzsein in einer weißen Mehrheitsgesellschaft ist diese Form des Sichtbarmachens einer von mehreren möglichen Ansätzen.<sup>99</sup>

In der vorliegenden Arbeit wird der Gender-Doppelpunkt verwendet, um eine Reproduktion der Vorstellung von Geschlechtsbinarität bzw. die Reproduktion von Geschlechtscharakteren<sup>100</sup> zu unterbinden. Auch in wissenschaftlichen Instituten wie etwa der Ludwig Boltzmann Gesellschaft wird diese Form geschlechtergerechter Sprache genutzt.<sup>101</sup>

Der Terminus „Besatzungskinder“ wird in dieser Arbeit mit Anführungszeichen versehen, da in diesem Begriff die Fremdzuschreibungen mit den Eigenbeschreibungen der Betroffenen nicht immer übereinstimmen. Auch bei den Personen, die für diese Arbeit interviewt wurden, finden sich bezüglich der Wahl des ‚korrekten Terminus‘ unterschiedliche Ansichten.<sup>102</sup> Da allerdings ein Großteil der Interviewpartner:innen sich darin wiedererkennt und der Begriff Besatzungskinder (ohne Anführungszeichen) sich in der Forschung durchgesetzt hat, wird in dieser Arbeit mit Hilfe der Anführungszeichen eine Kompromisslösung gewählt. Diese sollen Leser:innen darauf hinweisen, dass es sich bei dem Begriff nicht in allen Fällen um eine Eigenbezeichnung handelt.

---

<sup>98</sup> S. Sow, Noah, Deutschland Schwarz Weiß. Der alltägliche Rassismus, Books on Demand, Norderstedt 2018, S. 24f.

<sup>99</sup> Vgl. Wahl/Rohrbach/Adler, SchwarzÖsterreich, S. 11.

<sup>100</sup> Vgl. Hausen, Karin, Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Conze, Werner [Hg.], Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Ernst Klett, Stuttgart 1976, S. 363-393.

<sup>101</sup> Vgl. URL: <https://lbg.ac.at/news/gleichstellung-und-diversitaet-in-der-lbg/>, aufgerufen am 26.06.2022.

<sup>102</sup> Eine detaillierte Diskussion der Terminus-Frage unter Miteinbeziehung der Stimmen der Interviewpartner:innen findet sich in Kap. 2.4.



## 2. Historischer Kontext

Um den im nächsten Kapitel folgenden Praxispart der vorliegenden Arbeit besser einordnen zu können, erfolgen an dieser Stelle einige historische Kontextualisierungen. Dafür ist es notwendig, zunächst die Situation der Frauen in der österreichischen Nachkriegs- und Besatzungszeit anzusprechen, ebenso stellt sich die Frage nach den unterschiedlichen militärischen Bestimmungen der Alliierten in Bezug auf die Fraternalisierung zwischen Soldaten und österreichischer Bevölkerung bzw. die Wertung von Beziehungen zwischen Soldaten und österreichischen Frauen. Zudem wird ein kurzer Überblick über das Thema Kinder österreichischer Frauen und alliierter Soldaten gegeben. Zuletzt wird ein Bogen aus der Vergangenheit in die Gegenwart gespannt, indem ein Thema, das im Laufe der Interviews mehrfach zur Sprache kam, diskutiert wird: Die Frage, welcher Terminus am ehesten den Eigen- sowie Fremdzuschreibungen der Betroffenen gerecht wird.

### 2.1 Zur Situation der Frauen in der österreichischen Nachkriegs- bzw. Besatzungszeit

Die Situation ‚der Frauen‘ in der österreichischen Nachkriegszeit<sup>103</sup> generalisierend darzustellen, gestaltet sich schwierig, da sich abhängig von diversen Faktoren wie etwa der generationellen Zugehörigkeit, der Besatzungszone, dem Fortschreiten der Besatzungsdekade, etc. unterschiedliche Rahmenbedingungen ergaben. Hier wird daher auf einige Punkte eingegangen, die zumindest einen Großteil der österreichischen Frauen 1945 und in den Folgejahren betrafen.

Ein in den ersten Nachkriegsjahren maßgebliches Problem stellten die mangelhaften Möglichkeiten der Kalorienzufuhr dar: Klaus Eisterer listet für den Zeitraum vom 28. Mai 1945 bis 23. Juni 1946 eine zwischen 906 und 1236 schwankende Kalorienzuteilung pro Tag und „Normalverbraucher“<sup>104</sup> auf<sup>105</sup> – dies entspricht knapp der Hälfte der heute für Erwachsene empfohlenen Kalorienzufuhr.<sup>106</sup> Irene Bandhauer-Schöffmann und Ela Hornung beziehen sich

---

<sup>103</sup> Eine Karte zur Besatzungszeit in Österreich, in der die einzelnen Zonen eingezeichnet sind, findet sich im Anhang unter Abb. 3.

<sup>104</sup> Zu dieser Gruppe zählten u.a. auch Frauen, die in keinem offiziellen Dienstverhältnis standen, aber durch andere Arbeiten ihre Familie erhielten, s. Eisterer, Klaus, Französische Besatzungspolitik. Tirol und Vorarlberg 1945/46, Haymon, Innsbruck 1991, S. 49.

<sup>105</sup> Vgl. Eisterer, Klaus, Französische Besatzungspolitik, S. 51.

<sup>106</sup> Zum Vergleich: Die offiziellen Empfehlungen liegen – abhängig von Geschlecht, Alter, Lebensstil und Anatomie – bei durchschnittlich 2100 Kalorien/Tag (für Frauen) bzw. 2700 Kalorien/Tag (für Männer), vgl. die

auf 833 zugewiesene Kalorien pro „Normalverbraucher“ im Juni 1945.<sup>107,108</sup> Diese Zahlen spiegeln zwar die Bemühungen von Seiten der Alliierten wie auch der provisorischen Regierung Renner<sup>109</sup> wieder, die Bevölkerung zu versorgen – Engpässe bei Warenlieferungen<sup>110</sup> etc. lassen allerdings noch niedrigere tatsächliche Zahlen vermuten.<sup>111</sup> Anfang der 1950er entspannte sich die Lage langsam, mit Juli 1953 wurde das System der Lebensmittelkarten beendet.<sup>112</sup> War die Versorgungslage insbesondere in der unmittelbaren Nachkriegszeit also bereits nur unzureichend, so wurden Frauen bei den zugeordneten Mengen zusätzlich benachteiligt: Sie wurden (trotz diverser Arbeitsverhältnisse) bei der Zuteilung des Lebensmittelkartensystems oft in Gruppen eingestuft, deren Kalorienzuteilung aufgrund vermeintlichen „Normalverbrauchs“ geringer definiert wurde. Auch bei der Verteilung nicht-essbarer Waren, wie zum Beispiel Zigaretten, wurden sie gegenüber Männern hintangestellt. Dies konnte in Zeiten eines florierenden Schwarzmarktes, der zum Überleben beinahe unverzichtbar war,<sup>113</sup> erhebliche Nachteile bedeuten.<sup>114</sup>

Für viele Frauen war insbesondere in der unmittelbaren Nachkriegszeit auch die Furcht, vergewaltigt zu werden, eine konstante Begleiterscheinung.<sup>115</sup> Für die Forschung gestaltet es sich schwierig, konkrete Zahlen diesbezüglich zu ermitteln, da sich viele Frauen nach einer Vergewaltigung „aus Schamgefühlen und/oder Unkenntnis bzw. auf Grund der schlechten medizinischen Infrastruktur nicht in ärztliche Behandlung begaben oder Anzeige erstatteten.“<sup>116</sup> Zusätzlich „liegen für die ersten Wochen der Besatzung kaum Aufzeichnungen

---

Richtwerte des Bundesministeriums für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz, URL: <https://www.dge.de/wissenschaft/referenzwerte/energie/?L=0>, aufgerufen am 13.07.2022.

<sup>107</sup> Vgl. Bandhauer-Schöffmann/Hornung, Von der Trümmerfrau auf der Erbse, S. 89.

<sup>108</sup> In anderen Werken werden wiederum andere Zahlen zitiert, so schreiben etwa Franz Berger und Christiane Holler von 891 zugeteilten Kalorien pro „Normalverbraucher“ und Tag im Mai 1945, 1550 Kalorien im September 1945, 1220 Kalorien im März 1946 und 900 Kalorien im Mai 1946, vgl. Berger, Franz/Holler, Christiane, Trümmerfrauen. Alltag zwischen Hamstern und Hoffen, Ueberreuter, Wien 1994, S. 19.

<sup>109</sup> Vgl. Rauchensteiner, Manfred, Der Sonderfall. Die Besatzungszeit in Österreich 1945 bis 1955, Styria, Graz/Wien/Köln 1979, S. 65f.

<sup>110</sup> Vgl. zu Ernährungs- und Versorgungsproblemen Eisterer, Französische Besatzungspolitik, S. 31-69.

<sup>111</sup> Allein Vorarlberg benötigte in der unmittelbaren Nachkriegszeit eine Einfuhr von mehreren hundert Tonnen Lebensmittel monatlich, vgl. Eisterer, Französische Besatzungspolitik, S. 36; vgl. dazu auch Bandhauer-Schöffmann/Hornung, Von der Trümmerfrau auf der Erbse, S. 89f.

<sup>112</sup> Vgl. Bandhauer-Schöffmann, Irene, Schlechte Karten für Frauen, in: Eppel, Peter [Hg.], Frauenleben 1945. Kriegsende in Wien, Eigenverlag der Museen der Stadt Wien, Wien 1995, S. 41-58, hier: S. 48.

<sup>113</sup> Vgl. Berger/Holler, Trümmerfrauen, S. 30-34.

<sup>114</sup> Vgl. Bandhauer-Schöffmann, Schlechte Karten für Frauen, S. 48f. bzw. 51f.; Thurner, Erika, Frauenleben 1945..., in: Eppel [Hg.], Frauenleben 1945, S. 10-24, hier: S. 21.

<sup>115</sup> Vgl. u.a. Stelzl-Marx, Freier und Befreier, S. 423-428; Baumgartner, Marianne, Vergewaltigungen zwischen Mythos und Realität, in: Eppel, Peter [Hg.], Frauenleben 1945, S. 59-72; Holler/Berger, Trümmerfrauen, S. 174-183; für Überlegungen und Analysen diesbezüglich für deutschen Raum siehe u.a. die Werke von Miriam Gebhardt.

<sup>116</sup> S. Stelzl-Marx, Freier und Befreier, S. 425.

vor, [...] viele Dokumente [wurden] vernichtet oder befinden sich im privaten Besitz.“<sup>117</sup> Als Schätzgrundlage wird demzufolge meist auf den rapiden Anstieg venerischer Krankheiten in den ersten Nachkriegsmonaten Bezug genommen. So geht Barbara Stelzl-Marx von „mindestens 20.000“<sup>118</sup> Vergewaltigungen im Burgenland aus, Marianne Baumgartner schätzt für den Raum Wien und Niederösterreich eine Zahl von 240.000 Vergewaltigungen. Siegfried Beer zitiert einen britischen Geheimdienstbericht, der im August 1945 von etwa 200.000 vergewaltigten Wienerinnen berichtet.<sup>119</sup> Miriam Gebhardt schätzt die Zahl vergewaltigter deutscher Frauen zum Kriegsende und in der unmittelbaren Nachkriegszeit „konservativ [...] auf etwa 860.000“,<sup>120</sup> an anderer Stelle ist von weit mehr mutmaßlichen Fällen die Rede.<sup>121</sup> Bei all den genannten Zahlen handelt es sich um Schätzungen und Hochrechnungen, die u.a. auf Statistiken bezüglich Geschlechtskrankheiten, Berichten von geistlichem und medizinischem Personal, zeitgenössischen Anzeigen, Zeitungsartikeln, etc. fußen – konkrete Zahlen sind für dieses Forschungsgebiet aufgrund fehlender Quellen kaum zu eruieren.

Diese Zahlen lassen, auch wenn es sich um Schätzungen handelt, die Ausmaße der Vergewaltigungen zu Kriegsende erahnen. Zudem wird schnell ersichtlich, dass zum sowjetischen Sektor in dieser Hinsicht bisher am meisten geforscht wurde. Die Vermutung liegt nahe, dass in der Sowjetzone in absoluten Zahlen auch die meisten Vergewaltigungen verübt wurden, da in der Ostregion auch mehr als die Hälfte aller alliierten Soldaten stationiert waren.<sup>122</sup> Verstärkend kommt hinzu, dass die „Deutsche Wehrmacht“ im Zweiten Weltkrieg ihren Vernichtungskrieg an der „Ostfront“ ausgetragen hatte und „jene Feindbilder [...], welche die nationalsozialistische Propaganda tief im Unterbewusstsein [der Bevölkerung] verankert hatte und die ihrerseits wieder auf einer langen Propaganda vor Kriegsbeginn fußen“.<sup>123</sup> Zusätzlich hatte die sowjetische Armee auch zu Kriegsende insbesondere beim „Kampf um Wien“ hohe Verluste zu beklagen, die in ihrem quantitativen Ausmaß jene der anderen drei alliierten Armeen weit überstiegen. Nichtsdestotrotz fällt der Unterschied in der Erforschung der Thematik auf: Dass die Armeen der drei Westmächte ebenso vergewaltigten, steht

---

<sup>117</sup> S. Baumgartner, Vergewaltigung zwischen Mythos und Realität, S. 63f.

<sup>118</sup> S. Stelzl-Marx, Kinder sowjetischer Besatzungssoldaten in Österreich. Stigmatisierung, Tabuisierung, Identitätssuche, in: Stelzl-Marx/Satjukow [Hg.], Besatzungskinder, S. 93-135, hier: S. 97.

<sup>119</sup> Vgl. Dornik, Wolfgang, Besatzungsalltag in Wien. Die Differenziertheit von Erlebniswelten: Vergewaltigungen – Plünderungen – Erbsen – Straußwalzer, in: Karner/Stelzl-Marx [Hg.], Die Rote Armee, S. 449-468, hier: 462.

<sup>120</sup> S. Gebhardt, Miriam, Eine Frage des Schweigens? Forschungsthesen zur Vergewaltigung deutscher Frauen nach Kriegsende, in: Stelzl-Marx/Satjukow [Hg.], Besatzungskinder, S. 62-90, hier: S. 64f.

<sup>121</sup> So schreibt Barbara Johr, die sich auf Gerhard Reichling bezieht, von der Massenvergewaltigung von 1,9 Millionen deutscher Frauen und Mädchen während des Vormarsches der Roten Armee bis Berlin, vgl. Sander/Johr, Befreier und Befreite, S. 58.

<sup>122</sup> Vgl. Stelzl-Marx, Freier und Befreier, S. 421.

<sup>123</sup> S. Stelzl-Marx, Freier und Befreier, S. 424.

außerfrage,<sup>124</sup> dennoch hält sich vorwiegend das Narrativ der vergewaltigenden sowjetischen Soldaten.<sup>125</sup> Ohne die verübten Vergewaltigungen im Sowjetsektor relativieren zu wollen, sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass Studien, die Vergewaltigungen durch alliierte Soldaten aller vier Besatzungszonen vergleichend erforschen, von Seiten Deutschlands und Österreichs nach wie vor ausständig sind.<sup>126</sup>

Bei Geschlechtskrankheiten als Schätzgrundlage ist zu berücksichtigen, dass diese erstens nicht ausschließlich von Besatzungssoldaten übertragen wurden und zweitens nicht zwingend von einer Vergewaltigung, sondern auch von Überlebensprostitution oder (mit Fortschreiten der Zeit) einer Liebesbeziehung stammen konnten. Zumindest in der unmittelbaren Nachkriegszeit dürften letztere aber eher die Ausnahme dargestellt haben, da in den ersten Tagen und Wochen schlicht die Zeit, sich zu verlieben, gefehlt haben dürfte.<sup>127</sup> In den ärztlichen Berichten werden zudem in diesem Zeitraum häufig neben der Krankheit auch „Schwangerschaften, Verletzungen und Schockzustände diagnostiziert.“<sup>128</sup> Anzumerken ist, dass es sich hierbei ‚lediglich‘ um die ärztlich registrierten Fälle handelt, das medizinische Personal in Wien schätzte (bei 80.000 untersuchten Fällen) die Zahl der vergewaltigten Frauen auf das Doppelte, das niederösterreichische Gesundheitspersonal vermutete sogar, dass lediglich jede dritte vergewaltigte Frau ärztliche Hilfe aufsuchte.<sup>129</sup> Die Gründe dafür waren vielfältig: Einerseits fehlte es wohl in vielen Fällen an monetären, zeitlichen und infrastrukturellen Ressourcen, andererseits erschien es ob der verheerenden allgemeinen Zustände der Nachkriegszeit vielleicht oft ‚nicht wichtig genug‘. Überdies war die medizinische Versorgungslage schwer angeschlagen und nicht zuletzt waren die Reaktionen des gesellschaftlichen Umfelds gefürchtet:

„Neben den psychischen und physischen Traumatisierungen des Opfers und eventuell auch dem Eintreten einer unerwünschten Schwangerschaft entwickelte sich der Vorfall in manchen Fällen

---

<sup>124</sup> Von amerikanischer Seite liegen hierzu bereits Untersuchungen zu den Taten der Army vor, vgl. etwa Lilly, James, *Taken by Force. Rape and American GIs in Europe during World War II*, Palgrave Macmillan, Basingstoke 2007 (Originaltitel: *La face cachée des GI's [sic]. Les viols commis par des soldats américains en France, en Angleterre et en Allemagne pendant la Seconde Guerre mondiale*); Roberts, Mary Louise, *What Soldiers Do. Sex and the American GI in World War II France*, University of Chicago Press, Chicago 2014.

<sup>125</sup> Vgl. Berger/Holler, *Trümmerfrauen*, S. 175f. oder z.B. Erzählungen in Baumgartner, *Vergewaltigung zwischen Mythos und Realität*, S. 63.

<sup>126</sup> Vgl. Gebhardt, *Eine Frage des Schweigens?*, S. 64; Gebhardt, *Als die Soldaten kamen. Insbesondere in Österreich stellen zonenübergreifende Untersuchungen zu dieser Thematik ein Forschungsdesiderat dar*, vgl. Anfänge zonenübergreifender Überlegungen auch bei Schretter, *Britische Besatzungskinder*, S. 82f.

<sup>127</sup> Miriam Gebhardt schreibt, sie komme konservativ geschätzt auf eine Zahl von mindestens 860.000 vergewaltigten Mädchen und Frauen in Deutschland zu Kriegsende und der unmittelbaren Nachkriegszeit, vgl. Gebhardt, *Eine Frage des Schweigens?*, S. 64. Vgl. zu den Hochrechnungen von ders. auch Gebhardt, *Als die Soldaten kamen*, S. 23-38.

<sup>128</sup> S. Baumgartner, *Vergewaltigungen zwischen Mythos und Realität*, S. 64.

<sup>129</sup> Vgl. Baumgartner, *Vergewaltigungen zwischen Mythos und Realität*, S. 64f.

weit über die unmittelbare Umgebung hinaus zum geradezu lustvollen Tagesgespräch, was die Vergewaltigungsoffer erneut demütigte, brandmarkte und demoralisierte. Diese fehlende Solidarität der Bevölkerung, ihre Sensationsgier und das latente patriarchalische Vorurteil, dass die Mitschuld für einen Übergriff bei der Frau selbst zu suchen ist, ließ viele verstummen [...].<sup>130</sup>

Auch in Oral History-Interviews erzählen zu diesem Thema meist nicht direkt Betroffene, sondern Frauen, die laut eigener Erzählung „gerade noch davongekommen waren.“<sup>131</sup> Sie konnten sich im Kontext patriarchal geprägter Bewertungen weiblichen Verhaltens und der immanenten Täter-Opfer-Umkehr sicher sein konnten, sich nicht für eine erlittene Vergewaltigung rechtfertigen zu müssen. Ebenso ein Indikator für die in den ersten Nachkriegsmonaten höchst angespannte Situation aufgrund der hohen Anzahl von Vergewaltigungen ist die temporäre Aufhebung des Abtreibungsverbotes der provisorischen Steiermärkischen Landeregierung im Mai 1945 zur „Abhilfe eines Notstandes“.<sup>132</sup>

Ein weiteres, alltagsbestimmendes Thema war die neue demografische Situation: Rund 380.000 österreichische Männer waren an der Front verstorben, Hunderttausende galten nach Kriegsende als vermisst oder befanden sich in Kriegsgefangenschaft.<sup>133,134</sup> Hinzu kam die Ermordung der Menschen, die in Gefängnissen und Ghettos sowie in Konzentrations- und Vernichtungslagern des nationalsozialistischen Regimes umgebracht worden waren. Die von den Nationalsozialist:innen als „jüdisch“ definierten ermordeten Österreicher:innen bildeten mit etwa 64.400 Personen die größte Gruppe.<sup>135</sup> Unter den Menschen, die wegen ihrer politischen Einstellung hingerichtet worden waren, war die Zahl der Männer höher als jene der Frauen,<sup>136</sup> und nicht zuletzt waren auch Zivilist:innen umgekommen. Neben der gewaltigen Dezimierung der Bevölkerung lässt sich insbesondere durch die gefallenen (männlichen)

---

<sup>130</sup> S. Stelzl-Marx, Freier und Befreier, S. 425.

<sup>131</sup> Zum Erzähltopos des Davongekommenseins, der sich durch den Hintergrund der patriarchalen Normen bzw. Bewertungen weiblichen Verhaltens s. Baumgartner, Vergewaltigungen zwischen Mythos und Realität, S. 60-63.

<sup>132</sup> S. Stelzl-Marx, Barbara, Stalins Soldaten in Österreich. Die Innensicht der sowjetischen Besatzung 1945-1955, Böhlau, Wien/München 2012, S. 475 und zu den Abtreibungsmöglichkeiten in der sowjetischen Zone S. 474-478. Besatzungszonenübergreifende Untersuchungen zu Abtreibungen aufgrund von Vergewaltigungen durch alliierte Soldaten stellen ebenfalls ein Forschungsdesiderat dar.

<sup>133</sup> Vgl. Stelzl-Marx, Freier und Befreier, S. 422; Berger/Holler, Trümmerfrauen, S. 172-174.

<sup>134</sup> Andere Schätzungen gehen von einer halben Million Kriegsgefangenen in der unmittelbaren Nachkriegszeit aus, vgl. etwa Bauer, Ingrid, „Ami-Bräute“ – und die österreichische Nachkriegsseele, in: Eppel [Hg.], Frauenleben 1945, S. 73-84, hier: S. 76. Von 240.000 an der Front umgekommenen österreichischen Soldaten schreiben Bauer, Ingrid/Huber, Renate, Sexual Encounters across (Former) Enemy Lines, in: Bischof, Günther/Pelinka, Anton/Herzog, Dagmar [Hg.], Sexuality in Austria, Transaction Publishers, New Brunswick/New Jersey 2007, S. 65-101, hier: S. 71.

<sup>135</sup> Vgl. dazu etwa die Datenbank des DÖW, URL:

<https://www.doew.at/erinnern/personendatenbanken/shoah-opfer>, aufgerufen am 07.07.2022.

<sup>136</sup> Vgl. Berger/Holler, Trümmerfrauen, S. 174.

Soldaten auch eine Verschiebung der Geschlechterverhältnisse feststellen. In Wien stellt sich dieses in den Nachkriegsjahren folgendermaßen dar:<sup>137</sup>

Zeitraum	Männer	Frauen
Dezember 1945	100	156
Dezember 1947	100	133

Noch zwei Jahre nach Kriegsende lebten deutlich mehr Frauen als Männer in Wien; der ‚Überhang‘ im Jahr 1947 wird auf etwa 250.000 geschätzt.<sup>138,139</sup> Ein Jahr später, so zitiert Barbara Stelzl-Marx die „Wiener Wochenpost“, waren weiterhin „auf 100 österreichische Frauen durchschnittlich 70 Männer zu rechnen“.<sup>140</sup> Dieses eklatante Ungleichgewicht der Geschlechter impliziert auch eine Verschiebung der Geschlechterrollen während der Kriegsjahre und die sich daraus ergebende Frage nach der gesellschaftlichen Ordnung bzw. Rollenverteilung aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive in der Nachkriegszeit.<sup>141</sup> Frauen übernahmen in vielen Fällen nicht ‚nur‘ die Rolle der Alleinerzieherin, sie fungierten oft auch als alleinige Einkommensquelle und Erhalterin der Familie und übernahmen demzufolge in der patriarchal geprägten Gesellschaft ‚typisch männlich‘ konnotierte Arbeiten und Aufgaben. Nichtsdestotrotz wurden Frauen auch am Arbeitsmarkt benachteiligt: Obwohl sie zu Kriegsende und in der Nachkriegszeit österreichweit etwa 40% der Beschäftigten stellten,<sup>142</sup> betrug der durchschnittliche Bruttoverdienst von Arbeiterinnen 1948 nur 66% des durchschnittlichen Verdienstes der männlichen Kollegen.<sup>143</sup> Dennoch hatten viele Frauen während der Kriegsjahre „durch ihre Alleinverantwortung für Haushalt und Kinder häufig einen Selbstbewusstseinszuwachs erfahren“.<sup>144</sup> Mit dem Ende des Krieges und den von den Fronten und aus Kriegsgefangenschaften heimkehrenden Männern wurde das Aufbrechen der patriarchalen Geschlechterrollen deutlich – und beinahe sofort wurden Bestrebungen

<sup>137</sup> Die in der Tabelle angeführten Zahlen stammen aus Berger/Holler, Trümmerfrauen, S. 174.

<sup>138</sup> Vgl. Thurner, Frauenleben 1945..., S. 19.

<sup>139</sup> Für eine Auflistung der Wiener Geschlechterverhältnisse für den Zeitraum 1945-1950 vgl. Bandhauer-Schöffmann, Schlechte Karten für Frauen, S. 57.

<sup>140</sup> S. Stelzl-Marx, Freier und Befreier, S. 422.

<sup>141</sup> Vgl. z.B. Meyer Sybille/Schulze, Eva, Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs auf Familien, in: Bandhauer-Schöffmann/Hornung, Ela [Hg.], Wiederaufbau Weiblich. Dokumentation der Tagung „Frauen in der österreichischen und deutschen Nachkriegszeit“, Geyer-Edition, Wien/Salzburg 1992, S. 112-138; Thurner, Frauenleben 1945..., S. 12-15; Schretter, Britische Besatzungskinder, S. 76-78, oder auch die Mikro-Analyse der Erzählungen eines Wiener Paares von Hornung, Ela, Trennung, Heimkehr und Danach. Karls und Melittas Erzählungen zur Kriegs- und Nachkriegszeit, in: Eppel [Hg.], Frauenleben 1945, S. 133-151.

<sup>142</sup> Vgl. Thurner, Erika, Frauen-Nachkriegsleben in Österreich – im Zentrum und in der Provinz, in: Bandhauer-Schöffmann/Hornung [Hg.], Wiederaufbau weiblich, S. 3-14, hier: S. 9.

<sup>143</sup> Vgl. Thurner, Frauenleben 1945..., S. 18.

<sup>144</sup> S. Thurner, Frauen-Nachkriegsleben in Österreich – im Zentrum und in der Provinz, S. 11.

aufgenommen, die ‚alte Ordnung wiederherzustellen.‘<sup>145</sup> Wie die von 1945 bis 1948 deutlich steigende Scheidungsrate vermuten lässt,<sup>146</sup> gestaltete sich dieses Unterfangen auf privater Ebene sehr schwierig. Auf politisch-gesellschaftlicher Ebene erlebten patriarchale Muster schon eher eine Renaissance. Dies geschah u.a. durch konkrete systematische Diskriminierung wie bei der Zuteilung von Lebensmittelkarten oder Zigaretten, aber auch durch das Verdrängen von Frauen insbesondere aus den männlich konnotierten Arbeitsfeldern<sup>147</sup> sowie dem Aufleben der juristischen Benachteiligung von Frauen.

In der patriarchalen, post-nationalsozialistischen Gesellschaftsordnung der Nachkriegszeit lässt sich die Konstruktion eines vermeintlichen Anrechts österreichischer Männer auf ‚ihre‘ österreichischen Frauen feststellen. Dieser Erwartungshaltung liegt, wie Ingrid Bauer feststellt, ein „spezifischer Konnex von Frau und Nation“<sup>148</sup> zugrunde. Diese Verflechtung manifestiert sich nicht in einer einzelnen Frau „als sozial fassbares Individuum, sondern über Kategorien von Weiblichkeit und Männlichkeit als Konstruktionen eines Beschreibungssystems.“<sup>149</sup> Die (sexuelle) Ehre der österreichischen Frauen wurde somit in der Nachkriegszeit mit der noch sehr fragilen nationalen Identität der Zweiten Republik verflochten. Mit dieser Erwartungshaltung brachen die Mütter der „Besatzungskinder“: Wenn eine österreichische Frau mit einem Besatzungssoldaten, einem vormaligen Feind, eine Beziehung einging, so wurde dies nicht ‚nur‘ auf persönlicher Ebene verurteilt, sondern in einen nationalen Rahmen, der mit dieser ‚Tat‘ ebenfalls angegriffen wurde, gestellt.<sup>150</sup> Die gesellschaftlichen Verurteilungen dieser Frauen dürften auch durch deren offensichtliches Brechen mit der vom nationalsozialistischen Regime beschworenen „Volksgemeinschaft“ befeuert worden sein – ein „Modell, von dem man sich gefühlsmäßig noch keineswegs verabschiedet hatte.“<sup>151</sup> Ingrid Bauer vergleicht die an die österreichischen Frauen gestellten Erwartungen an anderer Stelle mit den Geschlechterrollen in Homers Odysseus:

„Frauen, die Kontakt zu Besatzungssoldaten suchten, durchbrachen das traditionelle Arrangement der Geschlechter. Denn der darin abverlangte weibliche Part ist vor allem jener der Penelope – der geduldig und selbstlos Wartenden. Sie lauscht nach der Heimkehr des angeschlagenen Helden von abenteuerlichen Wirt- und Irrfahrten seinem Jammer und pflegt

---

<sup>145</sup> Vgl. zu den Bemühungen zur Restauration der Familienideologie auch Thurner, *Frauenleben 1945...*, S. 19-23; Schretter, *Britische Besatzungskinder*, S. 76-79.

<sup>146</sup> Vgl. Schretter, *Britische Besatzungskinder*, S. 78.

<sup>147</sup> Vgl. Thurner, Erika, *Frauenleben...*, S. 17.

<sup>148</sup> S. Bauer, Ingrid, *Die „Ami-Bräut“ – Platzhalterin für das Abgespaltene?*, in: *L’homme* Vol. 7/H.1/1996, S. 107-121, hier S. 111; Bauer, „*Austria’s Prestige Dragged into the Dirt?*“, S. 42-45; Bauer, Ingrid, *Post War II Interracial Relationship, Mothers of Black Occupation Children, and Prejudices in White Societies: Austria in Comparative Perspective*, in: *zeitgeschichte*, Vol. 1/2021, S. 91-112, hier: 95-97.

<sup>149</sup> S. Bauer, *Die „Ami-Bräut“*, S. 112.

<sup>150</sup> Vgl. Bauer, *Die „Ami-Bräut“*, S. 113.

<sup>151</sup> S. Bauer, *Die „Ami-Bräut“*, S. 113.

seine Wunden. Das galt auch nach dem Zweiten Weltkrieg. Im kulturell tief verwurzelten Frauenbild des ‚österreichischen Odysseus‘ war ein weibliches Recht auf Wahrung eigener Wünsche und Interessen nicht vorgesehen.“<sup>152</sup>

Nach dem Zitat einer Zeitzeugin, die sich an die Frustration, den „Schock“ und die „furchtbare Wut“ der Heimkehrer über die Beziehungen österreichischer Frauen mit alliierten Soldaten erinnert,<sup>153</sup> fasst Bauer zusammen:

„Die Interpretationslogik der Männergesellschaft mutet bisweilen archaisch an. Immer wieder findet sich damals das Bild vom Mann als Kämpfer und Beschützer, mit einem naturgegebenen Anrecht auf ‚seine österreichischen‘ Frauen. Wer diese Logik verletzte, wurde leicht zur Zielscheibe von aggressiver und irrationaler Kritik.“<sup>154</sup>

An die österreichischen Männer, die während ihrer Wehrmachaufenthalte ebenfalls in diversen anderen Ländern Kinder mit den dortigen Frauen gezeugt hatten,<sup>155</sup> wurden beispielsweise keine derartigen gesellschaftlichen Anforderungen gestellt.<sup>156</sup> Teilweise blieb es nicht nur bei moralischer, verbaler Verurteilung der Frauen: Auch aus Österreich sind Fälle bekannt, in denen betroffenen Frauen gegen ihren Willen in der Öffentlichkeit die Haare geschoren wurden.<sup>157</sup>

## 2.2 Zur Wahrnehmung und Fraternisierung der Alliierten und der Bevölkerung

Die vier alliierten Mächte waren 1945 unterschiedlicher Ansicht, ob sie Österreich nun vom nationalsozialistischen Regime „befreiten“ oder das Land „besetzten“ und auch die österreichische Bevölkerung wertete die vier Siegermächte jeweils unterschiedlich. An dieser Stelle werden daher für die weitere Einordnung zuerst einige Ansichten der österreichischen Bevölkerung sowie der vier alliierten Armeen wiedergegeben, allerdings nicht ohne darauf hinzuweisen, dass der Rahmen dieser Arbeit lediglich ein Anreißen des komplexen, fluiden und sich ändernden Beziehungsgeflechtes zwischen der österreichischen Bevölkerung und seiner

---

<sup>152</sup> S. Bauer, „Ami-Bräute“ – und die österreichische Nachkriegsseele, S. 74.

<sup>153</sup> Vgl. Bauer, „Ami-Bräute“ – und die österreichische Nachkriegsseele, S. 74.

<sup>154</sup> S. Bauer, „Ami-Bräute“ – und die österreichische Nachkriegsseele, S. 74.

<sup>155</sup> Auch diese Thematik birgt noch viel Raum für weitere quantitative wie qualitative Forschungen von österreichischer Seite.

<sup>156</sup> Vgl. Bauer/Huber, *Sexual Encounters Across (Former) Enemy Lines*, S. 66-68.

<sup>157</sup> Vgl. Maltschnig, Eva, *Österreichische „War Brides“ und ihre Kinder in den USA*, in: Stelzl-Marx/Satjukow, *Besatzungskinder*, S. 218-237, hier: S. 222; Schmidlechner, Karin, *Kinder und Enkelkinder britischer Besatzungssoldaten in Österreich*, in: Stelzl-Marx/Satjukow [Hg.], *Besatzungskinder*, S. 238-258, hier: S. 243. Vgl. zu diesem zeit- und raumübergreifenden Phänomen auch Drolshagen, Ebba, *Nicht ungeschoren davonkommen. Das Schicksal der Frauen in den besetzten Ländern, die einen Wehrmachtssoldaten liebten*, Hoffmann und Campe, Hamburg 1998; Virgili, Fabrice, *La France "virile" : des femmes tondues à la libération*, Payot, Paris 2000.



Besatzungsmächte zulässt.<sup>158</sup> Anschließend werden die jeweiligen militärischen Bestimmungen zur Fraternalisierung kurz diskutiert.

Die Sowjetunion vertrat eindeutig das Narrativ, Österreich „befreit“ zu haben. Im April 1945 erfolgte ein Aufruf des Militärates an die Truppen, in dem betont wurde, dass

„die Rote Armee nach der Befreiung Österreichs zwar gegen die ‚deutschen Okkupanten‘, nicht aber gegen die Bevölkerung Österreichs zu kämpfen habe. Sowohl die österreichischen Einwohner als auch ihr Hab und Gut waren zu achten.“<sup>159</sup>

In dieser Formulierung lässt sich eine klare Differenzierung zwischen Deutschland als Täter und Österreich als vermeintlichem ersten Opfer feststellen. Wurde die österreichische Mitverantwortung der nationalsozialistischen Verbrechen im Allgemeinen in diesem Narrativ außer Acht gelassen, so bietet dieser Ansatz wiederum eine Erklärung bezüglich der Terminologie. So merkt auch Barbara Stelzl-Marx an:

„Hier steht der – rein heroisch und positiv konnotierte – Befreiungscharakter der militärischen Operation zu Kriegsende im Vordergrund, weswegen es bis heute schwierig ist, in der ehemaligen Sowjetunion negative Aspekte der Handlungen der Roten Armee anzusprechen. Rein technisch gesehen ist der Begriff ‚Befreiung‘ berechtigt, da insbesondere der Sieg der Roten Armee auf heute österreichischem Boden das nationalsozialistische Regime in Österreich beseitigte und den ‚Anschluss‘ dadurch rückgängig machte.“<sup>160</sup>

Konträr gegenüber steht der Selbstwahrnehmung der Roten Armee die Wahrnehmung der österreichischen Bevölkerung: Bei keiner der drei anderen Siegermächte wurde die Präsenz der Soldaten so stark von Beginn an als „Besatzung“ empfunden, wie in der sowjetisch verwalteten Zone. Dies mag u.a. an der verhältnismäßig hohen Zahl stationierter Soldaten liegen, aber auch an den vom nationalsozialistischen Regime propagandistisch geschürten bzw. angeheizten Vorurteilen, Stereotypen und Ängsten. Die Sowjetunion hatte sowohl im Vernichtungskrieg der Wehrmacht an der „Ostfront“ als auch mit dem Einmarsch der Roten Armee in Wien die höchsten zivilen und militärischen Verluste verzeichnet.<sup>161</sup> Dies war der österreichischen Bevölkerung nicht unbekannt; österreichische Soldaten hatten ihre Partnerinnen bereits während des Krieges in Briefen vor einer etwaigen Einnahme Österreichs durch die Rote Armee

---

<sup>158</sup> Vgl. dafür u.a. Karner, Stefan/Stangler Gottfried [Hg.], „Österreich ist frei!“ Der österreichische Staatsvertrag 1955, Berger, Horn/Wien 2005; Bauer, Welcome Ami Go Home; Stelzl-Marx, Freier und Befreier; Huber/Bauer, Sexual Encounters Across (Former) Enemy Lines.

<sup>159</sup> S. Stelzl-Marx, Freier und Befreier, S. 428.

<sup>160</sup> S. Stelzl-Marx, Freier und Befreier, S. 420. Ob durch den Einmarsch der Roten Armee der „Anschluss“ wie im Zitat beschrieben „rückgängig gemacht wurde“ sei dahingestellt.

<sup>161</sup> Mit geschätzten zehn Millionen toten Soldat:innen sowie der gleichen Anzahl umgekommener und ermordeter Zivilist:innen verzeichnete die Sowjetunion knapp die Hälfte der geschätzten militärischen Verluste (rund 22 Millionen Tote) sowie ein knappes Drittel der geschätzten zivilen Verluste (rund 27 Millionen Tote). Vgl. dazu Dornik, Wolfgang, Besatzungsalltag in Wien, S. 456.

gewarnt.<sup>162</sup> Auch die begrenzten Kommunikationsmöglichkeiten dürften eine Rolle gespielt haben.<sup>163</sup> (Es sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass die Rote Armee „Exzesse und Übergriffe durch ihre Soldaten keineswegs tolerierte, geschweige denn guthieß.“<sup>164</sup>) Außerdem gilt zu beachten, dass im kollektiven österreichischen Gedächtnis

„die Sowjetische Armee [...] auffallend negativ konnotiert [ist]; positive Aspekte (Liebesbeziehungen zwischen Rotarmisten und Österreicherinnen, Lebensmittelspenden, Wiederaufbauhilfen) werden vielfach dadurch überlagert – es dominiert die Erinnerung des Negativen.“<sup>165</sup>

Diese Ambivalenz zeigt sich auch in Interviews mit Zeitzeug:innen: Mit den Topoi der „gefährlichen, (uhren)stehenden Russen“,<sup>166,167</sup> der „kunstbegeisterten Russen“<sup>168</sup> und der „kinderliebenden Russen“,<sup>169</sup> die sowohl separat als auch verflochten immer wieder in den Erzählungen auftauchen, wird ein vielschichtigeres Bild von der Besatzungszeit in der sowjetischen Zone gezeichnet.<sup>170</sup>

Insbesondere in den Regionen, in denen die Briten einige Wochen nach Kriegsende die Sowjetische Armee ablösten, lässt sich eine grundsätzlich andere Einstellung der Bevölkerung gegenüber der neuen Besatzungsmacht nachzeichnen. So schreibt etwa Karin Schmiedlechner:

„Nach Kriegsende 1945 wurden die britischen Truppen in den von ihnen besetzten Gebieten generell freundlich, in jenen Gebieten, in denen sie die sowjetische Besatzung ablösten, sogar mit Begeisterung empfangen.“<sup>171</sup>

Auch Lukas Schretter zeichnet eine – im Allgemeinen – positive Wahrnehmung der Bevölkerung der „ehrenwerten Tommys“<sup>172</sup> nach: „Im Gegensatz zu den sowjetischen Truppen galten die Briten nach dem Krieg eher als Befreier denn als Besatzer.“<sup>173</sup> Auch hier werden

---

<sup>162</sup> Vgl. z.B. Berger/Holler, *Trümmerfrauen*, S. 174.

<sup>163</sup> Für weitere Überlegungen zu diesem Punkt vgl. Kap. 3.6.

<sup>164</sup> S. Stelzl-Marx, *Freier und Befreier*, S. 428.

<sup>165</sup> S. Dornik, *Besatzungsalltag in Wien*, S. 455.

<sup>166</sup> Vgl. z.B. Dornik, *Besatzungsalltag in Wien*, S. 466.

<sup>167</sup> Es gilt anzumerken, dass der bis heute gebräuchliche Terminus „die Russen“ lediglich einen Bruchteil der Nationalitäten der Roten Armee widerspiegelt. Die Sowjetunion hatte eine multiethnische Bevölkerung, demnach sind auch die Soldat:innen ihrer Armee verschiedener (heutiger) Nationalität und Herkunft. Zusätzlich soll hier betont werden, dass der Terminus „die Russen“ nicht nur die anderen in der Armee vertretenen Nationen verbirgt, sondern auch Frauen, die in der Roten Armee zu 100.000en vertreten waren und auch an den Fronten kämpften.

<sup>168</sup> Vgl. Dornik, *Besatzungsalltag in Wien*, S. 466.

<sup>169</sup> Vgl. Stelzl-Marx, *Freier und Befreier*, S. 438; Dornik, *Besatzungsalltag in Wien*, S. 465f. und zu weiteren Erzähltopoi bezüglich sowjetischer Soldaten S. 464-467.

<sup>170</sup> Vgl. dazu Stelzl-Marx, *Stalins Soldaten in Österreich*, insbesondere Kapitel C, „Wahrnehmung und Erinnerung“, S. 633-761.

<sup>171</sup> S. Schmiedlechner, *Kinder und Enkelkinder britischer Besatzungssoldaten in Österreich*, S. 241.

<sup>172</sup> S. Schretter, *Britische Besatzungskinder*, S. 81.

<sup>173</sup> S. Schretter, *Britische Besatzungskinder*, S. 82.

freundliche Empfänge auf Hauptplätzen erwähnt.<sup>174</sup> Von Seiten der britischen Armee war die Wahrnehmung bezüglich der österreichischen Bevölkerung grundsätzlich positiv konnotiert:

„Die britischen Militärs waren der einheimischen Bevölkerung [gegenüber] grundsätzlich wohlwollend eingestellt, wenn auch mit Vorbehalten auf Grund der nationalsozialistischen Vergangenheit Österreichs. Die positive Einstellung der Offiziere gegenüber der österreichischen Bevölkerung übertrug sich auf die einfachen Besatzungssoldaten, die nach und nach Sympathien für das Land entwickelten und retrospektiv berichten, mit den Einheimischen gut zusammengearbeitet zu haben.“<sup>175</sup>

Insbesondere von den Erinnerungen an die schöne Landschaft und den vielen sich im Laufe der Besatzungszeit ergebenden Erholungsmöglichkeiten für die britischen Soldaten wird in Oral History Interviews berichtet.<sup>176</sup>

Von grundsätzlich positiven Erinnerungen von Seiten amerikanischer GIs an die Besatzungszeit und die Bevölkerung in Österreich wird ebenfalls in mehreren Werken berichtet.<sup>177</sup> Auch das junge Durchschnittsalter der amerikanischen Besatzungssoldaten<sup>178</sup> und die u.a. durch Heimweh entstehenden Annäherungsversuche an Österreicher:innen werden beschrieben.<sup>179</sup> In einem von der „Information & Education Section“ der „Mediterranean Theater of Operations, United States Army (MTOUSA)“ herausgegebenen Handbuch zu Österreich für britische und amerikanische Soldaten findet sich folgender Eintrag zur österreichischen Bevölkerung:

„Though there is little doubt that Austrians, on the whole, will welcome you as liberators, this does not necessarily mean that they are all our friends, for in 1939 [sic!] many of them welcomed the Germans as liberators too. [...] It was in part their own fault that their country was overrun by the Germans and that they afterwards found themselves fighting in Hitler's armies. (Remember this when the Austrian tell you political hard-luck stories.) *The fact, that we have beaten Hitler gives them another chance. They are lucky.*“<sup>180</sup>

Auch aus diesem militärinternen Dokument lässt sich die grundsätzlich positive Annäherung, kombiniert mit Misstrauen aufgrund der nationalsozialistischen Vergangenheit Österreichs,

---

<sup>174</sup> Vgl. Schretter, *Britische Besatzungskinder*, S. 83f.

<sup>175</sup> S. Schretter, *Britische Besatzungskinder*, S. 90.

<sup>176</sup> Vgl. Schretter, *Britische Besatzungskinder*, S. 90-92.

<sup>177</sup> Vgl. etwa Weeks, Gregory, *Das amerikanische Jahrzehnt? Die Besatzungszeit in Österreich 1945-1955*, in: Karner/Stangler, *„Österreich ist frei!“*, S. 73-76, hier: S. 74; Bauer, *Welcome Ami Go Home*.

<sup>178</sup> Vgl. Bauer/Huber, *Sexual Encounters Across (Former) Enemy Lines*, S. 77.

<sup>179</sup> Vgl. Bauer, *„Ami-Bräute“*, S. 81.

<sup>180</sup> S. Rohrbach/Wahl [Hg.], *A Soldier's Guide*, S. 59, übersetzt von Steinthaler, Evelyn auf S. 35f.: „Auch wenn Sie die Österreicher ohne Zweifel im Großen und Ganzen als Befreier empfangen werden, heißt das nicht zwangsläufig, dass sie alle unsere Freunde sind. Denn viele von ihnen haben 1939 [sic!] die Deutschen ebenfalls als Befreier empfangen. [...] Es war teilweise ihre eigene Schuld, dass ihr Land von den Deutschen überrannt wurde und dass sie sich anschließend in Hitlers Armee kämpfend wiederfanden. (Erinnern Sie sich daran, wenn Ihnen die Österreicher von ihrem schweren Los erzählen.) *Die Tatsache, dass wir Hitler geschlagen haben, gibt ihnen eine neue Chance. Sie haben Glück.*“

herauslesen. Die österreichische Bevölkerung hingegen nahm insbesondere mit dem Fortschreiten des Kalten Krieges die stationierten GIs vor dem Hintergrund des Marshall-Plans und der CARE-Pakete<sup>181</sup> durchaus nicht negativ wahr – solange sie nicht allzu eng mit österreichischen Frauen verkehrten:

„Man mochte die Amerikaner, sie galten weitgehend als großzügig und freundlich, und sie waren Symbol und Schlüssel zu einer Jugend- und Konsumkultur, die im Nachkriegsösterreich noch nicht angekommen war. Während Kinder und Männer ohne moralische Bedenken mit amerikanischen Soldaten interagieren konnten, war das für Österreicherinnen nicht der Fall. Immer wieder taucht der Vorwurf gegenüber ‚Ami-Bräuten‘ auf, sie hätten sich vom Geld der Amerikaner verführen lassen.“<sup>182,183</sup>

Wie mit einer Lupe vergrößert, taucht dieses Phänomen der starken Sympathie in Kombination mit dem Kippen in ausgeprägte Abneigung zum Zeitpunkt des Vaterwerdens insbesondere in Zusammenhang mit Schwarzen GIs auf, die etwa 5% der stationierten US-Army ausmachten.<sup>184</sup> Ihnen wird in Oral History Interviews – nebst negativen rassistischen Vorurteilen – immer wieder Gemütlichkeit, Kinderfreundlichkeit und Großzügigkeit attribuiert.<sup>185</sup> Ingrid Bauer erklärt diese von Interviewpartner:innen beschriebene Verbundenheit folgendermaßen: Die klare hierarchische Trennlinie Besatzer/Besetzte wurde durch die Schwarzen Soldaten bzw. die rassistischen Strukturen innerhalb der US-Army verwischt. Es konnte ein „wir“ gegen „die“ jenseits dieser Trennlinie entstehen. So wird ein Interviewpartner zitiert:

„Es hat damals so einen Spruch gegeben: ‚Ich Mensch zweiter Klasse, du Mensch zweiter Klasse.‘ [sic] [Das bedeutet,] daß [sic] die N\*\*\*\*\* in Amerika an zweiter Stelle waren, und wir in Österreich, weil wir den Krieg verloren haben.“<sup>186</sup>

Wenn der Kontakt allerdings intensiver und gar von einer Frau gehalten wurde, schwanden die neu gefundenen ‚Gemeinsamkeiten‘ wieder aus dem Blickfeld: Die österreichischen Partnerinnen der Schwarzen Soldaten galten „fast automatisch als Prostituierte.“<sup>187</sup> Im Fall einer Schwangerschaft waren sie „mit der Ausweglosigkeit der ‚ewigen Blamage‘ – ein in den Nachkriegsjahren stark kursierender Begriff – konfrontiert.“<sup>188,189</sup>

---

<sup>181</sup> Vgl. Weeks, Gregory, *Das amerikanische Jahrzehnt?*, S. 74f.

<sup>182</sup> S. Maltchnig, Eva, *Österreichische „War Brides“ und ihre Kinder in den USA*, S. 220f.

<sup>183</sup> Vgl. zur relativen Beliebtheit der Amerikaner und Briten auch Schretter, *Britische Besatzungskinder*, S. 123f.

<sup>184</sup> Vgl. Bauer, „Ami-Bräute“, S. 50; Fritz, Regina/Krammer, Marion/Rohrbach, Philipp/Wahl, Niko, „Guter Dauerpflegeplatz gesucht.“ *Kinder afroamerikanischer GIs und österreichischer Frauen in der Besatzungszeit*, in: Stelzl-Marx/Satjukow [Hg.], *Besatzungskinder*, S. 207-217; hier: S. 209.

<sup>185</sup> Vgl. Bauer, *Welcome Ami Go Home*, S. 168-171; Bauer, „Leiblicher Vater: Amerikaner (N\*\*\*\*\*)“, S. 51.

<sup>186</sup> S. Bauer, „Leiblicher Vater: Amerikaner (N\*\*\*\*\*)“, S. 52.

<sup>187</sup> S. Bauer, „Leiblicher Vater: Amerikaner (N\*\*\*\*\*)“, S. 58.

<sup>188</sup> S. Bauer, „Leiblicher Vater: Amerikaner (N\*\*\*\*\*)“, S. 58.

<sup>189</sup> Vgl. zum Thema der Schwarzen „Besatzungskinder“ auch Kap. 3.4.

Insgesamt war allerdings die amerikanische Besatzungsmacht in der österreichischen Bevölkerung durchaus nicht unangesehen, insbesondere auch bei Frauen, wie sich Zeitzeug:innen erinnern. Sie standen für körperliche Unversehrtheit, eine starke Währung, Nahrung, Jugend, Coolness, Siegermentalität und Leichtigkeit, wie sich eine Zeitzeugin erinnert: „[...] and why do they have such wonderful teeth? How often they smile!“<sup>190</sup>

Mit solcherlei Konnotationen konnte die französische Besatzungsmacht nicht aufwarten:<sup>191</sup> Frankreich war als politisch schwächste der vier alliierten Mächte daran interessiert, seinen Einfluss bei der Neugestaltung Europas nach Kriegsende auch auf österreichischem Boden zu sichern,<sup>192</sup> trotz „seiner merkwürdigen Doppel-Beziehung“,<sup>193</sup> die nach der Kollaboration des Vichy-Regimes bzw. dem Widerstand des von Charles de Gaulle ausgerufenen „Freien Frankreichs“, entstanden war. Für Frankreich unter de Gaulle galt es, von den anderen drei alliierten Kräften als ebenbürtige Siegermacht wahrgenommen zu werden, auch im Hinblick auf seine politische Akteurschaft innerhalb der europäischen Zukunft. In einem unabhängigen Österreich sah de Gaulle ein „unentbehrliches Sprungbrett“<sup>194</sup> für seinen politischen Einfluss im Donaubecken. Demzufolge sollten die französisch-österreichischen Beziehungen gefestigt werden und unter diesen Vorzeichen ist auch die Besetzung Frankreichs zu sehen: Vor dem Einmarsch wurden an der Grenze Tafeln angebracht, die verkündeten: „Ici l’Autriche, pays ami!“<sup>195</sup> Bereits kurze Zeit später verkündete das „Gouvernement provisoire de la République Française“ in einer Deklaration, „adressée au peuple Autrichien au moment de l’entrée en Autriche des troupes francaises“,<sup>196</sup> dass „die französischen Soldaten österreichischen Boden als Befreier betraten“.<sup>197</sup> Auch Renate Huber betont: „Im Gegensatz zu Deutschland marschierten die Franzosen in Österreich nicht als Sieger ein, sondern betonten, als Freunde zu

---

<sup>190</sup> S. Bauer/Huber, *Sexual Encounters Across (Former) Enemy Lines*, S. 71f.

<sup>191</sup> Vgl. zum unterschiedlichen gesellschaftlichen Ansehen amerikanischer und französischer Soldaten auch Huber, Renate, *Französische und marokkanische Besatzungskinder in Vorarlberg*, in: Stelzl-Marx/Satjukow [Hg.], S. 355-379, hier: S. 374.

<sup>192</sup> Vgl. Eisterer, *Französische Besatzungspolitik*, S. 16-19.

<sup>193</sup> S. Berger/Holler, *Trümmerfrauen*, S. 176.

<sup>194</sup> S. Eisterer, *Französische Besatzungspolitik*, S. 18.

<sup>195</sup> S. Huber, Renate, *Ein französischer Herr im Haus, ungebetene Gäste und ein Liebäugeln mit den Schweizer Nachbarn. Wahrnehmungen und Deutungsmuster des „Fremden“ und des „Eigenen“ in Vorarlberg*, in: Bauer, Ingrid/Ehmer, Josef/Hahn, Sylvia, Walz – Migration – Besatzung. *Historische Szenarien des Eigenen und des Fremden*, Drava, Klagenfurt/Celovec 2002, S. 147-196, hier: S. 154; Eisterer, *Französische Besatzungspolitik*, S. 320; übersetzt: „Hier [befindet sich] Österreich, [ein] befreundetes Land“.

<sup>196</sup> S. Eisterer, *Französische Besatzungspolitik*, S. 320, übersetzt: „adressiert an das österreichische Volk zum Zeitpunkt des Betretens Österreichs der französischen Truppen“.

<sup>197</sup> S. Eisterer, *Französische Besatzungspolitik*, S. 18.

kommen.“<sup>198,199</sup> Es bleibt allerdings in Bezug auf alle vier alliierten Mächte festzuhalten, dass es sich bei aller positiver Wahrnehmung und teils freundschaftlichen Ambitionen dennoch um die Beziehungen und Wahrnehmungen dieser zwischen Besatzung und Besetzten handelte.

Je nach Zone gab es unterschiedliche, politisch motivierte Regeln zum Umgang mit der österreichischen Bevölkerung:

„Jede Besatzungsmacht repräsentierte ihre eigene politische Energie und versuchte, das von ihr kontrollierte Gebiet für die eigenen Umgangsformen, Wertvorstellungen und Lebensstile zugänglich zu gestalten, was nicht zuletzt auch die Richtlinien für die Soldaten im Umgang mit der einheimischen Bevölkerung betraf.“<sup>200</sup>

Die französische Armee sprach – wohl auch vor dem oben diskutiertem politischen Hintergrund – als Einzige der vier Siegermächte in Österreich auch unmittelbar nach Kriegsende kein offizielles Fraternisierungsverbot aus.<sup>201</sup> Das bedeutete, dass die französischen Soldaten bzw. die Soldaten aus den französischen Kolonialgebieten,<sup>202</sup> die bis zum Herbst 1945 in Vorarlberg und zwischen Juli und Herbst 1945 auch überwiegend in Tirol stationiert waren, offiziell mit der österreichischen Bevölkerung vor Ort Kontakte pflegen durften. Ebenso waren sexuelle Beziehungen von Beginn an erlaubt.<sup>203</sup> Allerdings hatte auch die französische Armeeführung (wie die der drei anderen Alliierten) Angst, ihre Soldaten würden sich mit Geschlechtskrankheiten infizieren: „In the French Zone in Vorarlberg, women could be summoned to the public health center just on suspicion or on denunciation, as happened to a

---

<sup>198</sup> S. Huber, Französische und marokkanische Besatzungskinder in Vorarlberg, S. 361.

<sup>199</sup> Allerdings blieben auch in der französischen Besatzungszone Vergewaltigungen nicht aus, vgl. etwa Berger/Holler, Trümmerfrauen, S. 178. Dennoch ist anzumerken, dass Massenvergewaltigungen, wie sie etwa aus dem Raum Stuttgart und Pforzheim bekannt sind, für die französische Zone in Österreich bis heute nicht bekannt sind, vgl. Huber, Französische und marokkanische Besatzungskinder in Vorarlberg, S. 361.

<sup>200</sup> S. Schretter, Britische Besatzungskinder, S. 63.

<sup>201</sup> Vgl. Huber, Französische und marokkanische Besatzungskinder in Vorarlberg, S. 358.

<sup>202</sup> Auf diese Soldatentruppen wird zumeist als „marokkanische Truppen“ referenziert. Dies spiegelt die multinationale Angehörigkeit der Soldaten aber nicht korrekt wider. Vermutlich wurde der Begriff nach der militärischen Einheit „4. Marokkanische Gebirgsdivision“ (original: „4<sup>e</sup> division marocaine de montagne“ bzw. 4<sup>e</sup> DMM) bzw. der „2. Marokkanischen Infanteriedivision“ (original: „2<sup>e</sup> division d'infanterie marocaine“ bzw. 2<sup>e</sup> DIM) übernommen. Diese Bezeichnung stammt von der (kontinental)französischen Armeeführung und ist rassistisch geprägt: Sie bezieht sich auf zwei Abteilungen der sog. „Armee von Afrika“ (original: „l'Armée d'Afrique“, die ihrerseits wiederum in ihrer Terminologie eurozentristisch-kolonialistisch geprägten Rassismus aufweist, handelte es sich hierbei doch um die französischen Militäreinheiten der Kolonialgebiete Frankreichs in „Französisch-Nordafrika“ (original: „Afrique française du Nord“ bzw. AFN), das wiederum nicht „nur“ aus dem heutigen Marokko, sondern auch aus den Gebieten des heutigen Algerien sowie des heutigen Tunesien bestand. Insofern darf davon auszugehen sein, dass auch in der „2. marokkanischen Infanteriedivision“ bzw. der „4. marokkanischen Gebirgsdivision“ die Soldaten nicht ausschließlich aus Marokko, sondern auch aus Algerien und Tunesien kamen. Für die multinationale Abstammung der Soldaten lassen sich in Quellen auch Belege finden, so etwa in einem detaillierten Tagebucheintrag vom 6. Juli 1945 zu einer öffentlichen Vergewaltigung in Vorarlberg, vgl. Berger/Holler, Trümmerfrauen, S. 178.

<sup>203</sup> Vgl. Huber, Renate, „I säg all, ma heat vrgessa höra schaffa...“, S. 16f. sowie S. 25-28.

female contemporary.”,<sup>204</sup> stellen Ingrid Bauer und Renate Huber diesbezüglich fest. In den drei anderen Zonen gab es hingegen sehr wohl Fraternisierungsverbote, die hier in aller Kürze wiedergegeben werden sollen.

Die offiziell strengsten Fraternisierungsverbote in der unmittelbaren Nachkriegszeit formulierten die amerikanische und die britische Armee, deren Antifraternisierungspolitik direkt an die Entnazifizierungsverfahren anschloss, da sie „ihre Soldaten von möglichen NS-Tätern und ihren Familien fernhalten wollte[n].“<sup>205</sup> Sie untersagten ihren Soldaten jeglichen informellen Kontakt mit der einheimischen Bevölkerung, der nicht militärisch-politisch notwendig erschien. Hinzu kam die Angst der Armeeführung, die Soldaten würden sich mit venerischen Krankheiten anstecken.<sup>206</sup> Dazu findet sich auch im „Soldier’s Guide“ im Kapitel „Some Practical Hints“ unter dem Punkt „Women“ folgender Hinweis:

„Under the republic Austrian women had won a great deal of freedom to live their own lives, but the Nazi thrust them back into the position of slaves in the field, factory and kitchen. Shortage of manpower in wartime brought them back into the professions, but only on sufferance. There is sure to be great poverty in Austrian towns immediately after the war. Standards of personal honour, already undermined by the Nazis, will sink still lower. Numbers of women will be tempted to make themselves cheap for what they can get out of you. Many of them, whether amateurs or professionals, will be infected. So be on your guard.“<sup>207</sup>

Bereits in dieser kurzen Passage lassen sich diverse Narrative und Ansichten feststellen: So zum Beispiel die geflüchtete Aussparung der austrofaschistischen Jahre vor 1938, die vermeintliche gesellschaftspolitische Reduzierung der Frauen auf die Rolle der Hausfrau und Mutter im Nationalsozialismus oder auch die Betonung der „untergrabenen Ehre der Frau“ durch den Nationalsozialismus.<sup>208</sup>

---

<sup>204</sup> S. Bauer/Huber, *Sexual Encounters across (Former) Enemy Borderlines*, S. 84.

<sup>205</sup> S. Weeks, *Das amerikanische Jahrzehnt?*, S. 74

<sup>206</sup> Vgl. zu amerikanischen und britischen Warnplakaten vor „VD“ (veneral disease) auch Stelzl-Marx, *Stalins Soldaten in Österreich*, S. 481.

<sup>207</sup> S. Rohrbach/Wahl, *Austria – A Soldier’s Guide*, S. 69, übersetzt von Steinthaler, Evelyn auf S. 35: „In der Republik genossen die österreichischen Frauen große Freiheiten in ihrer eigenen Lebensgestaltung. Die Nazis haben sie zurück in ihre Position von Sklavinnen auf den Feldern, in den Fabriken und in der Küche gedrängt. Der Mangel an männlichen Arbeitskräften während des Krieges hat sie in Berufe zurückgeholt, aber nur geduldeterweise. Kurz nach dem Krieg gab es mit Sicherheit große Armut in den österreichischen Städten. Ansprüche an die persönliche Ehre, bereits von den Nazis untergraben, werden noch weiter sinken. Zahllose Frauen werden versucht sein, sich billig herzugeben, um Dinge von Ihnen zu bekommen. Viele von ihnen, egal ob Anfängerinnen oder Professionelle, werden infiziert sein. Seien Sie vorsichtig.“

<sup>208</sup> Für eine Analyse betreffend die Ansichten und Handhabungen des nationalsozialistischen Regimes in puncto Sexualität vgl. u.a. in Herzog, *Die Politisierung der Lust*, Psychosozialverlag, München 2005, S. 15-83. Eine Analyse des „Soldier’s Guide“ aus sprachwissenschaftlicher Perspektive mit einer historischen Kontextualisierung wäre ein durchaus lohnendes Projekt.

Die von den Alliierten beschlossenen Fraternalisierungsverbote wurden allerdings „von Beginn an unterlaufen, von ‚Siegern‘ wie ‚Besiegten‘“.<sup>209</sup> Nach intensiven Diskussionen war es Paaren im amerikanischen Sektor de jure ab Anfang Jänner 1946 mit der Verabschiedung des „War Brides Act“, der eine Wende in der amerikanischen Einwanderungspolitik darstellte, möglich, zu heiraten.<sup>210</sup> Allerdings ging dies nicht ohne Hindernisse und Einschränkungen vonstatten. Heiratswillige Paare mussten bei den US Forces Austria um eine Heiratserlaubnis ansuchen und umfassende Prüfungen bestehen:

„Dabei wurden von der Antragstellerin Gesundheitsuntersuchungen verlangt sie musste zwei ‚character testimonials‘ präsentieren, das Paar wurde vom Militärkaplan einem Interview unterzogen, und die Frau durfte keine politisch oder polizeilich auffällige Vergangenheit haben.“<sup>211</sup>

Die Prüfung der „politischen Vergangenheit“ bezog sich hierbei sowohl auf Aktivitäten bzw. Mitgliedschaften in nationalsozialistischen wie auch kommunistischen Verbänden, beides war ein Ablehnungsgrund. Des Weiteren wurden insbesondere Eheschließungsansuchen von Schwarzen GIs abgelehnt:

„Aufgrund der in knapp 30 US-Bundesstaaten gültigen ‚Anti-Miscegenation-Laws‘ (Rassentrennungsgesetze) erhielten aber viele Schwarze GIs keine Heiratserlaubnis. Mittels vorgeschobener moralischer Einwände und durch plötzlich angeordnete Versetzungen wurden viele Eheabsichten durch Vorgesetzte unterbunden.“<sup>212</sup>

Das Fraternalisierungsverbot der britischen Armee galt vom Mai bis zum September 1945. Auch hier war das Verbot „als eine Schutz- und Vorsichtsmaßnahme zu verstehen, um [die britischen Soldaten] vor Einheimischen abzuschirmen.“<sup>213</sup> Dies betraf Diskussionen und Streitgespräche, Einquartierungen, gemeinsamen Sport, Händeschütteln oder gemeinsame Besuche von kulturellen oder Veranstaltungen wie Theateraufführungen oder gemeinsame Freizeitgestaltung wie Restaurant-, Bar-, oder Tanzveranstaltungsbesuche.<sup>214,215</sup> Bereits Mitte Juli 1945 änderte die britische Militärregierung das Verbot, indem sie die Bestimmungen zum Alltags- und Veranstaltungswesen lockerte, jedoch darauf hinwies, dass der Austausch auf das notwendige Minimum beschränkt bleiben solle.<sup>216</sup> Mit Anfang September 1945 wurde das Fraternalisierungsverbot schließlich aufgehoben, dennoch blieb Zurückhaltung erwünscht – und u.a. Eheschließungen zwischen britischen Armeeingehörigen und Österreicherinnen

---

<sup>209</sup> S. Bauer, „Ami-Bräute“, S. 80.

<sup>210</sup> Vgl. Maltschnig, Österreichische „War Brides“ und ihre Kinder in den USA, S. 224f.

<sup>211</sup> S. Maltschnig, Österreichische „War Brides“ und ihre Kinder in den USA, S. 227.

<sup>212</sup> S. Wahl/Rohrbach/Adler, SchwarzÖsterreich, S. 21, vgl. S. S. 28-35 für mehrere Quellenbeispiele hierfür.

<sup>213</sup> S. Schretter, Britische Besatzungskinder, S. 60.

<sup>214</sup> Vgl. Schretter, Britische Besatzungskinder, S. 65.

<sup>215</sup> Vgl. Schmidlechner, Kinder und Enkelkinder britischer Besatzungssoldaten in Österreich, S. 241.

<sup>216</sup> Vgl. Schretter, Britische Besatzungskinder, S. 67f.



verboten.<sup>217</sup> Innerhalb der Armee waren die schrittweisen Lockerungen nicht unumstritten, insbesondere auch mit Hinblick auf einerseits die nationalsozialistische Vergangenheit Österreichs und andererseits die reale Gefahr von Geschlechtskrankheiten. Nach einigen Diskussionen wurde schließlich auch das Heiratsverbot zwischen britischen Soldaten und Österreicherinnen vermutlich<sup>218</sup> im Juli 1946 aufgehoben.<sup>219</sup> Allerdings nahm die Armee den um Eheschließungserlaubnis Ansuchenden gegenüber keine allzu entgegenkommende Haltung ein, da die Folge einer Hochzeit die Einbürgerung der österreichischen Braut in Großbritannien war. So musste z.B. eine halbjährige Wartefrist beachtet werden, in der die zukünftige Braut auf ihre politische Vergangenheit hin untersucht wurde – war sie nachweisbar dem Nationalsozialismus nahegestanden oder gar Parteimitglied gewesen, wurde der Antrag abgelehnt.<sup>220</sup>

Von sowjetischer Seite aus wurde zwar kein offizielles Fraternalisierungsverbot ausgesprochen, Geschlechtsverkehr zwischen Angehörigen der Roten Armee und Österreicher:innen galt aber als „politisch folgenschwer und verwerflich“.<sup>221</sup> Neben der – von allen alliierten Mächten formulierten – Sorge, die eigenen Soldaten könnten sich mit Geschlechtskrankheiten anstecken<sup>222</sup> und damit ihre Moral und Kampftauglichkeit schwächen, kam beim Kreml noch die Angst vor westlicher Spionage bzw. „Vaterlandsverrat“ durch die eigenen Soldaten hinzu.<sup>223</sup> Die vermeintliche Spionage konnte für die betroffenen Frauen harte Konsequenzen nach sich ziehen: Die Interaktionen, und waren sie auch nicht von Erfolg gekrönt, konnten sowohl mehrere Jahre Straflager als auch (in Moskau durchgeführte) Erschießungsanordnungen bedeuten.<sup>224</sup> Demzufolge galten Beziehungen zwischen sowjetischen Soldaten und Österreicherinnen als unerwünscht, Eheschließungen waren ausdrücklich untersagt.<sup>225</sup> Mit einem Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR am 24. Oktober 1953 wurden zumindest den höheren Militärs Eheschließungen mit Österreicherinnen de jure gestattet – de

---

<sup>217</sup> Vgl. Schretter, Britische Besatzungskinder, S. 71f.

<sup>218</sup> Im Juli 1946 lagen bereits 2000 Heiratsansuchen in der britischen Zone auf, vgl. Schmidlechner, Kinder und Enkelkinder britischer Besatzungssoldaten in Österreich, S. 245.

<sup>219</sup> Vgl. Schmidlechner, Kinder und Enkelkinder britischer Besatzungssoldaten in Österreich, S. 245.

<sup>220</sup> Vgl. Schmidlechner, Kinder und Enkelkinder britischer Besatzungssoldaten in Österreich, S. 246.

<sup>221</sup> S. Stelzl-Marx, Kinder sowjetischer Besatzungssoldaten in Österreich, S. 99.

<sup>222</sup> Die Armee bot zwar weder Aufklärung noch Verhütungsmittel an, setzte aber auf strafende Maßnahmen wie etwa das Vorbehalten von Medikamenten bei Infektionen. Die Angst, nach einer Infektion gestraft zu werden, mündete ab 1943 in eine erhöhte Suizidrate venerisch infizierter Soldaten, vgl. Stelzl-Marx, Stalins Soldaten in Österreich, S. 478.

<sup>223</sup> Vgl. Stelzl-Marx, Kinder sowjetischer Besatzungssoldaten in Österreich, S. 99.

<sup>224</sup> Vgl. eine Analyse von Zeitungsberichten, Akten und Aussagen vor Gericht diesbezüglich in Stelzl-Marx, Stalins Soldaten in Österreich, S. 487-495.

<sup>225</sup> Vgl. Stelzl-Marx, Kinder sowjetischer Besatzungssoldaten in Österreich, S. 100.

facto blieben diese jedoch die absolute Ausnahme.<sup>226,227</sup> Stattdessen wiesen Politoffiziere unermüdlich daraufhin, dass Ehen mit Ausländerinnen unerwünscht seien.<sup>228</sup> Die Folge war, dass diskret geführte Beziehungen zwar häufig stillschweigend geduldet wurden, Armeeangehörige aber mit Bekanntmachung einer Schwangerschaft oder eines Heiratswunsches zumeist umgehend versetzt wurden.

Insgesamt lassen sich also recht unterschiedliche Handhabungen der Situation durch die vier alliierten Armeen, aber auch verschiedene Wahrnehmungsmuster und Erinnerungen der österreichischen Bevölkerung an die jeweiligen Besatzungsmächte feststellen. So fasst auch Lukas Schretter die Topoi zusammen:

„Britische Soldaten erscheinen ‚gallant‘ [sic], Franzosen erscheinen als Charmeurs und amerikanische GIs assoziierte man mit materiellem Überfluss, Freiheit, Individualität und Ungezwungenheit. Bei den sowjetischen Soldaten herrschte nicht zuletzt aufgrund der Vergewaltigungen zu Kriegsende ein vielfach negatives „Russensbild“ vor, doch entwickelte sich auch der Topos des ‚kultivierten‘ und ‚kinderliebenden‘ Rotarmisten.“<sup>229</sup>

### 2.3 Zu den Kindern österreichischer Frauen und alliierter Soldaten

Die „Besatzungskinder“ entstanden aus Beziehungen ganz unterschiedlicher Art: Das Spektrum der Beziehungen zwischen alliierten Soldaten und österreichischen Frauen reichte von Heirat, Liebesbeziehungen und Affären über kurze oder längere Zweckbeziehungen und Notprostitution bis hin zu (Massen-)Vergewaltigungen – wobei nicht immer eindeutige Kategorisierungen vorgenommen werden können und die Übergänge oft nicht klar feststellbar sind. Gerade in der unmittelbaren Nachkriegszeit, in der die verhältnismäßig meisten „Besatzungskinder“ entstanden, und die von asymmetrischen Machtverhältnissen zwischen einerseits den Geschlechtern per se und andererseits den alliierten Mächten und der lokalen Bevölkerung sowie materiellen Nöten gekennzeichnet war, waren auch „die Grenzen zwischen dem Hunger nach Kalorien und jenem nach dem Leben [...] fließend.“<sup>230</sup>

Nach § 3 des Gesetzes vom 10. Juli 1945 über den Erwerb und Verlust der österreichischen Staatsbürgerschaft erhielten unehelich geborene Kinder die Staatsbürgerschaft ihrer Mutter.<sup>231</sup>

---

<sup>226</sup> Vgl. Stelzl-Marx, Kinder sowjetischer Besatzungssoldaten in Österreich, S. 100.

<sup>227</sup> Es sind auch Fälle bekannt, in denen Soldaten der roten Armee desertierten und mit ihren Partnerinnen flüchteten, vgl. Stelzl-Marx, Freier und Befreier, S. 423.

<sup>228</sup> Vgl. Stelzl-Marx, Kinder sowjetischer Besatzungssoldaten in Österreich, S. 101.

<sup>229</sup> S. Schretter, Britische Besatzungskinder, S. 507.

<sup>230</sup> S. Bauer, Die „Ami-Braut“, S. 111.

<sup>231</sup> Vgl. Staatsbürgerschaftsgesetzblatt für die Republik Österreich Nr. 60, S.81-86, hier: S. 82, URL: [https://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblPdf/1945\\_59\\_0/1945\\_59\\_0.pdf](https://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblPdf/1945_59_0/1945_59_0.pdf), aufgerufen am 24.07.2022.

Der Großteil der leiblichen Eltern der „Besatzungskinder“ war nicht verheiratet,<sup>232</sup> somit erhielten die meisten österreichischen „Besatzungskinder“ auch die österreichische Staatsbürgerschaft. Ihre ledigen Mütter hatten allerdings keinerlei juristischen Anspruch auf Alimentationszahlungen der leiblichen Väter: Alle vier Besatzungsmächte

„vertraten die Meinung, dass ihre Soldaten vor den Ansprüchen der Kindsmütter sowie deutscher und österreichischer Dienststellen geschützt werden müssten. Österreichische Gerichte durften [...] während der Besatzungszeit keine Straf- und Zivilverfahren gegen Angehörige der alliierten Streitkräfte einleiten.“<sup>233,234</sup>

Insofern gestaltete sich der finanzielle Spielraum der Mütter oft sehr klein bzw. unzureichend, was sich auch im Alltagserleben ihrer Kinder bemerkbar machte.<sup>235</sup> Die ledigen Mütter mussten auf die Unterstützung ihrer Verwandten, zumeist ihrer Eltern hoffen. Diese wurde ihnen zum Teil verwehrt,<sup>236</sup> in anderen Fällen wiederum übernahmen die Eltern der Mutter die Aufsicht und Erziehung des Kindes, wenn die Mutter keine Zeit dafür hatte.<sup>237</sup> Die Vormundschaft für ein nicht-ehelich geborenes Kind hatte bis zu dessen Volljährigkeit (die in der Besatzungszeit in Österreich mit 21 Jahren erreicht war) sowohl in Österreich als auch in Deutschland nicht etwa die leibliche Mutter dieses Kindes inne, sondern ein amtlicher Vormund, was die Mütter zusätzlich in ihren Handlungsspielräumen einengte.<sup>238,239</sup>

Innerhalb ihrer Familien wurde vor den „Besatzungskindern“ oft ein Geheimnis um ihren leiblichen Vater gemacht – teilweise bis weit ins Erwachsenenleben hinein.<sup>240</sup> In ihrer Kindheit und Jugend erlebten sie von ihrem gesellschaftlichen Umfeld oft Ausgrenzung und Stigmatisierung auf mehrererlei Ebene: Einmal, da unverheiratete Mütter von der Gesellschaft diskriminiert wurden und sich diese Diskriminierung auch auf ihre (unehelich geborenen)

---

<sup>232</sup> Vgl. auch Kap. 2.2 sowie 3.6. Selbstverständlich gab es auch Eheschließungen zwischen österreichischen Frauen und alliierten Soldaten, vgl. etwa Maltschnig, Österreichische „War Brides“ und ihre Kinder in den USA; Schretter, Britische Besatzungskinder, insbesondere S. 194-251; diese blieben allerdings die Minderheit.

<sup>233</sup> S. Schretter, Britische Besatzungskinder, S. 253. Die österreichischen Sozialbehörden versuchten zwar aufgrund der hohen Zahl der „Besatzungskinder“ internationale Alimentationsabkommen durchzusetzen, blieben aber in ihren Bemühungen erfolglos, vgl. Stelzl-Marx, Freier und Befreier, S. 441.

<sup>234</sup> Vgl. dazu Rohrbach, Philipp, „This Has Finally Freed the Welfare Agency from a Considerable Burden“: The Adoption of Black Austrian Occupation Children in the United States, in: zeitgeschichte, Vol. 1/2021, S. 35-56, hier: S. 40-42.

<sup>235</sup> Vgl. Kap. 3.5.

<sup>236</sup> Vgl. etwa Schmidlechner, Kinder und Enkelkinder britischer Besatzungskinder, S. 249f. oder Stelzl-Marx, Kinder sowjetischer Besatzungssoldaten in Österreich, S. 102f.

<sup>237</sup> Vgl. Schretter, Britische Besatzungskinder, S. 350-369; oder Kap. 3.7.

<sup>238</sup> Vgl. etwa Schretter, Britische Besatzungskinder, S. 252.

<sup>239</sup> Der Großteil der von der Fürsorge dazu aufgeforderten Mütter weigerte sich, ihre Kinder zur Adoption freizugeben, vgl. Stelzl-Marx, Freier und Befreier, S. 441.

<sup>240</sup> Vgl. Stelzl-Marx/Satjukow, Besatzungskinder in Vergangenheit und Gegenwart, S. 11; Stelzl-Marx, Freier und Befreite, S. 447; Baur-Timmerbrink, Ute, „Das solltest du nie erfahren.“ Verschwiegene Eltern, in: Stelzl-Marx/Satjukow [Hg.], Besatzungskinder, S. 446-452.

Kinder übertrug, weiters wegen des alliierten Hintergrundes des Vaters<sup>241</sup> und schließlich – wenn der Vater kein weißer Mann war – wurden sie rassistisch von der post-nationalsozialistischen Gesellschaft diskriminiert.<sup>242</sup> Insbesondere diese Kinder waren auch in der zeitgenössischen Politik ein immer wieder aufflammendes Diskussionsthema.<sup>243</sup>

Fast allen „Besatzungskindern“ ist gemein, dass sie ohne ihren leiblichen Vater aufwuchsen – Ausnahmen bildeten selbstverständlich jene Kinder, deren Eltern eine Ehe eingingen. In diesem Fall folgten Mutter und Kind allerdings zumeist dem Soldaten in dessen Herkunftsland. Wenn eine Österreicherin einen amerikanischen GI heiratete, so musste sie gemeinsam mit ihrem Ehemann Österreich binnen 30 Tagen nach der Eheschließung verlassen. Grund dafür war die Befürchtung der Army, über Eheschließungen könnte sich sonst Zugang zu besserer Lebensmittelversorgung ‚erschlichen‘ werden.<sup>244</sup> Der Großteil der leiblichen Eltern heiratete jedoch nicht, insofern wuchsen diese Kinder ohne ihren leiblichen Vater auf – in ihrer Generation keine Ungewöhnlichkeit, waren doch viele Familienväter an Fronten verstorben, von den Nationalsozialist:innen ermordet worden oder noch in Kriegsgefangenschaft.<sup>245</sup> Das Spezifikum der abwesenden leiblichen Vätern der „Besatzungskinder“ in dieser Hinsicht ist, dass über sie oft nicht gesprochen wurde, keine Fotos in der Ecke standen, kein ‚Heldentod‘, von dem man gesellschaftlich anerkannt den Mitschüler:innen erzählen konnte, als Erklärung für die Abwesenheit des Vaters diente. Im Gegenteil, die meisten „Besatzungskinder“ berichten von Verschwiegenheit innerhalb der Familie, von Unstimmigkeiten bezüglich der erhaltenen Informationen, oder einem vagen Gefühl, dass etwas nicht stimme.<sup>246</sup> Die psychosozialen Auswirkungen, die diese Situation auf das Aufwachsen deutscher „Besatzungskinder“ hatte, wurden bereits in einer Fragebogenstudie untersucht:<sup>247</sup> Mehr als die Hälfte der Teilnehmer:innen gab an, persönliche Erfahrungen mit negativen Vorurteilen des sozialen

---

<sup>241</sup> Vgl. zu den Wahrnehmungsmustern in der Bevölkerung bezüglich der Besatzungssoldaten Kap. 2.2., zur besitzergreifenden Verflechtung von Frau und Nation Kap. 2.1.

<sup>242</sup> Vgl. etwa ahl/Rohrbach/Adler, SchwarzÖsterreich, oder auch Kap. 3.4.

<sup>243</sup> Vgl. etwa Rohrbach, Philipp, Diskriminiert, adoptiert, vergessen? Zum Umgang mit „Besatzungskindern“ aus Beziehungen afroamerikanischer GIs und österreichischen Frauen zwischen 1945 und 1955, Masterarbeit, Wien 2015.

<sup>244</sup> Vgl. Schretter, Britische Besatzungskinder, S. 201.

<sup>245</sup> Vgl. z.B. Seegers, Lu/Reulecke, Jürgen [Hg.], Die „Generation der Kriegskinder“. Historische Hintergründe und Deutungen, Psychosozial-Verlag, Gießen 2009.

<sup>246</sup> Vgl. Kap. 3.1 bzw. 3.6.

<sup>247</sup> Vgl. Kaiser, Marie/Eichhorn, Svenja/Kuwert, Philipp/Glaesmer, Heide, Psychosoziale Konsequenzen des Aufwachsens als Besatzungschild in Deutschland. Psychologische Hintergründe eines quantitativen Forschungsprojekts, in: Stelzl-Marx/Satjukow [Hg.], Besatzungskinder, S. 39-62.

Umfelds gemacht zu haben, auch von aversiven Kindheitserfahrungen berichteten „Besatzungskinder“ deutlich häufiger.<sup>248</sup>

Auffällig ist, dass die Erzählungen der „Besatzungskinder“ über ihre Erlebnisse in der Kindheit und Jugend divergieren: Manche berichten von furchtbarer, regelrecht bedrohlicher Diskriminierung ihres Umfelds,<sup>249</sup> andere wiederum beschreiben, in ihrer Kindheit und Jugend nie diskriminiert worden zu sein.<sup>250</sup>

#### 2.4 „Besatzungs“- oder „Befreiungskinder“?

Eine letzte Überlegung, die noch Erwähnung finden soll, ist jene um die Terminologie. In der Wissenschaft (und in der Öffentlichkeit) hat sich der Begriff „Besatzungskind“ durchgesetzt – bei dem Großteil der elf interviewten Personen stimmt dieser Terminus auch mit der Eigenbezeichnung überein. Drei der elf Interviewpartner:innen bevorzugen aber einen anderen Begriff: Sie bezeichnen sich selbst als „Befreiungskinder“. Zur Verdeutlichung kommen bereits hier die Stimmen einiger Interviewpartner:innen zu Wort:

„[Ich bevorzuge den Terminus Besatzungskind], ja, absolut. [...] Weil von Befreiung war - also besonders in Deutschland, ich kann das nicht so ganz für Österreich sagen - aber hier war nicht das Gefühl, dass die Soldaten, die hier stationiert waren, die Befreier waren! Das haben wir von unseren Eltern, von der älteren Generation, einfach ganz anders erfahren: *Die* haben *uns* jetzt besetzt!“<sup>251</sup>

„Für mich ist es Besatzungskind! [...] Also, für mich sind das zwei unterschiedliche Geschichten. Die Befreiung [vom] Nationalsozialismus – aber meine Existenz war natürlich die Besatzung. Die auch eine gewisse Überheblichkeit gegenüber diesen Frauen gehabt hat zum Beispiel. Insofern war ich ein Besatzungskind.“<sup>252</sup>

Die Einstellung, die Ute Baur-Timmerbrink im ersten hier angeführten Zitat für Deutschland beschreibt, gilt zumindest größtenteils auch für Österreich<sup>253</sup> – sechs Jahre Weltkrieg, in denen stets die Rede vom „Endsieg“ gegen „den Feind“ propagiert worden war, hatten ihre Spuren hinterlassen. Die provisorische Regierung unter Karl Renner nutzte 1945 mit Verweis auf die Moskauer Deklaration sowohl den Begriff der „Besatzung“ als auch den der „Befreiung“.<sup>254</sup>

---

<sup>248</sup> Vgl. Kaiser, Marie/Eichhorn, Svenja/Kuwert, Philipp/Glaesmer, Heide, Psychosoziale Konsequenzen des Aufwachsens als Besatzungskind in Deutschland. Psychologische Hintergründe eines quantitativen Forschungsprojekts, in: Stelzl-Marx/Satjukow [Hg.], Besatzungskinder, S. 58f.

<sup>249</sup> Vgl. etwa Schwarzkopf, So war mein Leben, S. 44-48.

<sup>250</sup> Vgl. etwa Dupuis, Befreiungskind, S. 9.

<sup>251</sup> Ute BT 1\_2, Pos. 3.

<sup>252</sup> Gitta R. 1\_2, Pos. 203.

<sup>253</sup> Vgl. Kap. 2.2; Rauchensteiner, Manfred, Der Sonderfall; Bauer, Welcome Ami Go Home.

<sup>254</sup> Vgl. Schretter, Britische Besatzungskinder, S. 22.

Die Alliierten bewerteten die Lage unterschiedlich.<sup>255</sup> Während die Sowjets und Franzosen Österreich als „befreit“ einstufen, galt es für Amerikaner und Briten zunächst als „besiegt“.<sup>256</sup> Unter Berücksichtigung der Länge der Zeitspanne „der alliierten Verwaltung und der Versuche von österreichischer Seite, diese abzukürzen“,<sup>257</sup> darf insofern wohl eher von einem Gefühl der Besatzung denn von Befreiung gesprochen werden.<sup>258</sup> Es lässt sich aber auch argumentieren, dass beide Begriffe ihre Berechtigung haben und die zeitlichen Grenzen diesbezüglich fließend sind, wie es Helmut B. in seiner Überlegung impliziert:

„Also, ich bin aus einer Liaison [von] einem österreichischen Mädchen und einem amerikanischen Soldaten entstanden und ich bin quasi ein Besatzungskind, ein sogenanntes. Hab‘ mich aber nie so gefühlt. Befreiungskinder, dafür bin ich zu jung. Ein Befreiungskind ist geboren irgendwann mal so Ende '45 oder Anfang '46, da waren die ersten Soldaten im Raum Linz gewesen und da hat man von Befreiungskindern möglicherweise gesprochen. Das entzieht sich meiner Kenntnis.“<sup>259</sup>

Hier wird einerseits klar betont, dass sich Helmut B. nicht so unmittelbar mit der Rolle des Besatzungskindes identifiziert, wie andere Interviewpartner:innen. Bemerkenswert ist andererseits die am Zeitpunkt der Zeugung festgemachte Unterscheidung zwischen „Befreiungskind“ für die ersten Wochen nach Kriegsende und „Besatzungskind“ mit den fortschreitenden Jahren der Anwesenheit und Kontrollmacht der Alliierten.

In diese mögliche Art zu unterscheiden fallen die Geburtsdaten von Eleonore D. (geb. 1946), Maria S. (geb. 1947) und Brigitte Mader (geb. 1948) zwar nur teilweise, dennoch lautet die Eigenzuschreibung der drei Frauen „Befreiungskind“:

„[Ich bevorzuge den Terminus] Befreiungskinder, ja, auf jeden Fall. Das habe ich sogar eingeführt. [lacht] [...] Es ist auch ‚Russenkinder‘ kein Schimpfwort für uns! Manche sind als Russenkinder beschimpft worden, damals als Kinder. Ich nicht, ich hab das nie gehört. Aber Russenkind ist für mich kein Schimpfwort, das ist richtig find ich. Wir sind ja Russenkinder.“<sup>260</sup>

„Najo weil sie für mich – für mich! Ich bin da natürlich auch von meinem [jüdischen] Mann geprägt. Sie waren die Befreier! [...] Eigentlich haben sie Österreich und Europa befreit, die Russen. Und die Amerikaner – auch das waren die Befreier!“<sup>261</sup>

---

<sup>255</sup> Vgl. Kap. 2.2.

<sup>256</sup> Vgl. Bauer, „Ami-Bräute“, S. 80.

<sup>257</sup> S. Schretter, Britische Besatzungskinder, S. 23.

<sup>258</sup> Ein Indikator für die öffentliche Stimmung ist z.B. auch der von der österreichischen Regierung in Auftrag gegebene und 1952 veröffentlichte Film „1. April 2000“ (Regie: Wolfgang Liebeneiner). Es handelt sich hierbei um einen Heimatfilm, in dem imaginiert wird, dass die Alliierten im Jahr 2000 immer noch das Land verwalten und der neu gewählte Ministerpräsident dem Geschehen wortgewandt und charmant entgegentritt, URL: <https://www.filmarchiv.at/program/film/1-april-2000/>, aufgerufen am 07.01.2022.

<sup>259</sup> Helmut B. 1\_2, Pos. 10-12.

<sup>260</sup> Eleonore D. 1\_2, Pos. 148-154.

<sup>261</sup> Maria S. 1\_2, Pos. 238.

„Mit meiner jetzigen Einstellung würd' ich sagen, Befreiungskind, weil sie haben uns ja von dem Hitler-Terror befreit. Das sind Befreiungssoldaten gewesen. Aber natürlich, die Bevölkerung hat sie als Feinde betrachtet, weil das waren ja immer Feinde.“<sup>262</sup>

In allen drei Fällen überstrahlt in der Wahrnehmung der Moment der Beendigung des nationalsozialistischen Regimes die zehn darauffolgenden Jahre der alliierten Kontrolle. Gleichzeitig wird hier ein positiv besetzter Begriff verwendet, der andere Konnotationen enthält als das neutral bis negativ aufgeladene Wort „Besatzung“.<sup>263</sup> Was hier zusätzlich von Eleonore D. sehr wohl umgeframed<sup>264</sup> wird, ist die Bezeichnung „Russenkinder“: War dieser Begriff in der Nachkriegszeit eindeutig als Beschimpfung zu verstehen, so wird der Terminus von Eleonore D. heute selbstverständlich und ohne schalen Beigeschmack verwendet – ein solches Phänomen des Empowerments lässt sich auch bei anderen „Kindern“ feststellen.<sup>265</sup>

Aber nicht nur das Datum der Geburt bzw. Zeugung lässt sich als unterscheidender Faktor zwischen den Begriffen „Besatzungskind“ und „Befreiungskind“ festmachen: Gitta R. fügt im zweiten Interview ihrer Aussage eine deutlich geschlechterspezifische Machtkomponente hinzu, die es zu bedenken gilt:

„Es ist für mich schon eine Frauenfrage: Wie gehen Männer mit diesen Frauen um? Auch als Sieger. Drum sag ich, ich bin ein Besatzungskind. Ich bin froh, dass – leider viel zu spät – die Befreiung gekommen [ist]. Aber ich bin ein Besatzungskind, denn [...] ich bin nicht befreit worden von einer Kindheit, die hart ist, und meine Mutter auch nicht. [...] De facto war's eine Besatzungsmacht. [...] Ich hab' mich als Besatzungskind erlebt, ich wurde als Besatzungskind eingestuft, meine Mutter hat die Schande begangen. [...] Das sind für mich zwei Paar Schuhe. Die Befreiung von der Nazidiktatur, [...] von der Naziherrschaft, [...] und wie man dann [mit den Frauen umgegangen ist], da steckt auch so ein Stückl Verachtung für mich drinnen: Da hat's ja Abkommen gegeben, dass diese Frauen keine Ansprüche haben auf Unterhalt, auf die Alimentation für die Kinder – nichts! Da haben sie sich geeinigt, die Alliierten und die österreichische Regierung, gell? Und das ist ja eine unglaubliche Missachtung!“<sup>266</sup>

Die Rahmenbedingungen des Umgangs zwischen den österreichischen Frauen und den alliierten Soldaten darf man gewiss als geprägt von asymmetrischen Machtverhältnissen einstufen, waren die Soldaten den einheimischen Frauen doch auf gleich mehreren Ebenen überlegen: Einerseits waren sie die Sieger des Krieges in dem besiegten Land,<sup>267</sup> andererseits waren die Geschlechterverhältnisse in der patriarchalen österreichischen

---

<sup>262</sup> Brigitte M. 1\_2, Pos. 257-259.

<sup>263</sup> Interessant ist, dass in allen drei Fällen (Eleonore D. und Maria S. sind Töchter russischer Väter, Brigitte Mader ist die Tochter eines französischen Vaters) die Einstellung des Kindes mit der des Herkunftslandes des Vaters übereinstimmt.

<sup>264</sup> Vgl. weiterführend Wehling, Elisabeth, Politisches Framing. Wie eine Nation sich ihr Denken einredet – und daraus Politik macht, Herbert von Harlem, München 2016.

<sup>265</sup> Vgl. Bauer, „Ich bin stolz, ein Besatzungskind zu sein.“

<sup>266</sup> Gitta R. 2\_2, Pos. 71.

<sup>267</sup> Vgl. z.B. Bauer/Huber, Sexual Encounters across (Former) Enemy Lines; Stelzl-Marx, Freier und Befreite, Stelzl-Marx, Stalins Soldaten in Österreich.

Nachkriegsgesellschaft per se nicht ausgewogen<sup>268</sup> – und obendrein hatten viele Soldaten, durch den Wechselkurs insbesondere die der USA, den Vorteil, finanziell besser aufgestellt zu sein. Der von Gitta R. angesprochene nicht vorhandene Anspruch auf Unterhaltsleistungen<sup>269</sup> im Falle eines unehelichen Kindes wiegt ebenfalls schwer und unterstreicht gleichzeitig, wie dürftig es um die Rechte der Frauen in jenen Dekaden bestellt war.

Wieder andere Interviewpartner:innen umgehen die Terminus-Frage: Wenn sie auf diesen Aspekt ihrer Identität angesprochen werden, nehmen sie nicht auf ihre eigene Person Bezug, sondern auf die Person bzw. Rolle ihres leiblichen Vaters als Besatzungssoldat:

„Wenn, [dann] verwend ich den Begriff Besatzungskind. Wenn notwendig. [lacht] Oder ich sag: „Mein Vater war ein GI.“<sup>270</sup>

„Ich sag: ‚[...] ich bin ein Kind von einem französischen Besatzungssoldaten. Das sag ich [heute] sehr gern.“<sup>271</sup>

Auch hier wird klar, dass die von außen vorgenommene Bezeichnung „Besatzungskind“ nicht der Eigenbezeichnung entspricht. Mit dieser aktiven Verlagerung des Bezugspunkts des Terminus von der eigenen Person zu der des Vaters kann eine Verortung der eigenen Identität im Spannungsfeld zwischen Besatzung und Befreiung somit umgangen werden. Dies kann einerseits eine Enthaltung des dementsprechenden Statements bedeuten, andererseits auch als Hinweis darauf gelesen werden, dass dieser Faktor als nicht so gewichtig für die eigene Identität gesehen wird.

Schlussendlich greift die Frage um die Terminologie auch eine ideologische Diskussion Österreichs auf, sowohl auf der individuell-subjektiven als auch auf der allgemein-politischen Ebene. Mit der Frage nach dem Terminus werden sowohl Fragen an des subjektive als auch an das kollektive Gedächtnis gestellt:

„Im Familiengedächtnis hängt die Beurteilung dieser Zeitspanne [...] von den konkreten Erfahrungen mit den Besatzungsmächten ab, die zwischen sexueller Gewalt, Plünderung und Verschleppungen auf der einen Seite und Wiederaufbauhilfe, persönlichen Unterstützungsleistungen und Freundschaften auf der anderen Seite oszillieren.“<sup>272</sup>

Der Großteil der Interviewpartner:innen identifiziert sich mit dem Terminus „Besatzungskind“, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen. Dennoch gilt festzuhalten, dass hier Eigen- und Fremdbezeichnung nicht immer korrelieren.

---

<sup>268</sup> Vgl. Kap. 2.1.

<sup>269</sup> Vgl. Kap. 2.2.

<sup>270</sup> Dolly W. 1\_2, Pos. 114-116.

<sup>271</sup> Elisabeth F. 2\_2, Pos. 107.

<sup>272</sup> S. Schretter, Britische Besatzungskinder, S. 23.



### 3. Konstituierende Faktoren des Alltags der Kinder

Die Modalitäten und Rahmenbedingungen der geführten Interviews wurden bereits diskutiert,<sup>273</sup> daher soll an dieser Stelle vorab lediglich eine kurze Reflexion bezüglich des im Folgenden behandelten Quellenkorpus stattfinden.

Bei den elf Interviewpartner:innen handelt es sich ausnahmslos um öffentlichkeits- bzw. medienerfahrene Personen. Alle haben sich auf unterschiedliche Art und Weise, teils über Jahrzehnte, mit ihrer Geschichte als „Besatzungskind“ auseinandergesetzt und nach ihrem leiblichen Vater gesucht. Diese Aufarbeitungen fanden in Form von Autobiografien<sup>274,275</sup> oder (auto-)biografischen Beiträgen in wissenschaftlichen<sup>276</sup> wie nicht-wissenschaftlichen<sup>277</sup> Sammelbänden, aber auch in Form von Interviews für Ausstellungen in diversen Museen,<sup>278</sup> Fernseh- und Rundfunkbeiträgen<sup>279</sup> sowie Zeitungsartikeln statt.<sup>280</sup> Alle elf Personen sind seit einigen Jahren mit anderen „Besatzungskindern“ vernetzt,<sup>281</sup> oft mit anderen Betroffenen aus der gleichen ehemaligen Besatzungszone.

Unter anderem aufgrund des Erfahrungsaustausches und der gegenseitigen Unterstützung konnte ein verhältnismäßig großer Anteil der Interviewpartner:innen ihren biologischen Vater bzw. Verwandte väterlicherseits ausfindig machen: Acht der elf Personen waren in ihren Bemühungen, diesen bzw. ihre Halbgeschwister zu finden, erfolgreich – in einem Fall riss der Kontakt zwischen Vater und Mutter sogar nie völlig ab. Eine Person konnte ihre Vermutung

---

<sup>273</sup> Vgl. Kap. 1.7.

<sup>274</sup> Vgl. z.B. Dupuis, Befreiungskind; Baur-Timmerbrink, Wir Besatzungskinder.

<sup>275</sup> An dieser Stelle sei auf ein weiteres autobiographisches Werk eines österreichischen Besatzungskindes verwiesen: Schwarzkopf, So war mein Leben. Auch in Deutschland sind (auto-)biographische Werke erschienen, so etwa: Schubert, mundtot; Behlau [Hg.], Distelblüten. Weitere Biografien von deutschen Besatzungskindern werden vorgestellt in Satjukow/Gries, „Bankerte!“.

<sup>276</sup> Vgl. Ofner, Lucia, Ich bin ein britisches Besatzungskind, in: Stelzl-Marx/Satjukow [Hg.], Besatzungskinder, S. 462-465; Rupp, Gitta, Mein Vater Nirgendwo, in: Stelzl-Marx/Satjukow [Hg.], Besatzungskinder, S. 466-470; F., Elisabeth, Bericht einer französischen Tochter, in: Stelzl-Marx/Satjukow [Hg.], Besatzungskinder, S. 477-482.

<sup>277</sup> S. Weber, Dolly, „Hollywood findet nur im Kino statt“, in: Baur-Timmerbrink, Wir Besatzungskinder, S. 211-218.

<sup>278</sup> Vgl. z.B. in der Ausstellung „Geteilte Stadt. Linz 1945-55“ des NORDICO Stadtmuseums, Linz 2015, URL: <https://www.oogeschichte.at/epochen/1945-2005/geteilte-stadt-linz-1945-1955/erleben-erinnern-erzaehlen/> [aufgerufen am 30.08.2021], das dazugehörige Video wird auch vom Lentos Kunstmuseum Linz online zur Verfügung gestellt, s. URL: <https://www.youtube.com/watch?v=Q1c-HlqwvZQ> [aufgerufen am 30.08.2021].

<sup>279</sup> Vgl. z.B. Gokl, Robert, „Besatzungskinder“, ORF 2015.

<sup>280</sup> Vgl. z.B. Mader, Brigitte, in den Salzburger Nachrichten, Ein Besatzungskind erzählt: „Eine Hälfte hat mir immer gefehlt“, vom 26.10.2016, URL: <https://www.sn.at/salzburg/chronik/ein-besatzungskind-erzaehlt-eine-haelfte-hat-mir-immer-gefehlt-943501> [aufgerufen am 30.08.2016] oder Dupuis, Eleonore, in der Kronenzeitung, Eine emotionale und spezielle Spurensuche, 09.05.2021, URL: [https://abgaengig-vermisst.at.webnode.at/files/200000628-4aa754aa78/Reportage%20-%20Muttertag\\_2021.pdf](https://abgaengig-vermisst.at.webnode.at/files/200000628-4aa754aa78/Reportage%20-%20Muttertag_2021.pdf) [aufgerufen am 30.08.2021].

<sup>281</sup> Für Österreich ist hier u.a. der Verein abgaengig-vermisst.at zu nennen, URL: <https://www.abgaengig-vermisst.at/> [aufgerufen am 30.08.2021].

nicht mehr verifizieren, da der mutmaßliche Vater zuvor verstarb. Lediglich zwei der interviewten Personen sind noch auf der Suche. Dieser hohe Prozentsatz an erfolgreichen Suchen ist nicht repräsentativ für alle österreichischen „Besatzungskinder“. Um die Suche nach dem unbekanntem Vater zu beginnen, ist es zunächst eine Grundvoraussetzung, überhaupt über diesen informiert zu sein. Bereits an diesem Punkt treten die ersten Schwierigkeiten auf: Viele „Besatzungskinder“ in Österreich wissen vermutlich bis heute nicht über ihre biologische Herkunft Bescheid.<sup>282,283</sup> Unter den elf Interviewten erfuhren hingegen lediglich zwei Personen erst mit ca. 40 bzw. 52 Jahren, dass der vermeintliche Vater nicht ihr biologischer Vater war.<sup>284</sup> Somit bleibt festzuhalten, dass es sich um eine qualitative Untersuchung handelt, deren Sample sich in drei Punkten vom Großteil der österreichischen „Besatzungskinder“ unterscheidet: erstens dem Wissen um den alliierten Vater, zweitens der Vernetzung mit anderen Betroffenen bzw. Medienerfahrung und drittens einer verhältnismäßig häufig erfolgreichen Vatersuche. Da sich die vorliegende Arbeit primär mit dem Alltagserleben der Interviewpartner:innen in deren Kindheit und Jugend beschäftigt, spielen Aspekte, die sich aus diesen drei Faktoren ergeben, allerdings nur bedingt eine Rolle.

In diesem Kapitel werden mehrere Faktoren, die sich während der Quellenanalyse der 22 Interviews als beeinflussend bzw. konstituierend für das Erleben des Alltags in der Kindheit und Jugend manifestierten,<sup>285</sup> näher beleuchtet werden. Dabei handelt es sich um das Geburtsjahr und das Geschlecht des Kindes, die jeweilige Besatzungszone sowie der Wohnort, das Erscheinungsbild des Kindes, die ökonomischen Hintergründe der in den meisten Fällen alleinerziehenden Mütter, die Art der Beziehung der biologischen Eltern zueinander sowie der familiäre und gesellschaftliche Umgang mit den „Besatzungskindern“.

---

<sup>282</sup> Anschließend bedarf es für eine erfolgreiche Suche möglichst vieler Informationen zum leiblichen Vater, etwa seinen vollen Namen (in korrekter Schreibweise), sein Geburtsdatum, die Dauer seiner Stationierung und seinen militärischen Rang. Je mehr Informationen vorliegen, desto höher sind die Erfolgschancen. Dann stellt sich die Frage, an welche Institution man sich am besten mit seinem Anliegen wendet, teilweise kommen erschwerende externe Faktoren dazu, wie z.B. über Jahrzehnte der Eisener Vorhang oder die Tatsache, dass die USA über kein zentrales Melderegister verfügen. Zu guter Letzt gibt es keine Garantie, dass die gefundenen Verwandten Interesse an einer Begegnung oder Austausch zeigen. Vgl. auch Kap. 3.9 sowie für eine Auflistung der entsprechenden Personen und Institutionen den Anhang.

<sup>283</sup> Vgl. auch Stelzl-Marx, Freier und Befreier, S. 438.

<sup>284</sup> Die anderen neun interviewten Personen erfuhren bereits in jungen Jahren, spätestens mit dem Ende der Volksschulzeit, über ihre wahre Herkunft. Wichtig scheint in diesem Zusammenhang auch das Ende der Besatzungszeit 1955 zu sein: Immer wieder kommen – zonenunabhängig – Ängste der Mütter zur Sprache, das Kind könne vor bzw. mit dem Abzug der Alliierten doch noch „weggenommen werden“, vgl. auch Stelzl-Marx, Freier und Befreier, S. 442.

<sup>285</sup> Vgl. dazu Kap. 3.

### 3.1 Der Zeitpunkt des Erfahrens

Die Frage, ob und wann die Betroffenen über ihren leiblichen Vater informiert wurden, war für viele von großer Bedeutung. Grob lässt sich dies in vier Gruppen einteilen: Erstens jene „Besatzungskinder“, die so früh über ihren leiblichen Vater Bescheid wussten, dass sie sich an keinen konkreten Moment des Erfahrens erinnern können. Zweitens jene, die durch Familie oder soziales Umfeld darüber aufgeklärt wurden und sich daran auch erinnern können.<sup>286</sup> Drittens jene, die erst im fortgeschrittenen Erwachsenenalter (meist eher durch Zufall) von ihrem leiblichen Vater erfuhren – hier war der Schock oft besonders heftig ob der bisherigen Falschinformationen.<sup>287</sup> Die vierte Gruppe ist die am schwersten greifbare: Jene „Besatzungskinder“, die vermutlich bis heute selbst nicht über ihren leiblichen Vater Bescheid wissen.<sup>288</sup>

Viele der Betroffenen, die für wissenschaftliche Zwecke interviewt wurden, berichten von einem klar abrufbarem Offenbarungsmoment in der Kindheit oder Jugend. So wurden auch vier der elf Interviewpartner:innen dieser Arbeit in der Kindheit von ihrer Mutter über ihren leiblichen Vater aufgeklärt. Diesem Prozess gingen oft Anmerkungen des nicht-familiären Umfelds über die Identität des leiblichen Vaters voraus, vielfach in einer negativen Art und Weise. So erinnert sich Brigitte Mader, wie sie eher durch Zufall erfuhr, dass ihr vermeintlicher Vater nicht ihr leiblicher Vater war:

„Also begonnen hat es mit acht Jahren, [als ich von einer Mitschülerin] in der Volksschule erfahren [habe], dass es nicht mein richtiger Vater ist, der mit meiner Mutter [verheiratet ist]. Das war natürlich sehr schlimm, weil das war ja tabu und da wollte niemand drüber reden. [...] Das Kind, das mir das erzählt hat, und [dessen] Eltern, wurden dann [...] von meinen Eltern kontaktiert und ein fürchterlicher Streit entstand [...], weil sie hätten mir das nicht erzählen sollen. Mit 15 [Jahren] hab ich dann wieder Leute kennen gelernt, die meinen Vater persönlich gekannt hatten, und auch hier haben meine Eltern dann alles mögliche unternommen, um diese Menschen mundtot zu machen. Also es war extrem schwierig.“<sup>289</sup>

An anderer Stelle erklärt Brigitte Mader den Vorgang dieses Informationstransfers fern der (stief-)elterlichen Kontrolle noch detaillierter:

---

<sup>286</sup> Sofern die Erinnerung nicht vergessen oder verdrängt wurde.

<sup>287</sup> Vgl. Baur-Timmerbrink, *Wir Besatzungskinder*, S. 16f.

<sup>288</sup> Dementsprechend liegen selbstverständlich auch keine mit dieser Gruppe geführten Oral History Interviews vor. Zwei Faktoren indizieren die Existenz dieser Gruppe allerdings mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit: Einerseits die Diskrepanz zwischen der späten Thematisierung des Themas, vgl. Kap. 1.2 und 1.3, und die Schätzungen ob der Menge der „Besatzungskinder“ – Barbara Stelzl-Marx spricht von bis zu 30.000 Kindern für den österreichischen, Silke Satjukow von geschätzten 400.000 Kindern in Deutschland, vgl. Stelzl-Marx/Satjukow, *Besatzungskinder in Vergangenheit und Gegenwart*, S. 11. Zweitens lässt die Existenz der dritten Gruppe, insbesondere das Zufallsmoment und das oft fortgeschrittene Alter der Personen zum Zeitpunkt des Erfahrens vermuten, dass vielen diese Zufälle schlicht nicht widerfuhren.

<sup>289</sup> Brigitte M. 1\_2, Pos. 7.

„Ich hab mich [...] immer [wieder] beklagt, dass ich so viel Gewalt ausgesetzt bin, und dann hab ich das meiner Schulkollegin erzählt, dass ich so oft geschlagen werd und [eben] diese Dinge, und dann hat sie [das] einmal mit ihren Eltern besprochen. Und die Eltern haben gesagt: ‚Ja das wundert mich nicht, das ist ja nicht [sein eigenes] Kind.‘“<sup>290,291</sup>

Die vermeintliche Kausalität, dass eine nicht-biologische Verwandtschaft gewaltfördernd wirke, mag infrage zu stellen sein. Die Schilderung, dass das Bestreben der Mutter und des Stiefvaters, Brigitte Mader den familiären Sachverhalt zu verheimlichen, so stark war, dass sie ob der ungewollten Informierung ihrer Tochter sogar „einen fürchterlichen Streit“ mit ihren Nachbar:innen begannen, ist jedoch auffällig.

Auch im Fall von Maria S. aus dem Burgenland wurde der Anstoß zur Klärung der familiären Verhältnisse von außen gegeben:

„Mit elf, zwölf Jahren, [da] haben Kinder bei uns im Hof [...] gespielt, so Reigenspiele. Und ein Mädchen hat gesagt: ‚Aber du, du spielst nicht mit! Du bist ein Russenbankert und du spielst nicht mit!‘ Und ich muss sagen, ich hab mir gedacht: ‚Was meint die, was ist da?‘ Bin sofort nach Haus gelaufen, hab meiner Mutter das erzählt und meine Mutter hat gesagt: ‚Komm, setz‘ dich her jetzt da.‘ Das seh‘ ich noch so vor mir! Und sie hat mir dann alles erzählt von meinem Vater, hat mir die Fotos gegeben und hat gesagt: ‚Weißt, Maria, alle Russen waren nicht schlecht! Es waren gute dabei [...], so wie bei allen Menschen. Alle Russen waren nicht schlecht.‘ Und hat das so halt in den Raum gestellt. Aber für mich war das ein Wahnsinn, ich hab [zuvor] nichts gemerkt!“<sup>292</sup>

Es ist anzunehmen, dass das erwähnte Mädchen die Information bezüglich des Vaters ihrer Spielgefährtin – oder auch nur die Schmähebezeichnung „Russenbankert“ – von Erwachsenen aus ihrem Umfeld ver- und übernommen hatte. Auch in diesem Fall war also der Anstoß zum Lüften des Geheimnisses von außen erfolgt – in einer verächtlichen, diskriminierenden Art und Weise. Maria S. erinnert sich noch gut an diesen Moment des Erfahrens, der sich ihr sehr einprägte:

„Ich kann mich noch erinnern, ich bin dort im Garten herumgelaufen und für mich war das ein wahnsinniger Einschnitt! Weil dieser Adoptivvater sehr, sehr gut war zu mir. Er war wirklich – also es hätte uns nichts Besseres passieren können, mir nicht und auch meiner Mutter nicht. Da sie diesen Mann gehabt hat ist sie natürlich auch wieder in der Dorfgemeinschaft toleriert worden. Ich auch, sozusagen. Es haben manche noch so geschaut-, aber ok, ja. [...] Und von dort an [...] war ich sehr vorsichtig, hab natürlich sehr aufgepasst, wie die Leute schauen, was sie sagen und war halt sehr hellhörig auf alles Mögliche.“<sup>293</sup>

In diesem Fall stellte also das Erfahren um die eigene Herkunft in der Erzählung von Maria S. eine deutliche Zäsur in ihrer Kindheit und auch in der Art, wie sie ihre Mitmenschen betrachtete,

---

<sup>290</sup> Brigitte M. 1\_2, Pos. 125.

<sup>291</sup> Zur erwähnten physischen Gewalt von Seiten des Stiefvaters vgl. Kap. 3.7.

<sup>292</sup> Maria S. 1\_2, Pos. 18.

<sup>293</sup> Maria S. 1\_2, Pos. 22.

dar. Der Erhalt der Information änderte dementsprechend weniger im familieninternen Umgang etwas als vielmehr mit ihrer Wahrnehmung des gesellschaftlichen Umfelds.

Ebenfalls von ihren Spielgefährten:innen wurde L. O. auf die Herkunft ihres Vaters angesprochen. Hier liegt die Vermutung nahe, dass die Kinder sowohl die positiven als auch die negativen Reaktionen von ihrem (erwachsenen) Umfeld vernommen hatten. L. O. resümiert dazu selbst:

„Einmal muss irgendwer zu mir gesagt haben, ich hab ja keinen Vater. Und dann hat eine Mitschülerin gesagt: ‚Lasst sie in Ruh, sie ist ein Kind der Liebe!‘ Und wie die auf das gekommen ist – das kann sie nicht von sich selber gehabt haben. Die haben sicher daheim geredet. Also bei ihr zu Hause.“<sup>294</sup>

Die elf Interviewten beschreiben die Reaktionen ihres Umfelds auf ihre Herkunft unterschiedlich; in fünf Fällen sind die Spannungsfelder aber eher im familiären denn im gesellschaftlichen Kreis zu verorten.<sup>295</sup>

Zwei Personen wuchsen in dem Glauben auf, von ihren biologischen Eltern aufgezogen worden zu sein. Sie erfuhren erst im Alter von 52 bzw. ca. 40 Jahren von ihrer wahren Herkunft. Helmut B. betont, deswegen keinerlei Nachteile in seiner Biografie erfahren zu haben.<sup>296</sup> Ute Baur-Timmerbrink hingegen beschreibt ein diffuses, nicht einzuordnendes Gefühl, dass etwas nicht stimme. Hierbei handelt es sich um ein immer wieder aufkommendes Narrativ in Erzählungen von Personen, denen ihre Herkunft verheimlicht wird.<sup>297</sup>

Ute Baur-Timmerbrink kann von vielen erfolglosen Versuchen, während des Aufwachsens und auch im Erwachsenenalter mit ihren Eltern ins Gespräch über ihre Herkunft zu kommen, erzählen:

„Ich hab gefragt: ‚Wie bin ich denn entstanden?‘ Und da war die Antwort: ‚Da sind ja diese amerikanischen Kasernen, und da war der Papa im Gefängnis.‘ Als Prisoner of War. [...] ‚Da hat er immer Urlaub gehabt, drei Tage, und da ist er nach V. gekommen.‘ Und da hab ich gedacht: Also ihr könnt mir alles erzählen, aber das nicht. Also wenn du als Kind nicht total blöd bist, dann denkst du da: ‚Also jetzt lügt ihr mich an!‘“<sup>298</sup>

Dass Kriegsgefangene keinen Urlaub bekamen, in dem sie sich außerhalb der POW-Lager frei und ohne Aufsicht bewegen und sogar zu ihren Familien fahren und ein Kind hätten zeugen können, liegt auf der Hand. Dennoch schien dieses Narrativ den Eltern die beste Erklärung zu sein; laut Ute Baur-Timmerbrink wurde jegliches Gespräch in diese Richtung von dem Willen bestimmt, dass das Geheimnis ein solches bleiben sollte:

---

<sup>294</sup> L. O. 1\_2, Pos. 32-36.

<sup>295</sup> Vgl. Kap. 3.7 und 3.8.

<sup>296</sup> Vgl. dazu Kap. 5.6.

<sup>297</sup> Vgl. hierzu etwa Baur-Timmerbrink, *Wir Besatzungskinder*, S. 16f.

<sup>298</sup> Ute BT 1\_2, Pos. 51-55.

„Die haben sich wirklich eingebildet, dass diese Lüge ok ist! Die weiß das nicht und die soll das auch nicht erfahren. [...] Also zu ihrer Entschuldigung [muss ich] heute sagen: Die haben damals auch geglaubt, sie machen alles richtig mit mir. Die haben mir ja ein Zuhause gegeben: ‚Sei du mal froh, wie's dir gut geht bei uns!‘“<sup>299,300</sup>

Die Interviewpartnerin spricht hier einen wichtigen ergänzenden Faktor an: Oft waren sich die Erziehenden keiner Schuld bewusst, wenn sie die Fragen ihrer Schützlinge nicht beantworteten oder gar ignorierten. Vermutlich lässt sich dieses Phänomen auch durch das in der Nachkriegszeit patriarchale, hierarchische Familiengefüge erklären – die Meinungen und Wünsche bzw. auch Rechte der Kinder hatten einen niedrigeren Stellenwert in der Gesellschaft als heute.<sup>301</sup>

Auch die anderen „Besatzungskinder“ berichten vom familiären Schweigen bezüglich ihrer Herkunft und den Versuchen, von anderen Personen etwas zu erfahren. So berichtet Robert Rainer:

„Es war im Haus eine Familie, die haben vier oder fünf Kinder gehabt, [...] und die Zweite, die F., die war älter als wir. Die hat mir später gesagt, dass sie gesehen hat, dass da ein Schwarzer Soldat öfter bei uns aus- und eingegangen ist. Die hat das gesehen als Kind und die hat aber auch nichts gesagt, keinen Namen und nichts. Die hat nicht gewusst, wie er aussieht, gar nichts. Die hat nur gesagt, dass da eben ein Soldat aus- und eingegangen ist. Und daraus hab ich halt geschlossen-, aber meine Mutter hat trotzdem nichts gesagt.“<sup>302</sup>

Im Fall von Robert Rainer erfährt das mittlerweile selbst pensionierte ‚Kind‘ bis heute von seiner Familie mütterlicherseits nichts über seinen leiblichen Vater und dessen Beziehung zu seiner Mutter:<sup>303</sup>

„Und sogar mein Onkel, [...] den wir alle zwei, drei Jahre besuchen – der immer gesagt hat, er war immer mit meiner Mutter zusammen, sie sind immer tanzen gegangen und alles – der hat auch nix gesagt. Der hat keine Ahnung gehabt! Wie es das geben kann!“<sup>304</sup>

In diesem Fall ist das Schweigen der Familie auch insofern bemerkenswert, als dass er seinen Vater bzw. seine Verwandten in den USA bereits gefunden hat.

Andere Interviewpartner:innen verweisen darauf, dass auch in der näheren Verwandtschaft die Identität des leiblichen Vaters nicht bekannt gewesen sein dürfte:

---

<sup>299</sup> Ute BT 1\_2, Pos. 61.

<sup>300</sup> Zum Narrativ „Sei froh, dass du in kein Heim gekommen bist!“ vgl. Kap. 3.5 und 3.7.

<sup>301</sup> Die Familienrechtsreformen der 1970er brachten in Österreich juristische Aufwertungen für Frauen und Kinder mit sich, deren Auswirkungen im Laufe der Jahre auch im Alltagserleben von Kindern und Jugendlichen spürbar wurden. Hier sei beispielhaft auf die Neuordnung des Kindschaftsrechts von 1977 verwiesen, vgl. BGBl 1977/403, URL: [https://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblPdf/1977\\_403\\_0/1977\\_403\\_0.pdf](https://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblPdf/1977_403_0/1977_403_0.pdf), aufgerufen am 24.07.2022.

<sup>302</sup> Robert R. 1\_2, Pos. 75.

<sup>303</sup> Vgl. Kap. 3.6.

<sup>304</sup> Robert R. 2\_2, Pos. 29.

„Ich bin mir nicht einmal sicher, ob die [nahen Verwandten] was gewusst haben. Also, dass da irgendein Amerikaner quasi ein Kind gezeugt hat. Einzig und allein die Schwester meiner Mutter dürfte was gewusst haben.“<sup>305,306</sup>

Was für Auswirkungen diese Verheimlichungen und die vielen Halbwahrheiten, Dissonanzen in den Erzählungen oder verschwiegenen Tatsachen auf die betroffenen Kinder haben konnten, fasst Gitta R. aus eigener Erfahrung zusammen:

„Ein Kind, wenn das in einer gewissen Lüge und Heimlichkeit aufwächst – oder auch, wenn du ins Heim kommst, wenn du zur Pflegemutter kommst – dann glaubst du als kleines Kind, dass du irgendwas falsch gemacht hast. Dass du ein böses Mädi warst. [...] Und dieses Schuldgefühl ist da. [...] Und auch dieses Fremdfühlen, [...] ich war irgendwo eine Fremde in meiner Familie, aber du reflektierst es ja nicht in Worten! Sondern es ist eine Empfindung: Du bist fehl am Platz. Also bist du an irgendwas schuld, irgendwas machst du falsch – und du hast ja keine Ahnung, was du falsch machst! Das ist ein Gefühl, das kann man nicht in Worte fassen.“<sup>307,308</sup>

Die angesprochenen Schuldgefühle wurden in Berichten anderer Interviewpartner:innen auch direkt von den Eltern, in den angesprochenen Fällen meist von der Mutter, verbal verstärkt bzw. gesät.<sup>309</sup> So erzählt Elisabeth F. von den Vorwürfen ihrer Mutter ihr gegenüber und einem Gefühl der vermeintlichen Schuld, dass daraus entstand:

„Man hat das immer wieder im Hinterkopf, weil sie hat doch [...] sehr oft in ihrem Leben mir gegenüber gesagt: ‚Du bist schuld, dass ich so krank bin!‘ [...] Also ich hab immer das Gefühl gehabt, weil der Vater nicht da ist oder weil das ein Besatzungssoldat war [...] – ja, man hat da halt immer Schuldgefühle gehabt.“<sup>310</sup>

Auch Brigitte Mader erinnert sich sehr deutlich an die Beschuldigungen und Anschuldigungen ihrer Mutter. Sie erklärt dies mit der (unerwiderten) großen Liebe ihrer Mutter und der Vermutung, dass sie als Ergebnis dieser verflossene Liebe die Mutter stets an diese erinnert hätte:

„Also das war wirklich eine ganz große Liebe. Sie ist da nie drüber hinweggekommen. Nie! [...] Drum hat sie mich ja nicht ausgehalten. [...] Sie hat mich nicht ertragen, sie hat alles Mögliche getan, um mir zu schaden. [...] Ich war schuld, das hat sie mir auch gesagt: ‚Wenn du nicht wärst, dann hätte ich den Himmel auf Erden!‘ Das prägt sich in ein Kind ein, das vergisst du dein Leben nie!“<sup>311,312</sup>

---

<sup>305</sup> Helmut B. 2\_2, Pos. 39-43.

<sup>306</sup> Im Fall von Helmut B. war dies möglich, da die Mutter einen anderen Mann heiratete, der Helmut B. unverzüglich adoptierte und ihm seinen Nachnamen gab, vgl. Kap. 3.7.

<sup>307</sup> Gitta R. 2\_2, Pos. 124.

<sup>308</sup> Zur Behandlung der Frage der Identität, vgl. Kap. 2.4.

<sup>309</sup> Die hier beschriebenen Schuldzuweisungen sind keineswegs Ausnahmefälle – auch in Interviews für andere Arbeiten berichten Betroffene von solchen Anschuldigungen, teilweise fast im selben Wortlaut, vgl. dazu etwa Schretter, Britische Besatzungskinder, S. 161.

<sup>310</sup> Elisabeth F. 2\_2, Pos. 131.

<sup>311</sup> Brigitte M. 2\_2, Pos. 48-56.

<sup>312</sup> Von Anschuldigungen der Mutter, sie hätten „ihr Leben verpfuscht“, berichten auch andere „Besatzungskinder“, vgl. die Erzählung eines britischen „Besatzungskindes“, bei Schretter, Britische Besatzungskinder, S. 161.

Auch in dieser Sequenz wird betont, dass sich solche Anschuldigungen und Aussagen tief in das Gedächtnis hineinbohren und das ‚Kind‘ weit über die Zeit des Erwachsenwerdens hinaus begleiten.

In einigen Fällen führt das umfassende Schweigen auch zu fälschlichen Annahmen des Kindes bzw. umso mehr Verunsicherung beim Gewährwerden dessen während des Aufwachsens. So erinnert sich Elisabeth F.:

„Als Volksschulkind hab ich [...] geglaubt, ich hab keinen Vater. Also ich hab nur eine Mutter. Ich wär gar nicht auf die Idee gekommen, ich hab einen Vater! Erst [...] so [gegen] Ende Volksschule ungefähr, [...] da hab ich schon gefragt: ‚Wie heißt mein Vater? Wo ist er?‘ Und dann ist mir eben der Familienname [und] Vorname gesagt worden und dass er ein Franzose ist. [...] Und dann erst in der Hauptschule [...] habe ich mehr gefragt. Aber [die Mutter hat gesagt:] ‚Frag nicht so viel, hör auf!‘ Also die sind eigentlich immer unterbunden worden, die Fragen.“<sup>313,314</sup>

Der Hinweis, dass Fragen schlicht nicht erlaubt waren, findet sich in vielen Interviews, ebenso wie das gezogene Fazit, dass es andere Zeiten gewesen seien und man es als Kind nicht gewagt hätte, sich über solche Verbote hinwegzusetzen oder diese zu hinterfragen. Elisabeth F. beschreibt an anderer Stelle ihre damaligen Fragen konkreter, kommt aber zu genau diesem Schluss:

„Oder hast du ein Foto, wie schaut er aus?‘ [...] Wenn sie ein Foto gehabt hätte, dann [...] hätt‘ ich mich gefreut, aber das hat sie ja nicht gehabt. Aber das hat sie auch alles abgewimmelt: ‚[Den] Vornamen weißt du und den Familiennamen, aber mehr nicht. Frag nicht! [Du bekommst sonst auch so Schwierigkeiten wie ich.]‘ Und das war's. Dann hat man sich ja auch lang wieder nicht fragen getraut!“<sup>315</sup>

Selbst wenn der vermeintliche Vater offensichtlich nicht der leibliche Vater sein konnte, da z.B. das Kind eine andere Hautfarbe als dieser hatte, wurde die Identität des leiblichen Vaters oft verschwiegen:

„Ich hab gefragt, warum ich so braun bin, und sie hat gesagt: ‚Weil du so viel Schokolade isst!‘, oder ‚Weil du so viel in der Sonne gehst!‘, oder solche Sachen...aber sie hat nie was gesagt, nein.“<sup>316</sup>

Im Fall der anderen Schwarzen Interviewpartnerin, Doris K., verfolgte die Mutter hingegen eine Robert Rainers Erlebnissen diametral gegenüberstehende offene Umgangsform:

---

<sup>313</sup> Elisabeth F. 1\_2, Pos. 28.

<sup>314</sup> Der kindliche Verdacht, einfach keinen Vater zu haben, findet sich auch in anderen Erzählungen, vgl. Huber, Französische und marokkanische Besatzungskinder, S. 379.

<sup>315</sup> Elisabeth F. 1\_2, Pos. 66.

<sup>316</sup> Robert R. 1\_2, Pos. 9.



„Und das muss ich meiner Mutter hoch anrechnen, das hat sie nie gemacht! Wir haben immer alles fragen können, also sie hat uns immer eine Antwort gegeben! Da bin ich schon froh.“<sup>317</sup>

Gitta R. hingegen berichtet, dass die Mutter, nachdem sie ihrer zehnjährigen Tochter schließlich doch die Wahrheit erzählt hatte, zwar über den leiblichen Vater sprach – allerdings immer mit einem gewissen Unbehagen:

„Sie hat mir nachher alle Fragen bereitwilligst beantwortet, auch mit irrsinnig schlechtem Gewissen. Und eigentlich wollt‘ sie nicht darüber reden und dann wollt‘ sie sich wieder entschuldigen...“<sup>318</sup>

In diesem Fall wurde das Gesprächsverhältnis zwischen Mutter und Tochter diesbezüglich über die Jahrzehnte ausgesprochen vertrauensvoll, unter anderem wurde auch die versuchte Abtreibung von Gitta R. thematisiert – in einer verständnisvollen und versöhnlichen Art, wie sie erahnen lässt:

„Ich versteh das total! Ich find das überhaupt nicht schlimm. [...] Sie hat einfach ganz viel Chinin geschluckt, damit sie mich loswird. [...] Ich hab dann geschrieben, meine Geburt war ein zweiter Etappensieg, weil ein Sieg war ja schon, dass ich mich nicht abtreiben hab lassen. Aber so irgendwie hat sie‘s ja auch halbherzig gemacht, weil sonst hätte sie eine Stricknadel genommen, nicht?“<sup>319</sup>

Vermehrte Abtreibungsversuche waren gerade in der unmittelbaren Nachkriegszeit nichts ungewöhnliches, in der sowjetischen Zone wurde sogar vorübergehend das Abtreibungsverbot aufgehoben, damit Frauen, die unfreiwillig von einem sowjetischen Soldaten schwanger geworden waren, legal abtreiben konnten.<sup>320</sup>

### 3.2 Geburtsjahr und Geschlecht

Die elf Interviewten wurden überwiegend in der ersten Hälfte der Besatzungszeit geboren, dieses Verhältnis dürfte sich auch mit dem Gros der „Besatzungskinder“ decken. Diese Einschätzung ergibt sich aufgrund mehrerer Faktoren: Erstens befanden sich unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs die meisten Soldaten in Österreich, nämlich ~700.000, davon allein in der sowjetischen Zone ~400.000.<sup>321</sup> Insofern waren dementsprechend auch mehr Kontakte zwischen Soldaten und Österreicherinnen möglich. Bereits im Verlauf des Jahres 1945 sanken die Zahlen der stationierten Soldaten:

---

<sup>317</sup> Doris K. 1\_2, Pos. 120; Doris K.s Mutter war auch die einzige der elf interviewten Fälle, die den Kontakt zu ihrem damaligen Partner zumindest lose hielt.

<sup>318</sup> Gitta R. 1\_2, Pos. 47.

<sup>319</sup> Gitta R. 1\_2, Pos. 219-221.

<sup>320</sup> Vgl. Kap. 2.1.

<sup>321</sup> Vgl. Stelzl-Marx, Kinder Sowjetischer Besatzungssoldaten in Österreich, S. 95.

Zone	Herbst 1945 <sup>322</sup>	Dez. 1945 <sup>323</sup>
Britisch	~75.000 Soldaten	~65.000 Soldaten
Französisch	~40.000 Soldaten	~25.000 Soldaten
Sowjetisch	~200.000 Soldaten	~200.000 Soldaten
US-Amerikanisch	~70.000 Soldaten	~47.000 Soldaten
Insgesamt	~ 375.000 Soldaten	~337.000 Soldaten

Zehn Jahre später, so stellt Barbara Stelzl-Marx fest, befanden sich in der sowjetischen Zone, in der während der zehn Besatzungsjahre stets die meisten Soldaten stationiert gewesen waren, noch ~40.000 Armeeinghörige.<sup>324</sup> Die Zahlen verringerten sich also bis 1955 beträchtlich. Österreich hatte laut Statistik Austria im Jahr 1946 ca. sieben Millionen Einwohner:innen.<sup>325</sup> Daraus ergibt sich unter der Berücksichtigung zonaler und lokaler Unterschiede für die ersten Nachkriegsmonate ein Verhältnis von ~1:10 zwischen Vertretern der alliierten Armeen und der lokalen Bevölkerung, Ende 1945 ein Verhältnis von knapp 1:20.

Zu diesem Faktor gesellten sich noch jener der ungleichen Geschlechterverhältnisse nach dem Ende des Krieges und – obwohl dies für keine der elf interviewten Personen zutrifft – jener der hohen Vergewaltigungsquote insbesondere zu Kriegende bzw. in der unmittelbaren Nachkriegszeit.<sup>326</sup>

Mit fortschreitender Zeit kam auch eine gewisse Erleichterung über das Ende des Krieges mit seinen Bedrohungen und Entbehrungen hinzu. Die Zivilbevölkerung verspürte ebenso wie die stationierten Soldaten wieder Lebenslust und den Wunsch nach ‚Normalität‘;<sup>327</sup> gesellschaftliche Ereignisse wie z.B. Tanzabende, fanden nun wieder statt. Angebote

<sup>322</sup> Die Zahlen für den Herbst 1945 stammen aus Rauchensteiner, Manfred, Nachkriegsösterreich 1945, in: Österreichische Militärische Zeitschrift, Vol. 6/1972, S. 407-421, S. 420.

<sup>323</sup> Die Zahlen für den Dezember 1945 stammen vom Geschichte Wiki der Stadt Wien, URL: [https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Alliierte\\_Besatzung](https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Alliierte_Besatzung), aufgerufen am 11.02.2022.

<sup>324</sup> Vgl. Stelzl-Marx, Freier und Befreite, S. 421.

<sup>325</sup> Vgl. URL:

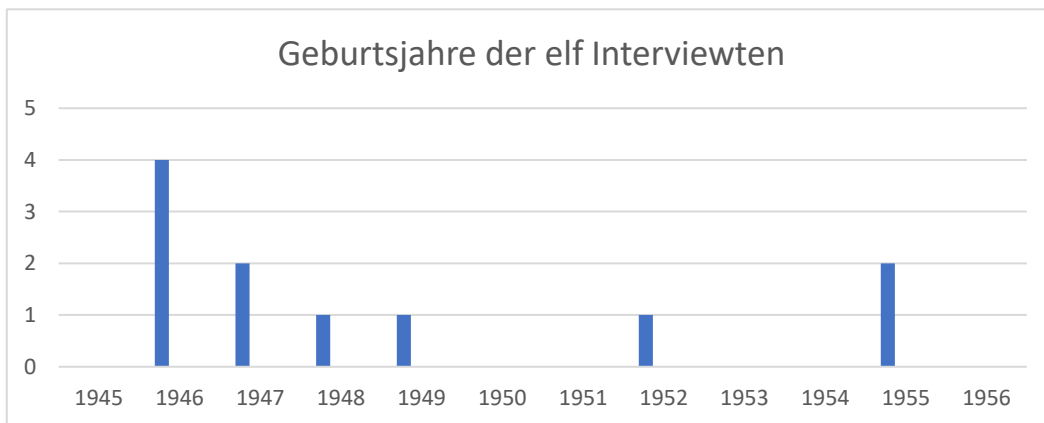
[http://www.statistik.at/web\\_de/statistiken/menschen\\_und\\_gesellschaft/bevoelkerung/bevoelkerungsstand\\_und\\_veraenderung/bevoelkerung\\_im\\_jahresdurchschnitt/022311.html](http://www.statistik.at/web_de/statistiken/menschen_und_gesellschaft/bevoelkerung/bevoelkerungsstand_und_veraenderung/bevoelkerung_im_jahresdurchschnitt/022311.html), aufgerufen am 11.02.2022. Bis 1951 fiel die Bevölkerungszahl allerdings stetig, dies darf der Heimkehr jener Personen, die unter dem nationalsozialistischen Regime Zwangsarbeit zu verrichten hatten, sowie weiteren Displaced Persons (DPs) zugerechnet werden. Ab 1952 lässt sich wieder eine stetige Zunahme der Zahlen feststellen.

<sup>326</sup> Vgl. Kap. 2.1.

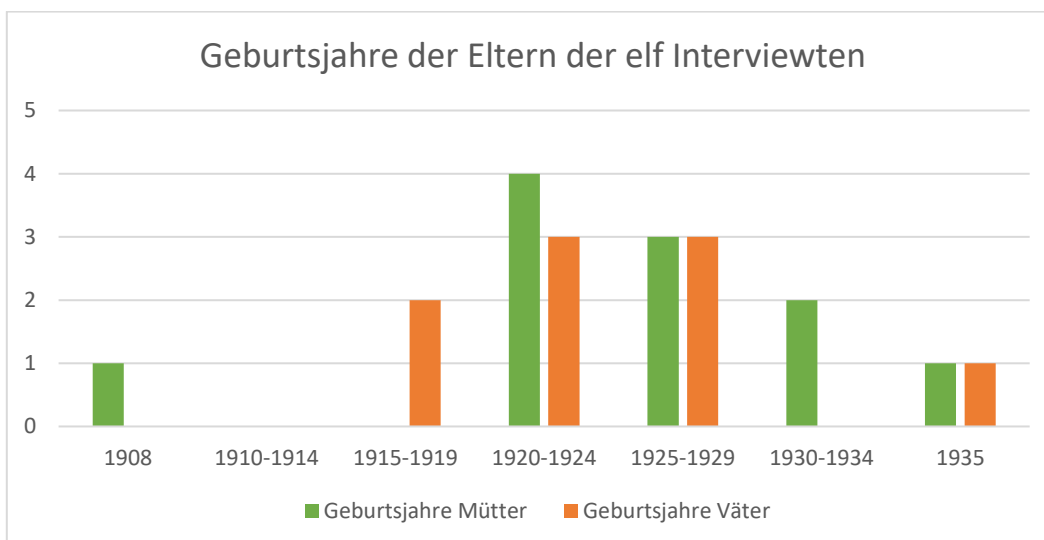
<sup>327</sup> Vgl. Bauer, Die „Ami-Braut“, S. 110f.

diesbezüglich – auch jene der Alliierten – wurden insbesondere von der jüngeren Bevölkerung gerne wahrgenommen.<sup>328</sup>

Bei solcherlei Veranstaltungen, aber auch im mit den Siegermächten verflochtenen Alltag lernten sich die biologischen Eltern der elf Interviewten kennen.<sup>329</sup> Sechs von elf Interviewten kamen 1946 und 1947 zur Welt, mehr als die Hälfte war also 1945 bzw. 1946 gezeugt worden:



Das Alter der biologischen Eltern der elf Interviewten zum Zeitpunkt der Geburt des Kindes deckt sich ebenfalls mit bereits veröffentlichten Forschungen:<sup>330</sup> In zehn von elf Fällen waren die Eltern, insbesondere die Mütter, sehr jung, die Väter<sup>331</sup> waren meistens einige Jahre älter:



<sup>328</sup> Vgl. Bauer/Huber, *Sexual Encounters Across (Former) Enemy Lines*, S. 71-77; Huber, *Französische und marokkanische Besatzungskinder in Vorarlberg*, S. 364f.

<sup>329</sup> Vgl. Kap. 3.6.

<sup>330</sup> Vgl. Stelzl-Marx, *Freier und Befreite*, S. 430; Bauer/Huber, *Sexual Encounters Across (Former) Enemy Lines*, S. 77-79.

<sup>331</sup> Zwei der elf Väter konnten bis heute nicht ausfindig gemacht werden, ihre Geburtsdaten sind demnach unbekannt und in der Abbildung nicht angeführt.

Die große Ausnahme bezüglich des Alters der Mütter in den untersuchten elf Fällen stellt die Mutter von Eleonore D. dar, die 1908 geboren wurde und somit 1946 zum Zeitpunkt der Geburt ihrer Tochter bereits 36 Jahre alt war. Diesen Faktor bzw. die damit verbundene Lebenserfahrung wertet Eleonore D. positiv für den gesellschaftlichen Umgang mit der Familie; sie sei nie gehänselt worden und habe das u.a. auch ihrer besonnenen, erfahrenen Mutter zu verdanken:

„Sie [die Mutter, Anm.] war geachtet und respektiert von allen, eigentlich. Nie, dass jemand zu ihr ‚Russenhure‘ oder irgend sowas gesagt hätt, nie! Aber sie war auch schon 36 [Jahre alt], als das passiert ist und hat schon einiges an Lebenserfahrung gehabt. Dabei hat sie auf mich immer so zurückhaltend gewirkt, oder bescheiden irgendwie. Ich hab mir eher gedacht, sie traut sich nicht. Aber dadurch [...] hat sie niemand diskriminiert, weder sie noch mich. [...] Drum ist es mir so gut gegangen, ich glaub, das verdank ich schon alles meiner Mutter.“<sup>332</sup>

Das Alter der elf Mütter beträgt zum Zeitpunkt der Geburt im Schnitt 22 Jahre, die beiden Jüngsten waren zum Zeitpunkt der Geburt 17 Jahre alt. Die elf Väter waren meist einige Jahre älter als die Mütter, im Schnitt 25 Jahre.<sup>333</sup> Die Eltern lernten sich an unterschiedlichen Orten kennen: Im Dorfgasthaus, durch die Einquartierung des Vaters beim Nachbarn von gegenüber, im beruflichen Setting, in der Tanzbar oder beim Vorbeigehen über den Gartenzaun hinweg. Die Art der Beziehung war laut den familieninternen Erzählungen in allen elf Fällen grundsätzlich positiv konnotiert, unabhängig von dem zeitlichen Faktor.<sup>334,335</sup>

Es ist davon auszugehen, dass der Zeitpunkt der Geburt auch insofern das Alltagserleben der „Besatzungskinder“ konstituierend bestimmt, als dass sie dementsprechend unter unterschiedlichen historischen Rahmenbedingungen aufwuchsen: Die „Besatzungskinder“, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit auf die Welt kamen, erlebten den Großteil ihrer Kindheit in den 1950ern, unter alliierter Besatzung, im Kontext von Nachkriegswirren, Nahrungsmangel und wirtschaftlich angespannter Lage.<sup>336</sup> Die „Besatzungskinder“, die gegen Ende der Besatzungszeit zur Welt kamen, wuchsen bereits im souveränen Staat Österreich auf. Die

---

<sup>332</sup> Eleonore D. 1\_2, Pos. 158-160.

<sup>333</sup> Diese Zahl setzt sich aus neun statt elf Fällen zusammen, vgl. Fußnote 31.

<sup>334</sup> Vgl. zu den Beziehungen der Eltern auch Kap. 3.6.

<sup>335</sup> Dies deckt sich insofern mit den bisherigen Forschungen, als dass „Besatzungskinder“, die aus Vergewaltigungen entstanden, einerseits noch seltener über ihren biologischen Vater Bescheid wissen und andererseits wegen der suggerierten (!) dreifachen Problematik (uneheliche Geburt, alliierter Soldat als Vater, Vergewaltigung) die Hemmschwelle, über ebenjene zu sprechen, größer ist. Mittlerweile gibt es allerdings Untersuchungen, die sich mit „Kindern des Krieges“, die aus Vergewaltigungen entstanden sind, beschäftigen, vgl. u.a. für den deutschen Raum Kaiser et al., Psychosoziale Konsequenzen des Aufwachsens als Besatzungschild in Deutschland; Schwartz, Agatha, Trauma, Resilience, and Narrative Constructions of Identity in Germans Born of Wartime Rape, *German Studies Reviews*, Vol. 43/H.2/2020, S. 311-329.

<sup>336</sup> Vgl. dazu auch Kap. 2.1.

wirtschaftliche Lage entspannte sich ab 1953 spürbar, dieser Aufwärtstrend setzte sich in den Folgejahren fort.<sup>337</sup>

Neben dem Geburtsjahr spielt das Geschlecht der Interviewpartner:innen eine Rolle in ihrem Alltagserleben in der Kindheit und Jugend. Geschlechtsspezifische Zuschreibungen des sozialen Umfelds und dementsprechende Erfahrungen in ihrer Kindheit und Jugend stellen kein Spezifikum im Alltagserleben der „Besatzungskinder“ dar, dennoch sind diese zu berücksichtigen.

Abseits des Pools an Erfahrungen, die die „Besatzungskinder“ mit ihren Gleichaltrigen teilten, sticht die Leerstelle des (unbekannten) Vaters als besonderes Spezifikum heraus.<sup>338</sup> Umgegangen wurde mit dieser Gegebenheit unterschiedlich. So erzählt etwa Robert Rainer, nie besonders großes Interesse für seinen biologischen Vater verspürt zu haben:

„Als ich zwölf Jahre alt war, da hab ich eine Kreissäge gekriegt, so ein Set, Kreissäge, Bohrmaschine, etc. Und dann bin ich in den Keller gegangen und hab [...] das ganze Holz, das ich gekriegt hab, [...] klein zusammengeschnitten. Und da hab ich gewusst, ich brauch‘ weder einen Vater noch irgendeinen anderen, ich bin der Herr im Haus gewesen. Ich hab [...] geschaut, dass alles passt. Ich hab immer alles repariert [...].“<sup>339</sup>

Die Formulierung spiegelt die damals etablierte geschlechterspezifische Aufgabenverteilung im familiären Umfeld wider: Der Sohn übernahm in diesem Fall bereits im Kindesalter die der Vaterfigur zugeschriebenen Aufgaben im Haushalt, wie das Verrichten von Reparaturen und anderer Arbeiten, die handwerkliches Geschick und physische Stärke erfordern. Durch dieses frühe, offensive Ausfüllen der (geschlechterspezifisch erzählten) Leerstelle, die der abwesende Vater im familiären Gefüge hinterlassen hatte, gelang es Robert Rainer, neben dem Ausführen der besagten Arbeiten auch, aktiv Sicherheit und Struktur zu schaffen.

Geschlechtsunabhängig wird von mehreren Interviewpartner:innen angesprochen, dass der abwesende Vater laut ihren Erinnerungen in den Kindheitsjahren zuerst keine allzu große Rolle in der eigenen Wahrnehmung gespielt hätte. So erzählt auch Dolly W.:

„Als ich ein Volksschulkind war, hat mir meine Großmutter gesagt, dass er [der Vater, Anm.] gestorben wäre. Und damit war für mich die Sache erledigt. Weil emotionale Bindung in dem Fall schon so lang nicht präsent war,<sup>340</sup> hab ich das einfach zur Kenntnis genommen und aus. Also ich glaub nicht einmal, dass ich besonders traurig darüber war.“<sup>341</sup>

---

<sup>337</sup> Vgl. dazu etwa Butschek, Felix, Österreichische Wirtschaftsgeschichte. Von der Antike bis zur Gegenwart, Böhlau, Wien/Köln/Weimar <sup>2</sup>2012, S. 265-345.

<sup>338</sup> Vgl. Kap. 3.9.

<sup>339</sup> Robert R. 1\_2, Pos. 91.

<sup>340</sup> Dolly W.s Vater war während ihrer ersten Lebensjahre noch in Wien bzw. Linz stationiert, Anm.

<sup>341</sup> Dolly W. 1\_2, Pos. 44.

Auch Eleonore D., die Dekaden später große Anstrengungen unternahm und bis heute unternimmt, um Informationen zu oder Familie von ihrem leiblichen Vater zu finden, erinnert sich, dass sie als Kind nicht besonders beeindruckt von der neuen Information war:

„Ich hab dann auch gar nicht mehr so viel daran gedacht. Hier und da hab ich mir gedacht: ‚Na, ich hab ja russisches Blut in mir, eigentlich!‘ [lacht]. Aber sonst gar nichts. Und dann im Laufe des späteren Lebens hab ich das überhaupt beiseitegeschoben, [...] das ist total in den Hintergrund getreten.“<sup>342</sup>

Dass neun der elf Interviewpartner:innen weiblich sind, ist symptomatisch für die Aufarbeitung der Geschichte der „Besatzungskinder“: Auch bei der Fragebogenstudie,<sup>343</sup> im Zuge derer 146 von „Besatzungskindern“ ausgefüllte Fragebögen analysiert wurden, war lediglich ein gutes Drittel der Teilnehmenden männlich (54 Personen). Ute Baur-Timmerbrink, die durch ihr Engagement bei dem Suchdienst „Gitrace“<sup>344</sup> in den letzten 20 Jahren eine der wichtigsten Ansprechpersonen und Anlaufstellen für Kinder US-amerikanischer (und teilweise britischer) Väter geworden ist, bestätigt ebenfalls, dass sich deutlich mehr Frauen als Männer mit der Suche nach ihrer wahren Herkunft auseinandersetzen.<sup>345</sup> Dieses Bild erfüllt auch Robert Rainer, der sich bei der Suche nach seinem Vater eher auf Drängen der Familie beteiligte als durch Eigeninteresse:

„Es hat mich auch nicht so richtig interessiert muss ich sagen. [lacht] Nur meine Frau und meine Kinder wollten's wissen und drum hab ich da halt mitgemacht und herumgesucht, bis wir ihn dann gefunden haben.“<sup>346,347</sup>

Das (männliche) Sample dieser Arbeit ist zu klein, um fundierte Aussagen über den konstituierenden Faktor „Geschlecht“ treffen zu können. Generell stellt die geschlechtsspezifische Untersuchung der Biografien von „Besatzungskindern“ noch ein Forschungsdesiderat dar. In der oben erwähnten Fragebogenstudien wurden anhand der subjektiven Identitätszuschreibungen der Befragten fünf ‚Umgangstypen‘ herausgearbeitet:<sup>348</sup> „Außenseiter“, „Kämpfer“, „Überlebenskünstler“, „Opfer negativer Erfahrungen“ und „Unbelasteter“. Eine weiterführende Fragestellung wäre nun, zu untersuchen, ob und wenn ja,

---

<sup>342</sup> Eleonore D. 1\_2, Pos. 18-20.

<sup>343</sup> Vgl. Kaiser et al., Psychosoziale Konsequenzen des Aufwachsens als Besatzungschild in Deutschland, S. 54.

<sup>344</sup> Vgl. URL: <http://gitrace.org/>, aufgerufen am 10. Juni 2022.

<sup>345</sup> Freundliche Auskunft von Ute Baur-Timmerbrink, 8. März 2021.

<sup>346</sup> Robert R. 2\_2, Pos. 133.

<sup>347</sup> Von Seiten der „Besatzungsnekel“ oder mittlerweile auch „Besatzungsurenkel“ lässt sich ein verstärktes Interesse am alliierten (Ur)Großvater feststellen, vgl. Schmidlechner, Kinder und Enkelkinder britischer Besatzungssoldaten in Österreich, S. 253-258.

<sup>348</sup> Vgl. Kaiser et al., Psychosoziale Konsequenzen des Aufwachsens als Besatzungschild in Deutschland, S. 58. Auch bei dieser Einteilung besteht – ähnlich wie bei den Kategorisierungen der „Children Born of War“, vgl. Kap. 1.2 – die Möglichkeit, dass sich weitere Umgangstypen hinzugesellen könnten.

inwiefern diese Typisierungen mit dem Faktor Geschlecht zusammenhängen bzw. von ihm beeinflusst werden.

### 3.3 Besatzungszone und Wohnort

Die elf Interviewten wurden in Besatzungszonen aller vier alliierten Mächte geboren, jeweils zwei Personen haben einen biologischen Vater aus Frankreich, Großbritannien und der UdSSR, fünf Personen haben einen US-amerikanischen Vater.<sup>349</sup> Die jeweiligen Besatzungszonen spielen insofern eine Rolle für die Betroffenen, als dass in jeder Zone unterschiedliche Regelungen der jeweiligen alliierten Macht galten:<sup>350</sup> Durften in Österreich der sowjetischen Zone offiziell bis zum Herbst 1953 keine Eheschließungen zwischen Rotarmisten und einheimischen Frauen stattfinden,<sup>351</sup> so waren Hochzeiten zwischen Österreicherinnen und Soldaten der amerikanischen bzw. britischen Zone bereits ab Beginn bzw. Mitte 1946 erlaubt. In der französischen Zone hingegen bestand nie ein Fraternalisierungsverbot,<sup>352</sup> aufgrund des intendierten „freundschaftlichen Charakters“<sup>353</sup> der Besatzung dürften also auch Eheschließungen möglich gewesen sein. Ebenfalls wichtig scheint auch das Image der jeweiligen Besatzungsmacht in den Augen der österreichischen Bevölkerung zu sein.<sup>354</sup> Hier sprechen die antisowjetischen bzw. antikommunistischen Parolen, die die lokale Bevölkerung zur Zeit des Nationalsozialismus geprägt hatten, gegen die sowjetischen Besatzer.<sup>355</sup> Hinzu kam, dass mit dem Aufkommen des Kalten Krieges, dem Entstehen der geteilten Weltordnung und dem ERP Österreich immer stärker der westlichen Hemisphäre zuzuordnen war.<sup>356</sup> Ebenso wie die Besatzungszone scheint für das Alltagserleben der „Besatzungskinder“ der Wohnort von Bedeutung zu sein. Von den elf interviewten Personen erlebten sechs ihre Kindheit und Jugend in Städten (in Wien, St. Pölten, Linz, Graz und Bochum<sup>357</sup>), fünf in

---

<sup>349</sup> Dieses Verhältnis ergab sich induktiv im Laufe der Kontaktaufnahmen für diese Arbeit.

<sup>350</sup> Zu den unterschiedlichen Regelungen bezüglich der Besatzungszone vgl. auch Kap. 4.2.

<sup>351</sup> Vgl. Stelzl-Marx, Kinder sowjetischer Besatzungssoldaten in Österreich, S.100; auch wenn Eheschließungen danach de jure für höhere Militärs möglich war, kam es de facto nicht dazu, vgl. Kap. 2.2.

<sup>352</sup> Vgl. Kap. 2.2.

<sup>353</sup> S. Eisterer, Französische Besatzungspolitik, S. 18.

<sup>354</sup> Vgl. Schretter, Britische Besatzungskinder, S. 507f.; Stelzl-Marx, Freier und Befreite, S. 441f.; Kap. 2.2.

<sup>355</sup> Vgl. Stelzl-Marx, Stalins Soldaten in Österreich, S. 67-87.

<sup>356</sup> Vgl. Wagnleitner, Reinhold, Coca-Colonisation und Kalter Krieg. Die Kulturmission der USA in Österreich nach dem Zweiten Weltkrieg, Verlag für Gesellschaftskritik, Wien 1991.

<sup>357</sup> Eine der elf interviewten Personen wurde in Vöcklabruck/Österreich geboren, verbrachte aber ihre Kindheit und Jugend in Bochum, Deutschland – eine andere Interviewpartnerin wurde in Stuttgart/Deutschland geboren, verbrachte aber ihre Kindheit und Jugend am Land in Oberösterreich.

ländlichen Gebieten in Oberösterreich, Tirol, der Steiermark sowie dem Burgenland.<sup>358</sup> In einem Fall fanden zudem kontinuierlich Umzüge über die Bundesländergrenzen hinweg statt. Unabhängig davon, ob der Wohnort städtisch oder rural geprägt war, wussten die ansässigen Leute um die Herkunft ihrer Nachbar:innen bzw. deren Kinder Bescheid. In ländlich geprägten Gesellschaftsstrukturen, die aufgrund ihrer überschaubaren Anzahl an Einwohner:innen weniger Anonymität generieren, manifestierte sich die soziale Kontrolle merklich. So erinnert sich Brigitte Mader an das Wissen ihrer Mitmenschen um die Nationalität ihres Vaters:

„Das haben die [Leute im Dorf] schon gewusst, freilich. [...] Die Häuser [waren] da eng beieinander – in so einem kleinen Ort. [...] Ich mein, R., was weiß ich, heute hat's [ca. 7.000 Einwohner]. [...] Wir waren ja [viele] Kinder, wir haben immer miteinander gespielt [...] und sie haben mir immer Franzosenmädel nachgeschrien, und ich hab nie gewusst, was meinen die denn überhaupt?“<sup>359,360</sup>

Der Gedanke, dass in dem Rufnamen die Nationalität des Vaters stecken könnte, sei für Brigitte Mader in der Kindheit gar nicht präsent gewesen; sie berichtet, als Kind vielmehr gedacht zu haben, dieser Rufname habe sich auf ihr Äußeres bezogen, weil die Mutter sie immer adrett angezogen habe und sie den eleganten Kleidungsstil mit Frankreich in Verbindung gebracht habe.<sup>361</sup> In dem sozialen Topos eines Dorfes mit einigen tausend Einwohner:innen wusste das gesellschaftliche Umfeld also Bescheid – oft noch vor der betroffenen Person selbst. Auch Maria S., im ländlichen Burgenland aufgewachsen, berichtet von engmaschiger sozialer Kontrolle im Dorf:

„Sie [die Mutter, Anm.] hat kein leichtes Leben gehabt, muss ich sagen. Sie wurde von der Dorfbevölkerung natürlich von der Seite angeschaut und man hat ihr das übel genommen. Die haben [...] die Soldaten als Feind gesehen, nicht als Befreier. [...] Das war doch der Feind, also das war halt in den Leuten drinnen und in der Landbevölkerung wahrscheinlich noch mehr als sonst wo.“<sup>362</sup>

Hier wird abermals das Spannungsfeld zwischen Besatzung und Befreiung angesprochen,<sup>363</sup> ebenso wie das sexistische Konstrukt der Verschränkung von Frauenkörpern und vermeintlichem nationalen Eigentum.<sup>364</sup> Ebenfalls geäußert wird die Vermutung, dass dieses Gedankengut im ruralen Raum eine größere Rolle gespielt hätte.<sup>365</sup>

---

<sup>358</sup> Aus Gründen der Anonymitätswahrung werden im Folgenden in Bezug auf die ländlichen Ortschaften in dieser Arbeit lediglich die Anfangsbuchstaben bzw. die dazugehörigen Bundesländer genannt.

<sup>359</sup> Anm.: Mit Stand Jänner 2021 hat R. knapp 7.000 Einwohner:innen, Quelle: Statistik Austria.

<sup>360</sup> Brigitte M. 2\_2, Pos. 146.

<sup>361</sup> Vgl. Brigitte M. 2\_2, Pos. 146.

<sup>362</sup> Maria S. 1\_2, Pos. 16.

<sup>363</sup> Vgl. Kap. 2.2 bzw. 2.4.

<sup>364</sup> Vgl. Bauer, Die „Ami-Bräut“, S. 111; Kap. 2.1.

<sup>365</sup> Andere „Besatzungskinder“, wie der österreichische Fußballstar Helmut Köglberger, betonten wiederum, dass sie eine schöne Kindheit am Land verbracht hätten, u.a. schrieb er dies seiner Mitgliedschaft im örtlichen



Auch in letzterem blieb die Herkunft der „Besatzungskinder“ nicht zwingend ein Geheimnis. Gitta R., aufgewachsen in der steirischen Landeshauptstadt Graz, formuliert dies folgendermaßen:

„Also sie [die Nachbar:innen, Anm.] haben es sicher gewusst. Meine Mutter hat's versucht zu verheimlichen, aber in so einem Haus hat jeder alles gewusst. So ein Haus in der Innenstadt, das war wie ein kleines Dorf. Und ich weiß, dass ich gern zu Leuten gegangen bin, die mich nie nach dem Vater gefragt haben. Also diese Vaterfrage, die mochte ich irgendwie nicht.“<sup>366</sup>

Dennoch dürfte das Wissen der Mitmenschen im ländlichen Raum eine größere Rolle im Alltagserleben der Besatzungskinder gespielt haben als im städtischen, der – abseits vom ‚dörflichen‘ Wohnhaus – nichtsdestotrotz mehr Anonymität und weniger strenge soziale Kontrolle mit sich brachte. Im urbanen Raum war es daher zumindest möglich, dass das Thema halbwegs ausgespart wurde:

„Niemand hat mir das verboten, dass ich das herumerzähl, aber es war ein stillschweigendes Abkommen, dass man das nicht groß publik macht. Obwohl ich im Nachhinein dann gemerkt hab, das haben ja eh alle gewusst! Zumindest die Nachbarn und die Hausbewohner und die Verwandten auch – aber in der Schule hab ich's nicht erzählt.“<sup>367</sup>

In ländlichen Schulen blieb die Herkunft der Kinder hingegen nicht unerwähnt.<sup>368</sup> Die Kinder wurden immer wieder doppelt diskriminiert,<sup>369</sup> einerseits weil sie im zeitgenössischen Ausdruck „Ledige“, also unehelich geborene Kinder,<sup>370</sup> waren, andererseits weil ihre Väter Besatzungssoldaten waren. So erinnert sich Brigitte Mader:

„Ich war ein uneheliches Kind und da hab ich schon mein Fett abgekriegt in der Volksschule, mit der Lehrerin. [...] Die hat mich sekkiert bis aufs Blut.“<sup>371</sup>

An anderer Stelle betont die Interviewpartnerin auch, dass der ländliche Wohnort – und das konservativ geprägte Bundesland – diese Erfahrungen verstärkt hätten:

„Ich war ja ledig [geboren worden]. Allein schon [eine] ledig[e Mutter] war ja schon ein solcher Makel! Ein lediges Kind in Tirol, zu [dieser] Zeit? Unmöglich. Das gibt's nicht! Das ist die Schande überhaupt. Und dann noch von einem Besatzungssoldaten?! Ja hallo! Das geht gar

---

Fußballverein sowie in der Katholischen Jugend zu, er sei auch Ministrant gewesen. Vgl. Bauer, „Leiblicher Vater: Amerikaner (N\*\*\*\*), S. 58.

<sup>366</sup> Gitta R. 1\_2, Pos. 137.

<sup>367</sup> Eleonore D. 2\_2, Pos. 73.

<sup>368</sup> Vgl. dazu auch Kaiser et.al., Psychosoziale Konsequenzen des Aufwachsens als Besatzungskind in Deutschland, S. 58.

<sup>369</sup> Vgl. Kap. 3.8.

<sup>370</sup> Vgl. dazu auch Stelzl-Marx, Kinder sowjetischer Besatzungssoldaten in Österreich, in: BK, S. 103; Schmidlechner, Kinder und Enkelkinder britischer und amerikanischer Besatzungssoldaten in Österreich, S. 249; zur allgemeinen Geschichte unehelicher Kinder vgl. auch Buske, Sybille, Fräulein Mutter und ihr Bastard. Eine Geschichte der Unehelichkeit in Deutschland 1900-1970, Wallstein, Göttingen 2004.

<sup>371</sup> Brigitte M. 1\_2, Pos. 185-187.

nicht – ja natürlich hast [du] das zu spüren gekriegt! Aber natürlich hab ich auch Leute gehabt, die mich gernehabt haben.“<sup>372,373</sup>

Brigitte Mader wuchs in Tirol und damit am westlichsten von den elf Interviewpartner:innen auf. Vorarlberg und Tirol gelten als sehr katholisch geprägte Bundesländer: So schreibt etwa Clément Mutombo von Vorarlberg als der „Hochburg der katholischen Kirche“,<sup>374</sup> in der dementsprechend ein uneheliches Kind Mitte des 20. Jahrhunderts auch aus religiös begründeter Sicht als ‚Sünde‘ geframed wurde.<sup>375</sup> Bemerkenswert ist – vielleicht auch in diesem Kontext –, dass sowohl Vorarlberg als auch (West)Tirol jeweils im Vergleich zu den anderen Bundesländern auch Ende des 19. Jahrhunderts einen sehr niedrigen prozentualen Anteil unehelicher Kinder aufweisen.<sup>376</sup> Die Rolle der Religion bzw. Kirche(n), in Österreich primär der katholischen Kirche, scheint in den Interviews nicht als konstituierender Faktor des Alltagserlebens in der Kindheit und Jugend der Interviewpartner:innen auf. Dementsprechend wird sie in dieser Arbeit auch nicht als solcher behandelt. Die Vermutung liegt allerdings nahe, dass die Kirchen, insbesondere die katholische Kirche, einen Einfluss auf den innerfamiliären wie gesellschaftlichen Umgang mit den „Besatzungskindern“ und ihren Müttern hatte. Das Motiv des von der Kanzel wetternden Priesters wird in mehreren Quellen erwähnt, so erzählt etwa ein Vorarlberger Interviewpartner Clément Mutombos:

„Ja, in der Kindheit, das war natürlich als Marokkanerkind in einem Bergdorf wie M. schon sehr problematisch, weil da war natürlich eine Frau, die von einem Marokkaner ein Kind hat, die wurde von der Kanzel, von der Kirche aus als Hure hingestellt. [...] Und hier sage ich generell, die Kirche und die Pfarren waren dann sehr kritisch und manchmal kam es vor, dass der Pfarrer den Kindern verboten hat, mit mir zu spielen, weil ich Marokkaner sei. [...] Und dazu war es auch überall für die Mütter schwierig, sie wurden in der Kirche von der Kommunion ausgeschlossen oder mussten in den speziellen Bänken in der Kirche [sitzen]...“<sup>377</sup>

Auch Eva Maltschnig weist darauf hin, dass in der amerikanischen Zone von katholisch-konservativer Seite „intensiv“<sup>378</sup> Kritik am den „Ami-Bräuten“ geäußert worden sei, Ingrid

---

<sup>372</sup> Brigitte M. 2\_2, Pos. 150.

<sup>373</sup> Vgl. Kap. 3.8.

<sup>374</sup> Vgl. Mutombo, Clément, *Parianismus! Der Fall der „Kriegskinder“ in Vorarlberg. Zwischen Feindschaft und Partnerschaft (1946-1995)*, Peter Lang, Frankfurt am Main 2012, S. 26. Sehr bemerkenswert ist auch der Titel der fünf Jahre zuvor erschienen Version des Buches: Mutombo, Clément, *Les damnés innocents du Vorarlberg. Parianisme envers les enfants historiques (1946)*, Peter Lang, Frankfurt am Main 2007. Die wörtliche Übersetzung lautet hier: „Die verdammten Unschuldigen von Vorarlberg. Parianismus gegenüber den historischen Kindern (1946).“

<sup>375</sup> Vgl. zu christlichen Familienleitbildern im 20. Jahrhundert auch Buske, Fräulein Mutter und ihr Bastard, S. 216-227.

<sup>376</sup> Vgl. Ehmer, Josef, *Heiratsverhalten, Sozialstruktur, ökonomischer Wandel. England und Mitteleuropa in der Formationsperiode des Kapitalismus*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1991, S. 133-135.

<sup>377</sup> S. Mutombo, *Parianismus!*, S. 58.

<sup>378</sup> S. Maltschnig, Eva, *Österreichische „War Brides“ und ihre Kinder in den USA*, S. 223.

Bauer schreibt von einem „katholisch-konservativen Feldzug“,<sup>379</sup> gegen die Partnerinnen amerikanischer Soldaten.<sup>380</sup>

Bemerkenswert scheint im Kontext Wohnort auch, dass in Erzählungen in Bezug auf die leiblichen Väter immer wieder erwähnt wird, dass diese zur Zeit ihrer Stationierung mit der jeweiligen Dorfgemeinschaft auf persönlicher Ebene bekannt waren und teilweise auch akzeptiert wurden.<sup>381</sup> So beschreibt auch Maria S., aufgewachsen in einem Dorf im Burgenland, den sozialen Status ihres Vaters im Dorf als positiv:

„Obwohl alle meinen Vater gekannt haben und das ist ja ein kleines Dorf – er war sehr beliebt! Man sagt ja immer, die Russen haben die Uhren gestohlen<sup>382</sup> und was weiß ich – mein Vater war sehr handwerklich, sehr vif [schlau, geschickt, Anm.], der ist zu den Leuten gegangen und hat die Uhren gerichtet [repariert, Anm.] und der war sehr beliebt! Also den haben sie schon wollen!“<sup>383</sup>

Laut den familienintern tradierten Informationen war der sowjetische Vater also durchaus in die Dorfgesellschaft eingebunden. Spätestens mit dem Abzug des Soldaten wurde diese persönlich-menschliche Ebene allerdings wieder von den gesellschaftlichen Vorurteilen verdrängt:

„Aber trotzdem: Nachher war er weg und die J. [die Mutter der Maria S., Anm.] kriegt ein Kind von ihm und es war doch ein Russ' quasi. Aber die Gemeinschaft – es hätte ihm dort gefallen, also er wäre gerne dortgeblieben!“<sup>384,385</sup>

Ein Lebenslauf sticht bei den elf Interviewten in puncto Wohnort heraus: Jener von Elisabeth F., die in ihrer Kindheit eine ganze Reihe an Umzügen erlebte:

„Ich bin praktisch in der Kindheit und Jugendzeit in fünf verschiedenen Bundesländern aufgewachsen. Drei verschiedene Volksschulen, zwei verschiedene Hauptschulen. Grund für die vielen [...] Wohnwechsel [...] – was meine Mutter auch heute noch immer sagt – bin ich.“<sup>386</sup> Sie ist immer ausgefragt worden.“<sup>387</sup>

Diese Umzüge dürften neben dem übermäßigen Interesse des Umfelds an der bereits beendeten Beziehung der Mutter mit einem französischen Besatzungssoldaten bzw. der Herkunft des

---

<sup>379</sup> S. Bauer, Die „Ami-Braut“, S. 120.

<sup>380</sup> Eine Untersuchung zur Rolle der Kirche(n) auf dieses Kapitel der österreichischen Geschichte scheint also durchaus lohnenswert, auch wenn dies aufgrund der induktiven methodischen Vorgehensweise in dieser Arbeit nicht geschieht.

<sup>381</sup> Diese Akzeptanz wurde auch von der Art der Beziehung der Eltern beeinflusst, vgl. dazu Kap. 5.2.

<sup>382</sup> Vgl. zum Narrativ bzw. Topos des „uhrenstehlenden Russen“ auch Dornik, Besatzungsalltag in Wien, S. 466.

<sup>383</sup> Maria S. 1\_2, Pos. 98.

<sup>384</sup> Maria S. 1\_2, Pos. 98.

<sup>385</sup> Vgl. Kap. 3.6.

<sup>386</sup> Ergänzung: Im Nachgespräch modellierte Elisabeth F. ihre Aussage folgendermaßen: „Grund für die vielen Umzüge war die damalige Zeit mit mir als Besatzungskind.“ Freundlicher Hinweis von Elisabeth F. am 22.01.2022.

<sup>387</sup> Elisabeth F. 1\_2, Pos. 10.

unehelichen Kindes auch mit der finanziellen Situation der alleinerziehenden Mutter zusammenhängen.<sup>388</sup> Da keinerlei rechtlicher Anspruch auf Unterhaltszahlungen bestand,<sup>389</sup> mussten die Mütter zu großen Teilen auf Unterstützung ihrer Eltern hoffen<sup>390</sup> – was wiederum viele dazu bewog, wieder zu diesen zu ziehen bzw. die Kinder, wenn möglich, zeitweise in die Obhut jener zu geben.<sup>391</sup> Elisabeth F. erinnert sich an die Auswirkungen des ständigen Übersiedelns in ihrem Alltag als Kind bzw. Jugendliche:

„Das war nicht angenehm für mich, [...] wieder irgendwo neu hin[zu]kommen. Und das Wegkommen und wieder neu Anfangen und wieder neu Kennenlernen. Und die [Anderen] kennen sich schon und du merkst: ‚Aha, die vier sind beieinander dort oder im Schulbus und du bist jetzt die Fünfte.‘ Bis du irgendwann einmal akzeptiert worden bist, also das war nicht so angenehm muss ich sagen. Aber [...] ich bin immer gut ausgekommen. Aber eine fixe Freundin, das hab ich eigentlich nie gehabt, eben weil wir so oft umgezogen sind.“<sup>392</sup>

Die hier beschriebene Notwendigkeit, sich ständig in einem neuen Umfeld zurechtfinden zu müssen, stellte durchaus eine Belastung dar – gab das Kind doch notgedrungen mit jedem Umzug erneut das bekannte Umfeld, die bereits geschlossenen Freundschaften und die eigene Position im bekannten sozialen Gefüge wie z.B. der Schule auf.

In vielen Fällen gaben die Mütter ihre Kinder auch kurz- oder längerfristig in die Obhut ihrer Eltern oder anderer Verwandter. So erzählt Helmut B., seine frühe Kindheit nicht bei seiner Mutter, sondern getrennt von dieser bei seiner Urgroßtante erlebt zu haben:

„Karenzzeit oder so in der Richtung hat's ja damals auch noch nicht gegeben, also wurde ich zu einer Großtante meiner Mutter ins Innviertel oben gebracht. Und dann bin ich am Wochenende besucht worden, so auf die Art. Ich hab meine ersten drei Jahre [...] im Innviertel verbracht, auf einem kleinen Bauernhof.“<sup>393</sup>

In dieser Erzählung finden sich, im Gegensatz zu den obigen Erzählungen, keine negativen Konnotationen bezüglich dieser Zeit. Dies könnte daran liegen, dass die Verwandten sich in Helmut B.s Beschreibung über ihren Schützling gefreut hätten, und er anschließend auch dauerhaft wieder zu seiner Mutter und deren neuem Ehepartner (der Helmut B. auch adoptierte) zurückkehrte.

Auch Brigitte Mader berichtet, immer wieder über längere Phasen bei den Eltern der Mutter gewohnt zu haben:

---

<sup>388</sup> Vgl. Kap. 3.5.

<sup>389</sup> Vgl. Kap. 2.2 und 3.5.

<sup>390</sup> Vgl. Kap. 3.7.

<sup>391</sup> Vgl. Kap. 3.7.

<sup>392</sup> Elisabeth F. 1\_2, Pos. 24.

<sup>393</sup> Helmut B. 1\_2, Pos. 100.

„Ich bin hauptsächlich bei meinen Großeltern aufgewachsen. Dann bin ich wieder übersiedelt, weil's denen zu viel war, dann haben sie gesagt: ‚Jetzt gehst einmal [wieder] heim!‘“<sup>394</sup>

In dieser Erzählung findet sich – im Gegensatz zu Helmut B.s Erinnerung – sehr wohl das Narrativ, als Kind nicht erwünscht gewesen bzw. zur Last gefallen zu sein.

Von den elf Personen, die für diese Arbeit interviewt wurden, wohnten zehn zumindest temporär bei ihren Großeltern oder weiteren Verwandten, die wiederum in der Mehrzahl in ländlichen Gebieten lebten. Außerdem wurden als (zeitweilige) Wohnplätze auch Bekannte der Eltern, ein Kinderheim sowie (zusammen mit der Mutter und dem Stiefvater) ein DP-Camp angegeben. Die Hälfte der Interviewpartner:innen wechselte mehrfach in ihrer Kindheit und Jugend den Wohnort, somit lässt sich in diesem Punkt durchaus eine partielle Verbindung durch die Biografien ziehen.

### 3.4 Erscheinungsbild des Kindes

Neben dem Wohnort, der Besatzungszone, dem Geburtsjahr und dem Geschlecht spielte auch das Erscheinungsbild der „Besatzungskinder“ eine große Rolle in ihrem Alltagserleben. Es beeinflusste den gesellschaftlichen Umgang mit ihnen maßgeblich: War der Vater nicht weiß, also z.B. ein Schwarzer GI oder Brite, ein Soldat aus den nordafrikanischen Kolonien Frankreichs oder ein Rotarmist aus den östlichen Gebieten der Sowjetunion,<sup>395</sup> so hatte das Kind in der post-nationalsozialistischen österreichischen Gesellschaft mit dreifacher Stigmatisierung zu kämpfen:<sup>396</sup> Die Mutter war ledig, der Vater war Besatzungssoldat und das Kind war nicht-weiß. Nicht ‚nur‘ die betroffenen Kinder, auch deren Mütter wurden vor diesem Hintergrund oft vermehrt von ihrem Umfeld diskriminiert.

Eheschließungen zwischen weißen Frauen und Schwarzen Männern waren in der amerikanischen Armee in der Praxis kaum umsetzbar. Zwar waren Hochzeiten zwischen amerikanischen GIs und Österreicherinnen offiziell mit diversen Auflagen<sup>397</sup> ab 1946 erlaubt, bei Schwarzen GIs bewerteten die Verantwortlichen innerhalb der Armee deren Ansuchen aber

---

<sup>394</sup> Brigitte M. 2\_2, Pos. 76-78.

<sup>395</sup> In der bisherig erschienenen Literatur findet sich nichts über Kinder britischer Schwarzer Soldaten in Österreich und nur wenig zu nicht-weißen Kindern sowjetischer Soldaten. Da sich allerdings die Sowjetunion bis in den fernöstlichen Raum erstreckte und neben Frankreich auch Großbritannien zum untersuchten Zeitpunkt Kolonialgroßmacht und Einwanderungsland war, wäre anzunehmen, dass sich auch in diesen alliierten Armeen nicht ausschließlich weiße Soldaten befanden. Diese Frage stellt in meinen Augen ein Forschungsdesiderat dar.

<sup>396</sup> Vgl. Kap. 2.3.

<sup>397</sup> Beispielsweise musste das Paar diverse Behörden- und Amtsbesuchen absolvieren, die Kosten für die Übersetzung und Duplizierung der erforderlichen Dokumente waren beträchtlich und die angehende Braut musste nachweisen können, keine Anhängerin des Nationalsozialismus (gewesen) zu sein, vgl. Kap. 2.2.

– auch vor dem Hintergrund der zu diesem Zeitpunkt gültigen Segregation in den USA – in den meisten Fällen negativ.<sup>398</sup> Die Kinder Schwarzer GIs wurden im politischen wie medialen Diskurs in Deutschland und Österreich als „Problem“ geframed<sup>399</sup> und dargestellt – aber auch z.B. in Großbritannien, wo ab 1942 amerikanische Soldaten stationiert waren.<sup>400</sup> Von Seiten der Behörden und Ämter wurde vermehrt Druck auf die Mütter der Kinder ausgeübt, diese in Kinderheime ab- oder für eine transatlantische Adoption freizugeben. Die Intensität dieser Versuche veränderte sich über die Besatzungszeit hinweg je nach Bundesland:

„Over the course of the 1950ies, different developments began to take shape. While the Viennese welfare agencies in particular began rejecting adoptions abroad, the authorities in Salzburg clung to this policy even after the end of the occupation period, a policy that was both, racist and directed against members of the lower classes. The mothers of Black GI children in many cases come from rural backgrounds, from working-class families and/or from economically and socially disadvantaged segments of society.“<sup>401,402</sup>

In der französischen Zone gab es kein Verbot der Fraternisierung oder Heirat zwischen österreichischer Bevölkerung und den Soldaten der französischen Armee. Da in Vorarlberg bis September 1945 überwiegend Soldaten aus den nordafrikanischen Kolonialgebieten stationiert waren, wurden auch hier Schwarze Kinder von Soldaten gezeugt. Auch diese berichten von rassistischer Stigmatisierung und Diskriminierung ihnen und ihren Müttern bzw. Familien gegenüber.<sup>403</sup> Unter den Interviewpartner:innen befindet sich keine Person, die einen nordafrikanischen Vater hätte, insofern können diesbezüglich hier auch nur Stimmen aus anderen Quellen zu Wort kommen.<sup>404</sup> Dennoch sollen aufgrund jener in diesem Kapitel nicht-weiße Kinder anderer Besatzungszonen miteinbezogen werden,<sup>405</sup> da auch sie unter rassistischer Stigmatisierung und Diskriminierung zu leiden hatten.

---

<sup>398</sup> Vgl. Wahl/Rohrbach/Adler, SchwarzÖsterreich, S. 21.

<sup>399</sup> Zum Begriff „Framing“ vgl. Wehling, Politisches Framing.

<sup>400</sup> Vgl. Bland, Britain's ‚Brown Babies‘; Spanbauer, Vanessa, Großbritannien und Kinder Schwarzer GIs nach dem Zweiten Weltkrieg. Mediale Darstellung in Bezug auf das Schwarz-sein in einer weißen Gesellschaft, Masterarbeit, Wien 2022.

<sup>401</sup> S. Rohrbach, „This Has Finally Freed the Welfare Agency from a Considerable Burden“, S. 38 sowie S. 50-54; Rohrbach, Diskriminiert, adoptiert, vergessen?, S. 93-95.

<sup>402</sup> Es sei hier angemerkt, dass in den USA zu diesem Zeitpunkt noch Segregation herrschte. Die Kinder wurden also aufgrund ihres Aussehens in ein Land verschickt, dessen Sprache und Kultur ihnen völlig unbekannt war und in dem sie per Gesetz aufgrund ihres Aussehens benachteiligt waren.

<sup>403</sup> Vgl. Mutombo, Parianismus!; Huber, Französische und marokkanische Besatzungskinder in Vorarlberg, S. 369; Lechhab, Hamid, Marokkanische Besatzungskinder in Vorarlberg nach 1945, in: Sauer, Walter [Hg.], Von Soliman zu Omofuma. Afrikanische Diaspora in Österreich 17. bis 20. Jahrhundert, StudienVerlag, Innsbruck/Wien/Bozen 2007, S. 177-186.

<sup>404</sup> Vgl. auch Kap. 3.3.

<sup>405</sup> Für die britische Zone sind bis dato keine Fälle von Kindern nicht-weißer Soldaten bekannt, obwohl Großbritannien zum entsprechenden Zeitpunkt sowohl Kolonialmacht als auch Einwanderungsland war. Für die sowjetische Zone liegt ebenfalls die Vermutung nahe, dass Kinder, deren Väter aus den östlichen Gebieten der Sowjetunion in der österreichischen Nachkriegsgesellschaft mit rassistischen Kommentaren konfrontiert waren. Sehr umfangreiche Untersuchungen liegen mittlerweile zur amerikanischen Zone vor, diese werden

Als die ersten Schwarzen „Besatzungskinder“ in die Schule kamen, wurde in Deutschland 1952<sup>406</sup> ein Film mit dem (bezeichnenden<sup>407</sup>) Titel „Toxi“ zur Thematik veröffentlicht,<sup>408</sup> in Österreich lassen sich einschlägige Diskussionen in Medien und Nationalratssitzungen verfolgen,<sup>409</sup> in zeitgenössischen Zeitungen und Zeitschriften lassen sich diesbezüglich rassistische Karikaturen finden.<sup>410</sup> Vier bis fünf Prozent der stationierten GIs waren Schwarz, dementsprechend ist in Österreich laut Forschungen von ca. 350-400 Schwarzen „Besatzungskindern“ im US-Sektor auszugehen.<sup>411</sup> Für die anderen Besatzungszonen liegen bis dato keine Schätzungen der Anzahl Schwarzer bzw. nicht-weißer Kinder alliierter Soldaten vor. In den Erzählungen Schwarzer „Besatzungskinder“ finden sich immer wieder Beschreibungen von Einsamkeit im doppelten Sinne: Einerseits das Gefühl, das einzige Kind eines Besatzungssoldaten zu sein, andererseits der Eindruck, die einzige Schwarze Person in einer weißen Mehrheitsgesellschaft zu sein.<sup>412</sup> Auch Robert Rainer reflektiert:

„Ich hab immer gedacht, ich bin der Einzige, und ich hab mich immer gewundert! Ich hab auch nicht gewusst, [was] ein Besatzungskind [ist] oder sonst irgendwas. Ich hab mich nur gewundert, warum ich Braun bin! Aber es ist für mich nicht ersichtlich gewesen, warum.“<sup>413</sup>

Robert Rainers Mutter erzählte ihrem Sohn in dessen Kindheit bzw. Jugend nichts über seinen leiblichen Vater, er wuchs dementsprechend im Unwissen über seine Herkunft und die Hintergründe seiner Hautfarbe auf:

„Ich hab ja keine Ahnung gehabt! [...] Ich hab mich nur immer gefragt, wieso ich Braun bin und die Anderen nicht. Und die [Familienmitglieder] haben halt alles Mögliche gesagt, von der Sonne, oder Schokolade essen oder was weiß ich. Nein, da haben sie nichts gesagt.“<sup>414</sup>

Dieses Schweigen der Mutter bzw. der Familie resultierte in Unklarheiten bezüglich der eigenen Identität und der Selbstwahrnehmung: Als einziger Schwarzer Mensch in einer weißen

---

auch stetig ergänzt. Zonenübergreifende Untersuchungen zum Thema rassistische Diskriminierung von österreichischen „Besatzungskindern“ stellen noch eine Forschungslücke dar.

<sup>406</sup> Das Erscheinungsjahr des Films dürfte wohl gewählt gewesen sein, wurden in diesem Jahr doch die ersten Schwarzen „Besatzungskinder“ in Deutschland und Österreich eingeschult.

<sup>407</sup> Der Name Toxi ruft Assoziationen mit dem englischen Wort „toxic“, also giftig, hervor. Zur typografischen Titelgestaltung im Film vgl. auch Brauerhoch, Annette, „Toxi“. Zur filmischen Repräsentation schwarzer Kinder in Nachkriegsdeutschland, in: Stelzl-Marx/Satjukow [Hg.], Besatzungskinder, S. 332.

<sup>408</sup> Stemmler, Robert, „Toxi“, Deutschland 1952. In diesem sieht sich eine fiktive deutsche Familie unvermittelt mit dem Auftauchen eines elternlosen Schwarzen Mädchens konfrontiert, das um eine Bleibe bei ihrer Großmutter bittet. Anhand der Figuren der Familienmitglieder wird versucht, die verschiedenen Meinungen der deutschen Nachkriegsgesellschaft stellvertretend darzustellen und zu verhandeln. Trotz guter Absichten stellt der Film ein rassistisches Zeitdokument dar, vgl. dazu u.a. die Filmanalyse von Brauerhoch, „Toxi“.

<sup>409</sup> Vgl. Wahl/Rohrbach/Adler, SchwarzÖsterreich.

<sup>410</sup> Vgl. z.B. Fritz et al., „Guter Dauerpflegeplatz gesucht“, S. 207-210.

<sup>411</sup> Vgl. Wahl/Rohrbach/Adler, SchwarzÖsterreich, S. 46.

<sup>412</sup> Vgl. Wahl/Rohrbach/Adler, SchwarzÖsterreich, S.91-105.

<sup>413</sup> Robert R. 1\_2, Pos. 61.

<sup>414</sup> Robert R. 2\_2, Pos. 29.

Mehrheitsgesellschaft eine weiße Sozialisierung zu erfahren, allerdings inklusive des strukturellen Rassismus, führte zu zusätzlichen Unsicherheiten:

„Es war ja so: Es hat ja in Österreich wenig Dunkelhäutige gegeben, ja? Also, dass ich dunkel bin, hab ich gewusst – aber ich bin ja nur mit Weißen zusammen gewesen. Und wenn ich wen [Schwarzen] gesehen hab, in der Straßenbahn [...] – ich hab mich gar nicht getraut, den anzuschauen! Ich hab mir gedacht, ich weiß nicht, von wo – das war ein ganz komisches Gefühl. [lacht]“<sup>415</sup>

Obwohl Robert Rainer also weiß sozialisiert wurde, wurde er von der Mehrheitsgesellschaft als ‚anders‘ wahrgenommen und sah bzw. sieht sich mit rassistischen Handlungen konfrontiert. Dadurch entwickelte Robert Rainer bereits als Kind eine Reaktionskultur des offensiven Konterns, wie er sich erinnert:

„Es war so, dass die Leute mir durch die Haare fahren wollten. Und ich hab gesagt: ‚Das kostet einen Schilling!‘ Oder so ein Bensdorf [Schokoladenmarke, Anm.] um einen Schilling. [lacht] Also das wollt ich nicht so besonders. Und wenn, dann hat’s was gekostet.“<sup>416</sup>

In dem oben beschriebenen Umgang mit Alltagsrassismus lassen sich mehrere Elemente herauslesen: Einerseits eine gewisse Akzeptanz, als (kindliches) Individuum eine rassistisch geprägte Gesellschaft nicht ändern zu können, andererseits aber durchaus die Schaffung eines eigenen Handlungsspielraums durch aktives und offensives Reagieren auf unangebrachte Situationen. Mit der Forderung nach monetärer bzw. materieller Gegenleistung und damit der Erstellung eines ‚Handels‘ verwies Robert Rainer seine Gegenüber indirekt auch darauf, dass die Privatsphäre eines Menschen nicht ohne Weiteres im Wortsinn angegriffen werden darf. Auf diese Weise spielte er das ‚Spiel‘ zwar mit, änderte aber dessen Regeln.

Das übermäßige Interesse ihrer Mitmenschen an ihren Haaren störte bzw. stört auch Doris K.:

„Mit den Haaren, das ist auch so ein Ding. ‚Darf ich deine Haare angreifen?‘ Das hab ich eh nie mögen, das mag ich auch heut noch nicht!“<sup>417</sup>

In diesem Zitat spricht Doris K. rassistische Strukturen an, die sich bis heute in der österreichischen Gesellschaft halten.<sup>418</sup>

Auch in der Schule waren Schwarze „Besatzungskinder“ immer wieder rassistischen Angriffen von Mitschüler:innen wie Lehrpersonen ausgesetzt bzw. mussten sich gegen solcherlei verbale wie physische Angriffe zur Wehr setzen:

---

<sup>415</sup> Robert R. 2\_2, Pos. 161.

<sup>416</sup> Robert R. 1\_2, Pos. 167-169.

<sup>417</sup> Doris K. 1\_2, Pos. 102.

<sup>418</sup> In der Ausstellung SchwarzÖsterreich wurden Zitate Schwarzer Besatzungskinder von der nächsten bzw. übernächsten Generation Schwarzer Österreicher:innen eingelesen – mit dem Verschwimmen der zeitlichen Ebenen wurde somit auf die kontinuierliche Aktualität rassistischer Strukturen hingewiesen.



„Ich kann jetzt nicht sagen, dass es mir in der Schule schlecht gegangen ist oder so. [...] Also [...] einmal hat mich ein Lehrer an den Haaren gerissen und hat irgendwas von N\*\*\*\*weibi gesagt. Und da war ich ganz erbost auf den! Ich bin dann heim und hab geweint und hab meiner Mutter gesagt: ‚Du musst in die Schule gehen!‘ – und sie war eh nicht so selbstbewusst, [...] die war eher so eine Ruhige. Aber dann ist sie halt doch gegangen und er hat's natürlich abgestritten, dass er das gesagt hat.“<sup>419</sup>

Gegenüber Rassismus durch Personen, die mehrfach über einen höheren sozialen Status verfügen (im genannten Fall ist die Person männlich, weiß, älter und verfügt als Lehrer der Klasse über zusätzliche Autorität), ist der Handlungsspielraum der Betroffenen eingeschränkt. Doris K. versuchte dennoch, mit Hilfe ihrer Mutter der erfahrenen rassistischen Behandlung entgegenzuwirken. Wenn die Mitschüler:innen von Doris K. sie rassistisch beleidigten, setzte sie sich gegen diese auch zur Wehr, wie sie beschreibt:

„Natürlich, wenn [in der Schule, Anm.] irgendwas war, oder irgendjemand mit mir gestritten hat – das Schimpfwort war immer N\*\*\*\*in. ‚Du N\*\*\*\*, du N\*\*\*\*in!‘ Mit dem haben sie mich halt immer treffen können, weil das für mich absolut nicht gegangen ist. [...] Und ja, ich hab mich halt behauptet.“<sup>420</sup>

Doris K. setzte also rassistischen Kommentaren oder Beschimpfungen durchaus etwas entgegen, auch an anderer Stelle betont sie:

„Ich bin zumindest eine, die sich nicht alles gefallen lässt, sagen wir so. Weil ich hab mich in der Schule auch behaupten müssen, weil natürlich haben die Kinder das [genutzt], wenn sie dann gesagt haben: ‚Na du schaust ja eh gar nicht *so* aus!‘ Wenn ich das schon hör! Das ist ja wie wenn ich einen Makel hätt!“<sup>421</sup>

Die hier beschriebene Wertung der Mitschüler:innen bezog sich auf den – im Vergleich zu anderen Schwarzen Österreicher:innen – relativ hellen Hautton von Doris K., wie sie im Interview weiter ausführte. In dieser von weißen Mitmenschen vorgenommenen stufenweisen Kategorisierung der Hautfarbe und der damit verbundenen gesteigerten (Ab)Wertung wurden (und werden) somit erst recht rassistische Denkmuster verbalisiert. Doris K. erkannte und benannte als Kind bzw. Jugendliche rassistische Äußerungen und Handlungen und versuchte laut ihren Erzählungen auch in ihrer Kindheit und Jugend, sich diesen entgegenszustellen.

Auch Robert Rainer beschreibt, wie er Wege suchte und fand, mit dem latenten Alltagsrassismus seiner Mitmenschen umzugehen. Seine Herangehensweise war die Offensive:

„Dadurch, dass ich gleich immer mit jedem geredet hab und geschaut hab, dass ich viel rede, dass die sehen, dass ich ein Österreicher bin, hab ich glaub ich ein bisschen die Hautfarbe weg gemacht [lacht].“<sup>422</sup>

---

<sup>419</sup> Doris K. 1\_2, Pos. 254.

<sup>420</sup> Doris K. 2\_2, Pos. 131.

<sup>421</sup> Doris K. 1\_2, Pos. 168.

<sup>422</sup> Robert R. 1\_2, Pos. 230.

Durch die sofortige verbale Lokalisierung seiner selbst und das Unterstreichen der eigenen Zugehörigkeit durch (dialektale) Sprache im Moment der Begegnung mit seinem Gegenüber, verortete Robert Rainer sich also proaktiv im „Wir“ der Wiener:innen.

Zusätzlich dazu entwickelte er aber als Kind parallel noch eine zweite Art des Umgangs, wie er beschreibt:

„Einmal hat mein Bruder eine Rauferei begonnen und ich hab mich halt eingemischt, und der andere Gleichaltrige hat mich in den Magen geschlagen. Ja, und von da an hab ich gewusst, ich muss was machen und hab [...] als Kleiner schon immer Sit-Ups und Liegestützen gemacht, und war dann auch immer stärker oder kräftiger trainiert als die Anderen und hab dann mehr gewonnen und mehr Raufereien begonnen. [lacht] Sicher ist sicher, wenn einer dumm redet. Und es hat sich dann eh herumgesprochen und [...] wenn einer was [gesagt] hat, ist er mir schon aus dem Weg gegangen, bevor er mit mir was angefangen hat. [lacht]“<sup>423</sup>

Auch diese Herangehensweise lässt zwei Faktoren erahnen: Einerseits die Dringlichkeit bzw. Notwendigkeit, sich in der Kindheit und Jugend – auch physisch – behaupten zu können/müssen, andererseits das Bewusstsein darum und das offensive, prophylaktische Handeln und aktive Erarbeiten dessen.

Das Gefühl des Alleinseins als Kind eines (abwesenden) Schwarzen Soldaten in Österreich hielt sich auch nach dem Abzug der alliierten Mächte – oft für Jahrzehnte.<sup>424</sup> Eine erste offizielle Vernetzung und das Kennenlernen anderer Österreicher:innen, die einen Schwarzen GI zum Vater hatten und dadurch ähnliche Erfahrungen erlebt hatten, fand erst Mitte der 2010er Jahre im Zuge der Ausstellung im Volkskundemuseum statt.<sup>425</sup> Doris K. erinnert sich an dieses Gefühl:

„Wir [die beiden Geschwister, Anm.] waren die Einzigen, gell? Wir waren die Einzigen, die dunkel waren. Und wie ich die getroffen hab, ich hab mir gedacht, das gibt's ja nicht! Da sind so viele gewesen und keiner weiß vom anderen! Da hat's ja auch kein Internet gegeben!“<sup>426</sup>

Die neuen globalen Kommunikationsmöglichkeiten seit der digitalen Revolution sowie die von der wissenschaftlichen Forschung angestoßene Aufarbeitung der Thematik und die daraus resultierende Vernetzung der Betroffenen bieten also neue Chancen und Möglichkeiten. Das Wissen, mit der eigenen Geschichte und vielen spezifischen Erfahrungen nicht allein zu sein, kann für die jeweiligen Personen eine große Unterstützung darstellen, wie die Historikerin Renate Huber festhält:

---

<sup>423</sup> Robert R. 1\_2, Pos. 51-53.

<sup>424</sup> Vgl. Wahl/Rohrbach/Tal, SchwarzÖsterreich, S. 91-105.

<sup>425</sup> Vgl. Kap. 1.3.

<sup>426</sup> Doris K. 1\_2, Pos. 174.

„Im Verflechten von Erzählungen und eigenen Erfahrungen mit den vorliegenden Forschungsergebnissen [entsteht] eine enorme Stärkung des Einzelnen in einem kollektiven Erinnerungsrahmen“.<sup>427</sup>

Die Historikerin Ingrid Bauer beschreibt dieses Phänomen mit dem Begriff Empowerment,<sup>428</sup> also dem aktiven Ausbauen von Handlungsspielräumen und Selbstermächtigung durch Gemeinschaft bzw. der Verortung des eigenen Ichs in einem Kollektiv.

### 3.5 Finanzielle Situation

Einen weiteren Faktor, der in beträchtlichem Ausmaß konstituierend auf das Alltagserleben der „Besatzungskinder“ wirkte, stellten die finanziellen Verhältnisse dar, in denen sie aufwuchsen. Da aufgrund der geltenden militärischen Bestimmungen der vier alliierten Armeen keinerlei Verpflichtungen für die Väter bestanden, ihre unehelichen Kinder bzw. deren Mütter finanziell zu unterstützen,<sup>429</sup> gestaltete sich dieser Faktor zumeist durch den ökonomischen Hintergrund der Mutter bzw. ihrer Familie. Es bestand zwar Anspruch auf staatliche Unterstützung, diese Beträge waren allerdings sehr gering.

Eine Ausnahme diesbezüglich stellten jene Beziehungen dar, die in Eheschließungen mündeten, wie auch Gitta R. reflektiert:

„Bei uns war's [finanziell] natürlich schwieriger, wie eigentlich bei vielen Besatzungskindern, die nicht zufällig in gutbürgerliche Familien reingeboren wurden, oder deren Väter [...] die Mütter geheiratet haben. Die haben eine völlig andere Ausgangssituation gehabt: Einmal finanziell, dann von ihrem Selbstbewusstsein her, weil die sind ja nicht missachtet worden, sondern dadurch, dass sie geheiratet wurden, haben sie sich anerkannt gefühlt. Ein großer Teil von diesen Frauen ist im Übrigen nach Großbritannien gezogen und die sind *britsher* als *the british*. Aber bei uns war's halt schon irgendwie eine Schande.“<sup>430</sup>

Der finanzielle Hintergrund spielte also nicht ‚nur‘ im Meistern des Alltags eine große Rolle: Monetäre Sicherheit beeinflusste sowohl den gesellschaftlichen Umgang mit den „Besatzungskindern“ als auch deren sozialen Status und den ihrer Familien, respektive ihrer Mütter.

In den geführten Interviews lässt sich diese finanziell oft angespannte Situation immer wieder erahnen, teilweise wird sie explizit angeführt. In allen Interviews wird unterstrichen, dass die wirtschaftliche Situation in der Nachkriegszeit im Allgemeinen angespannt war. Dennoch

---

<sup>427</sup> S. Huber, Französische und marokkanische Besatzungskinder in Vorarlberg, S. 377.

<sup>428</sup> Vgl. dazu auch Bauer, „Ich bin stolz, ein Besatzungskind zu sein“.

<sup>429</sup> Ein Bruchteil der alliierten Väter leistete Alimentationszahlungen, ohne dass dazu rechtliche Verpflichtungen bestanden. Vgl. zu den Bestimmungen hierzu Kap. 2.3.

<sup>430</sup> Gitta R. 1\_2, Pos. 3.

lassen sich Hinweise auf unterschiedliche finanzielle Hintergründe finden: In einem Fall konnte<sup>431</sup> die Mutter die ersten sechs Lebensjahre ihres Kindes bei diesem daheim verbringen, in einem anderen Fall war es der Mutter aufgrund von Platzmangel bzw. den geltenden Vorgaben des Jugendamtes nicht möglich, ihre beiden Töchter gemeinsam aufzuziehen.

Da sich die finanziellen Spielräume auch in den beschriebenen Wohnsituationen widerspiegeln, werden die Beschreibungen dieser im Folgenden näher untersucht.

Die Mehrheit der Interviewpartner:innen berichtet von eher beengten Wohnverhältnissen, oft spielte sich der gesamte Alltag mehrerer Personen auf einer sehr kleinen Fläche ab. So berichtet Doris K.:

„Wir [die Großeltern mütterlicherseits] haben eine kleine Wirtschaft gehabt, damals war das halt so, ein paar Henderln, ein paar Schweinderln und weiß ich nicht was. [...] Ich weiß nur, dass wir [die Mutter und ihre beiden Kinder] nur einen Raum hatten, da kann ich mich noch gut erinnern. Das war die Werkstatt von meinem Opa, der war Schneidermeister. In dem Raum waren wir halt zu dritt.“<sup>432</sup>

Bezüglich des verfügbaren Platzes innerhalb der Wohnung konnte die Situation also auch in den ländlichen Gegenden durchaus beengt sein. In den städtischen Wohnungen gestaltete es sich oft noch schwieriger, da die Wohnfläche pro Wohnung naturgemäß im Schnitt geringer war. So erzählt Robert Rainer:

„Als ich [...] noch klein war, war da [neben Robert Rainer und seinem Bruder]: Die Urgroßoma, Großvater, Großmutter, meine Mutter, der R., der Onkel P. [...] und der E. Zu neunt waren wir da.“<sup>433</sup>

Eine Folge davon war, dass Robert Rainer in seiner Kindheit temporär bei einer anderen Familie wohnte. Auch Gitta R., die als Kind mit ihrer Mutter „in einem großen Mietshaus in der Innenstadt von Graz“<sup>434</sup> wohnte, beschreibt, dass dort für die kleine Familie nicht viel Platz war. In diesem Beispiel musste daher ein Kind temporär ausziehen, allerdings für mehrere Jahre:

„Wir haben nur ein Bett gehabt. Also wir haben nur ein Zimmer gehabt, das war so ein Allzweckzimmer. Das war 17m<sup>2</sup> groß [...] und sie [die Schwester] hätte ein eigenes Bett haben müssen. Aber wie hätten wir bei 17m<sup>2</sup>, wo sich alles abgespielt hat, noch ein zweites Bett aufstellen sollen? [...] Und ich hab sehr darunter gelitten, dass meine Mutter meine Schwester nicht nach Hause genommen hat.“<sup>435</sup>

---

<sup>431</sup> Da die treibende Kraft hinter dieser Entscheidung der Vater der Mutter war, und nicht die Mutter selbst, ist aus der Perspektive der Mutter vielleicht das Wort „musste“ angebrachter.

<sup>432</sup> Doris K. 1\_2, Pos. 12-14

<sup>433</sup> Robert R. 1\_2, Pos. 163.

<sup>434</sup> Gitta R. 1\_2, Pos. 7.

<sup>435</sup> Gitta R. 1\_2, Pos. 87.

In diesem Fall verbrachte die Schwester mehrere Jahre ihrer Kindheit und Jugend in einem Kinderheim bzw. einer Pflegefamilie und durfte lediglich in den Ferien bei ihrer Mutter und ihrer Schwester wohnen. Laut den geltenden Bestimmungen des Jugend- bzw. Fürsorgeamtes wäre laut Erzählung ein Bett pro Kind Voraussetzung gewesen, dass die Mutter beide Kinder bei sich großziehen hätte dürfen. Da für den Kauf eines zweiten Bettes weder Wohnraum noch finanzielle Mittel vorhanden waren, musste eines der Kinder außerhalb der Wohnung der Mutter aufwachsen, obwohl dies weder den Wünschen der Mutter noch denen der beiden Töchter entsprach.<sup>436</sup>

Im Fall von Eleonore D. war es der Mutter möglich, einen Teil der Wohnung unterzuvermieten, und u.a. damit sicherzustellen, dass ihre beiden Töchter bei ihr aufwachsen konnten, wie Eleonore D. erzählt:

„Wir haben den Untermieter gehabt [...]. Wir haben eine große Wohnung gehabt in dem schönen Haus in St. Pölten und da war eben ein Kabinett, das haben wir immer vermietet gehabt.“<sup>437</sup>

In diesem Fall dürfte auch die Lebenserfahrung der Mutter sowie ihre berufliche Ausbildung bzw. Erfahrung schützend gewirkt haben, wie Eleonore D. resümiert. Zusätzlich zu den finanziellen Mitteln, die durch die Untermiete lukriert werden konnten, hatte die Mutter von Eleonore D. bereits vor deren Geburt eine Ausbildung absolviert und sich eine berufliche Existenz aufgebaut:

„Meine Mutter war [...] selbstständig, sie hat Buchhaltung gemacht für andere Leute, für kleine Geschäfte und Handwerksbetriebe und so. Und wir haben den Untermieter gehabt und auch bescheiden gelebt.“<sup>438</sup>

Dennoch schrieb sich auch in diesem Fall der monetär begrenzte Spielraum in die Familiengeschichte ein; so war es Eleonore D.s älterer Schwester nicht möglich, ein Gymnasium zu besuchen, obwohl sie sich dies gewünscht hätte.<sup>439,440</sup>

Weniger angespannt gestaltete sich die Wohnsituation, wenn die Eltern der Mutter Unterstützung boten. So erzählt L. O. über ihre Mutter:

---

<sup>436</sup> Als Gitta R.s Schwester 14 Jahre alt war, konnte die Mutter sich ein ausziehbares Sofa, das über Nacht als Bett fungierte, leihen und so die Anforderungen erfüllen. Bis zu diesem Zeitpunkt verbrachte die besagte Schwester lediglich die Ferien bei ihrer Mutter und Schwester – zur großen Trauer ihrer kleinen Schwester. Vgl. Gitta R. 1\_2, Pos. 87.

<sup>437</sup> Eleonore D. 2\_2, Pos. 67.

<sup>438</sup> Eleonore D. 2\_2, Pos. 67.

<sup>439</sup> Stattdessen absolvierte die Schwester mit 14 Jahren eine Lehre und teilte den Lohn mit ihrer Mutter bzw. ihrer Familie, vgl. Eleonore D. 2\_2, Pos. 35.

<sup>440</sup> Vom verwehrteten Wunsch, eine höhere Schulausbildung zu erhalten, wird auch von Maria S. berichtet, vgl. unten.

„Sie hat nirgends gearbeitet, sie war zu Hause. Die [Großeltern] haben so einen kleinen Bauernhof gehabt, da ist sie gewesen, von Geburt [an]. Sie hat ihn dann auch übernommen, was so übriggeblieben ist, Haus und Obstgarten, und hat immer dort gelebt.“<sup>441</sup>

In diesem Fall war die Wohnsituation offenbar von den Eltern der Mutter gedeckt, und auch die Tatsache, dass die Mutter außerhalb der familiären Landwirtschaft keiner zusätzlichen Lohnarbeit nachgehen musste, lässt Unterstützung von Seiten der Großeltern erahnen. Ebenfalls Unterstützung von Seiten ihrer Eltern erfuhr die Mutter von Dolly W., die zum Zeitpunkt der Geburt mit 17 Jahren selbst noch sehr jung war:

„Mein Großvater hat gemeint, die Mutter gehört zum Kind, und meine Mutter war bis zu meinem sechsten Lebensjahr zu Hause. Ich kam dadurch natürlich nie in den Kindergarten, weil es waren praktisch zwei Frauen zu meiner Betreuung vorhanden.“<sup>442</sup>

Dass gleich zwei Personen – die leibliche Mutter sowie die Großmutter – für die Betreuung des Kindes zu Hause bleiben konnten, stellt zumindest im Sample der Interviews dieser Arbeit eine Ausnahme dar. Der Großteil der Interviewpartner:innen betont hingegen, dass die Mutter einer Lohnarbeit nachgehen musste. Immer wieder werden auch prekäre Arbeitsbedingungen oder oft wechselnde Arbeitsplätze genannt, so erzählt Elisabeth F. über die Anstellungsverhältnisse ihrer Mutter:

„In der Landwirtschaft hat sie fest [gearbeitet], [als] Stubenmädchen, Hausgehilfin oder Köchin, also da hat's ja verschiedene Arbeitsplätze gegeben.“<sup>443</sup>

Auch Doris K. beschreibt die wechselnden Arbeitsplätze (mit vermutlich geringer Entlohnung) ihrer Mutter:

„Die Mutti hatte keinen Beruf erlernt. [Sie hat dann] zum Beispiel auf der Autobahn [gearbeitet], da haben sie damals diese ganzen Grünstreifen gemacht. Und das waren [...] meistens Männer und das war eine schwere Arbeit. [...] Ja und [in] Fabriken – [...], solche Sachen hat sie halt gearbeitet. Als Hilfsarbeiterin praktisch! Dann hat sie mal auf einer Tankstelle gearbeitet, so als Tankwartin, das weiß ich auch noch.“<sup>444</sup>

Beiden Beschreibungen ist gemeinsam, dass die Mütter „Hilfsarbeiten“ verrichteten, für die man keine spezielle Ausbildung benötigte. Dementsprechend dürfte die Entlohnung eher gering gewesen sein – auch wenn es sich um physisch schwere, ergo damals männlich konnotierte (und somit verhältnismäßig besser bezahlte) Arbeit wie etwa auf der Baustelle handelte.

Auch Brigitte Mader berichtet, dass ihre Mutter bzw. die erwachsenen Bezugspersonen in ihrer Kindheit arbeiten mussten – mit der Folge, dass sich aufgrund mangelnder

---

<sup>441</sup> L. O. 2\_2, Pos. 43-44.

<sup>442</sup> Dolly W. 2\_2, Pos. 27.

<sup>443</sup> Elisabeth F. 2\_2, Pos. 59.

<sup>444</sup> Doris K. 2\_2, Pos. 41-45.

Kinderbetreuungsmöglichkeiten im ländlichen Raum (und dem abwesenden Vater) die Frage stellte, wer auf das Kind aufpassen würde:

„Meine Mutter musste arbeiten gehen. Und es war ja niemand da, der auf mich aufgepasst hätte. Weil, meine Großmutter musste arbeiten gehen, meine Mutter musste arbeiten gehen und mein Großvater musste arbeiten gehen. Und dann haben sie mich [mal] dorthin geschickt und [mal] dahin geschickt. Ich weiß nicht, in wie vielen Familien ich geparkt wurde, wo ich dann mehr oder weniger nett [...] aufgenommen wurde [...]. Da wurde ich [dann] herumgeschickt. [Es war eben] schwierig mit einem Baby, das man gehabt hat.“<sup>445</sup>

Elisabeth F. schildert ebenfalls zahlreiche verschiedene Anstellungen ihrer Mutter – in diesem Fall waren die Arbeits- oft auch mit Wohnortswechsel verbunden. Wenn es nicht möglich war, die beiden Kinder zum neuen Wohnort mitzunehmen, wurden auch sie in die Obhut von Großeltern gegeben:

„Oder sie hat gearbeitet und [...] ich hab nicht mit ihr mitkommen können. Dann war ich wieder bei den Großeltern. Oder nach der Scheidung waren mein Bruder und ich wieder bei den Großeltern. Und dann ist sie wieder woanders hin. [...] Im Endeffekt hat sie nie eine Pension [gekriegt], weil sie [fast] nie angemeldet war oder [einige Jahre] von der Fürsorge gelebt hat [...].“<sup>446</sup>

Die Frage der Doppelbelastung (prekärer, unangemeldeter) Lohnarbeit mit gleichzeitig notwendiger Kindesbetreuung verschärfte sich zusätzlich, wenn die Mutter z.B. durch Krankheit ausfiel. In manchen Fällen konnte die Situation für das Kind dann sogar zu einer ernstzunehmenden Bedrohung werden, wie Elisabeth F. in einer familientradierten Erzählung beschreibt:

„[Einmal] war sie [die Mutter] auch wieder lang im Krankenhaus, und in der Zeit hat sie mich [...] bei Bauersleuten [...] zurücklassen im Glauben, dass es mir gut geht. Und das war aber nicht der Fall. Das hat dann eine ältere Schwester von meiner Mutter gehört, die hat mich von dort dann weggeholt. Und die hat mir im Erwachsenenalter dann sehr oft erzählt: ‚Wenn ich dich nicht geholt hätt‘, du würdest nimmer leben!‘ Also ich hab einen offenen Hintern gehabt usw. Die haben halt auch vor lauter Bauernarbeit keine Zeit gehabt. Aber sie war im guten Glauben, dass sie mich da zurücklässt.“<sup>447</sup>

Durch die vielen Wohnortswechsel bestand eine damit verbundene Notwendigkeit der permanenten Neu- bzw. Umorientierung von Seiten Elisabeth F.s in der Kindheit und Jugend, galt es doch mit jedem Umzug erneut, wieder einen Platz im sozialen Gefüge zu finden. Als Elisabeth F. ihre Mutter danach im Erwachsenenalter gefragt habe, hätte die Mutter vehement reagiert, wie sie sich erinnert:

„Ich hab meine Mutter mal angesprochen vor ein paar Jahre[n] [...], da hab ich gesagt: ‚Mir wär es auch viel lieber gewesen, wenn ich nicht so viele Wohnorte gehabt hätt. Und dann ist sie aber

---

<sup>445</sup> Brigitte M. 1\_2, Pos. 307.

<sup>446</sup> Elisabeth F., 2\_2, Pos. 63.

<sup>447</sup> Elisabeth F., 2\_2, Pos. 63.

so fuchtig [ärgerlich, Anm.] geworden! Dann hat sie spontan zu mir gesagt: ‚Sei froh, dass ich dich nicht in ein Heim gegeben hab!‘<sup>448</sup>

In dieser Erzählung lässt sich der Druck erahnen, unter dem die Mutter gestanden haben muss; dennoch wollte sie ihre Kinder nicht in die Obhut eines Heims geben, sondern diese selbst großziehen. Zudem wird hier auf eine Institution bzw. einen Wohnplatz verwiesen, von der mehrere Interviewpartner:innen berichten, dass sie ihn in ihrer Kindheit als Bedrohung assoziiert hätten: Das Heim. So berichten vier der elf Interviewpartner:innen, dass ihnen die Sorge oder Drohung, vom familiären Umfeld getrennt zu werden und in ein Heim zu kommen, in ihrer Kindheit geläufig gewesen sei:

„Die [Sorge, ins Heim zu kommen] war immer da. Also bis zur Lehre. Die [Leute von der Fürsorge] sind ja ständig gekommen und haben geschaut, ob wir [brav sind] und in der Wohnung [alles passt]- wir waren ja auch ein bissl schlimm, nicht? Und wenn wir was angestellt haben, sind sie sofort da gewesen und haben gesagt: ‚Naja, naja!‘ Irgendwie haben das meine Mutter und meine Großmutter dann hingekriegt.“<sup>449</sup>

Auch Doris K. erinnert sich an Gelegenheiten in ihrer Kindheit, bei denen ihr die Institution Heim als etwaige Konsequenz für ihr Handeln angedroht wurde:

„Sie hat gesagt, wenn nochmal sowas vorkommt, dann muss ich ins Heim. Na, da hab ich natürlich auch Angst gehabt, nicht?“<sup>450</sup>

Eleonore D. berichtet wiederum, dass ihr diese Aussage als Kind zwar geläufig gewesen sei, sie diese aber damals nie als ernsthaft bedrohlich empfunden habe:

„‚Wenn du das oder das [tust], wenn du so oder so bist, dann kommst [du] in ein Heim!‘, das hab ich schon gehört. Aber es war nie [so], dass ich mich wirklich gefürchtet hab.“<sup>451</sup>

Im Fall einer Interviewpartnerin geschah es allerdings tatsächlich, dass sich aufgrund der Krankheit der Mutter und in Ermangelung anderer Betreuungsmöglichkeiten bzw. des leiblichen Vaters ein temporärer Heimaufenthalt nicht vermeiden ließ – Gitta R. berichtet darüber:

„Ich bin sehr früh ins Kinderheim gekommen, mit drei Jahren, weil meine Mutter krank wurde, die hatte TBC [Tuberkulose, Anm.] bekommen. Und ich denke, manches wär anders gewesen, wenn [...] dieser Vater, dieser britische, zu mir gestanden hätte.“<sup>452</sup>

Ihr Aufenthalt im Heim war laut Gitta R. allerdings nicht so verstörend, wie der anschließende temporäre Aufenthalt bei einer Pflegemutter:

---

<sup>448</sup> Elisabeth F., 2\_2, Pos. 63.

<sup>449</sup> Robert R. 1\_2, Pos. 17.

<sup>450</sup> Doris K. 2\_2, Pos. 208.

<sup>451</sup> Eleonore D. 2\_2, Pos. 57.

<sup>452</sup> Gitta R. 1\_2, Pos. 3.



„Der Horror war eigentlich der Pflegeplatz. Also da wollt ich sterben, ohne dass ich es gewusst hab. Und das war der Anlass, warum ich wieder zu meiner Mutter zurückgekommen bin. Ich hab wochenlang hohes Fieber gehabt – ich kann mich da nicht dran erinnern, das weiß ich nur von meiner Mutter.“<sup>453</sup>

Mit knapp sechs Jahren durfte Gitta R. schließlich von der Pflegemutter wieder zu ihrer leiblichen Mutter zurück, wo sie sich von der langen Krankheit erholen und wieder an Gewicht zulegen und Lebensfreude gewinnen konnte, wie sie sich erinnert.

Eine andere Möglichkeit ergab sich bei Robert Rainer, als es in der zu neunt genutzten Wiener Wohnung, doch zu beengt wurde: Er wohnte, ebenfalls temporär, bei der Besitzerin des Cafés, in dem seine Mutter arbeitete. Diese wäre sogar an einer Adoption interessiert gewesen:

„[Sie wollte mich] adoptieren. Und meine Mutter wollt mich aber nicht hergeben. [...] Jetzt war bei uns eh schon wenig Platz und dann haben sie gesagt, ich kann bei ihnen wohnen, wenn ich will [...] und dann hab ich da ein halbes Jahr bei ihnen gewohnt. Jo, war recht lustig. [lacht] Da bin ich nur im Caféhaus gewesen, da bin ich nach der Schule ins Caféhaus gegangen, hab im Caféhaus Aufgaben gemacht.“<sup>454</sup>

Auch ein gewisser – für die 1950er nicht selbstverständlicher – Komfort in der Wohnung der Caféhausbesitzerin ist in Erinnerung geblieben:

„Die hat schon eine Badewanne gehabt, was wir nicht gehabt haben. Wir sind halt ins Tröpfelbad einmal in der Woche. [Aber] das hat nicht lang gedauert, ein halbes Jahr oder was hab ich bei der gewohnt, dann bin ich wieder nach Hause.“<sup>455</sup>

In diesem Fall fand zwar keine offizielle Adoption oder Pflege statt – und Robert Rainer hatte durch die Anstellung seiner Mutter im Caféhaus auf täglicher Basis Kontakt mit dieser – aber dennoch wurde durch seine vorübergehende Einquartierung bei der Caféhausbesitzerin die familiäre Wohnsituation zeitweilig gezielt entlastet.

War die finanzielle Situation angespannt, so machte sich dies nicht ‚nur‘ beim Wohnen, sondern auf diverse Weise bemerkbar – etwa, wenn gewisse Wünsche nicht erfüllt werden konnten oder das Geld für Ausbildungsplätze oder -materialien fehlte. So erinnert sich Maria S.:

„Ich wär so gern in eine Handelsschule gegangen! [Ich] hab mir nicht schwer getan in der Schule- aber es war nicht möglich. Da war die nächste in E. oder in O. glaub ich- es war halt nicht möglich. Außerdem haben wir auch nicht viel Geld gehabt – also es ist halt nicht gegangen.“<sup>456</sup>

Eleonore D. erzählt, dass sie zwar die gewünschte Schule – nach diskriminierenden Erfahrungen im bürokratischen Prozedere<sup>457</sup> – besuchen konnte, ihrer älteren Schwester diese

---

<sup>453</sup> Gitta R. 1\_2, Pos. 47.

<sup>454</sup> Robert R. 2\_2, Pos. 79.

<sup>455</sup> Robert R. 1\_2, Pos. 202.

<sup>456</sup> Maria S. 1\_2, Pos. 22.

<sup>457</sup> Vgl. dazu Kap. 3.8.

Möglichkeit aber aus den gleichen Gründen wie Maria S. verwehrt blieb. Auch Elisabeth F. beschreibt den finanziellen Druck, der auf der Familie lastete:

„Wir haben auch in der Hauptschule [...] zum Beispiel keine Bücher oder Hefte [bekommen] – das Geld für solche Sachen hat meine Mutter nicht gehabt! Sie hat wohl viel gehandarbeitet und so weiter, aber Schulbücher, für das hat sie kein Geld gehabt. Sie ist auch nie zu einem Elternsprechtag [gegangen]. [...] Aber zum Anziehen und so, da hat sie immer [drauf] geschaut. Sie hat viel genäht nebenbei und gestrickt,<sup>458</sup> also dass wir wirklich was haben, da hat's uns nicht gemangelt – und auch bei den Großeltern.“<sup>459</sup>

Hier lassen sich neben dem Fehlen von finanziellen Mitteln und Materialien auch weitere, indirekte Konsequenzen erkennen, wie das beschriebene Ausbleiben der Mutter bei den Elternabenden der Kinder. Eine Parallele dieses ausweichenden Handlungsmotivs lässt sich auch in den Erzählungen von Eleonore D. finden:

„Irgendwie ist mir das so eingetrichtert worden, ohne dass ich das richtig bemerkt hab: Dass wir uns mit Familien, die mehr haben, oder die einen Vater haben, nicht vergleichen können. Ich hab auch eine Freundin gehabt von einer bissl reicheren Familie, [...] und der ihr Bruder hat auch ein Aug auf mich geworfen – [die Mutter imitierend:] ‚Na, die Familie können wir nicht, um Gottes Willen-!‘ [...] Wir waren immer die Bescheidenen. [lacht]“<sup>460</sup>

Hier wird der knappe finanzielle Hintergrund zum bestimmenden, einschränkenden Moment für den Kontakt mit dem sozialen Umfeld: Aufgrund des (finanziellen, vaterlosen) familiären Hintergrundes wies die Mutter die Tochter an, sich unauffällig zu verhalten und auch ‚standesgerecht‘ bei der Partnerwahl zu orientieren. Betonte Bescheidenheit und Zurückhaltung sollten den vermeintlichen ‚Makel‘ des finanziell dürftigen Hintergrundes kaschieren – ein Plan, der funktionierte, wie Eleonore D. an anderer Stelle beschreibt.<sup>461</sup> Gitta R. findet schließlich für die finanzielle Situation der Familie in ihrer Kindheit klare Worte:

„[Die Mutter] hat ja fast kein Geld gehabt, sie hat ja mit der TBC [Tuberkulose, Anm.] nicht mehr arbeiten können in einer Klinik [mit der] Ausbildung zur Säuglingsschwester damals. Also wir waren wirklich richtig, richtig arm.“<sup>462</sup>

Einige der Interviewpartner:innen versuchten in ihrer Kindheit und Jugend auch tatkräftig, die familiären oder persönlichen Finanzen im Rahmen ihrer Möglichkeiten selbst aufzubessern. So erinnert sich Robert Rainer an die vielen kleinen Gelegenheitsarbeiten, die er seit seiner frühen Kindheit ergriff:

„[Ich bin] in der Hauptallee Tennisbälle aufklauben gegangen, [da] hab ich wieder Geld gekriegt. [lacht] [Oder] Kohlen rauftragen, solche Sachen. Oder Schneeschaufeln! Wir sind zu

---

<sup>458</sup> Ergänzung: Im Nachgespräch führte Elisabeth F. weiter aus, die Handarbeit der Mutter habe sowohl für den Eigenbedarf als auch als finanzieller Zuverdienst gedient. Freundliche Auskunft von Elisabeth F. am 22.01.2022.

<sup>459</sup> Elisabeth F. 2\_2, Pos. 71-79.

<sup>460</sup> Eleonore D. 2\_2, Pos. 47.

<sup>461</sup> Vgl. Kap. 3.8.

<sup>462</sup> Gitta R. 1\_2, Pos. 105.

den Häusern gegangen, da ist hinter der Tür die Schneeschaufel gestanden, haben dort geschaufelt, und dann sind wir zur Hausmeisterin gegangen und haben gesagt: ‚Wir haben schneegeschaufelt!‘, und dann haben wir immer ein Taschengeld gekriegt. [lacht]“<sup>463</sup>

Die beschriebenen Situationen erforderten Kreativität, Fleiß, Aufgeschlossenheit und auch eine gewisse Selbstsicherheit. Auch wenn sich durch die Hilfsarbeiten eines Kindes die finanzielle Situation einer Familie nicht grundlegend änderte, so zeigt diese Erinnerung doch gewisse Handlungsspielräume auf, die sich die Kinder selbst (unter den richtigen Rahmenbedingungen und mit ausreichend Mut) als Akteur:innen schaffen konnten.

### 3.6 Beziehung der biologischen Eltern zueinander

Die Art der Beziehung der leiblichen Eltern spielt in mehrerlei Hinsicht eine Rolle für deren Alltagserleben in der Kindheit und Jugend. Einerseits in der Mutter-Kind-Beziehung, da beispielsweise Kinder, die aus einer Vergewaltigung stammen, schwierige Entwicklungsbedingungen hatten:

„Ablehnendes, ambivalentes oder aggressives Verhalten der Mütter gegenüber ihren Kindern waren Ausdruck ihrer ambivalenten Gefühle, schließlich wurden sie durch die Existenz des Kindes an das eigene Vergewaltigungstrauma erinnert.“<sup>464</sup>

Zusätzlich wurden die Väter in diesem Kontext oft (noch mehr) tabuisiert – einerseits aus ebendiesen Gründen, andererseits, weil die Mütter oft nicht im Besitz irgendwelcher Informationen über den leiblichen Vater waren.

Anders verhielt es sich mit „Besatzungskindern“, die aus einer liebevollen Beziehung stammten: Ihre Mütter konnten bzw. können von guten Erinnerungen berichten. Sie sind oft auch im Besitz von persönlichen Erinnerungsstücken wie Briefen, Fotos oder anderen Objekten. Dies bedeutet nicht zwingend, dass die Mütter ihre Erinnerungen an diese Zeit mit ihren Kindern teilten, die Chancen standen in diesem Fall allerdings deutlich besser. Für das Alltagserleben der Kinder ist die Art der Beziehung ihrer biologischen Eltern in mehrerlei Hinsicht von Bedeutung: Neben den oben angeführten Gründen auch insofern, ob – und wenn ja, wann – sie überhaupt von ihrer wahren Herkunft erfuhren bzw. erfahren. Diese Information kann wiederum Einfluss auf die persönliche Entwicklung und die Bildung der eigenen Identität nehmen.

Die elf interviewten Personen stammen allesamt aus positiv konnotierten Beziehungen, wie es laut Stelzl-Marx bei der Mehrheit der österreichischen „Besatzungskinder“ der Fall gewesen

---

<sup>463</sup> Robert R. 1\_2, Pos. 95-99.

<sup>464</sup> S. Kaiser et al., Psychosoziale Konsequenzen des Aufwachsens als Besatzungskind in Deutschland, S. 43.

sei,<sup>465</sup> und erfuhren großteils (neun von elf) spätestens im Volksschulalter von ihrem biologischen Vater. Die Dauer dieser elf Beziehungen bewegt sich zwischen wenigen Wochen bis hin zu etwas über zwei Jahren – in einem Fall hielten die Mutter und der US-amerikanische Vater sogar auch nach dessen Abzug sporadischen Kontakt (wenn auch nicht als Paar). Mehrere Interviewpartner:innen betonen, dass der biologische Vater die „Liebe des Lebens“ der Mutter gewesen sei:

„Er ist ihre große Liebe bis jetzt. [...] 91 wird sie heuer. Sie hat mir ihn immer als groß, schlank, dunkle Haare [und] hübsch [...] [beschrieben] – er wollt sie heiraten und so weiter, er tät sie mitnehmen, er lässt sie nicht allein. [...] Das hat sie oft gesagt.“<sup>466</sup>

Heiratsversprechen tauchen immer wieder in den Erzählungen auf, in acht der elf Fälle wird berichtet, dass zumindest über eine Hochzeit gesprochen worden war. Dass die Eheschließungen der für diese Arbeit untersuchten Paare schlussendlich alle nicht (wie in manch anderen Fällen durchaus) zustande kamen, ist symptomatisch für die Beziehungsverläufe und spiegelt auch die vielen Schwierigkeiten wider, denen sich die jungen Paare stellen mussten.<sup>467</sup> Die Mutter von Brigitte Mader versuchte jahrelang, die Kontaktdaten ihres Geliebten zu erhalten, blieb damit jedoch ohne Erfolg:

„[Die Mutter] hat ihm und der Großmutter dann noch jahrelang Fotos von mir geschickt. [...] Aber da kam [irgendwann] nichts mehr [zurück]. Und einmal hat sie einen ganz [...] verzweiferten Brief geschickt, er möge ihr doch bitte ein bisschen helfen finanziell, weil sie nicht weiß, wie es weitergehen soll. Also wie ich den gelesen hab, hab ich mir gedacht: ‚Um Gottes Willen, wie verzweifelt [muss] meine Mutter gewesen sein?‘ Weil es gab ja damals keine Kinderbeihilfe oder [irgendeine] Unterstützung vom Staat, es gab *nichts!*“<sup>468</sup>

Die (meist) erfolglosen Versuche der Mütter, die Väter ausfindig zu machen, entsprechen dem typischen Muster. Dass die Gefühle für den verschwundenen Soldaten – oder auch die Projektion der Erinnerung an ihn – teilweise bis ins hohe Alter gegenwärtig blieben, wird ebenfalls im Beispiel von Brigitte Maders Mutter deutlich. Die Tochter erinnert sich, wie sie nach dem erfolgreichen Ausfindigmachen des Vaters ihrer (zu diesem Zeitpunkt weit über 80jährigen) Mutter vom diesem erzählte:

„Und dann hab ich den Computer mitgehabt und hab gesagt: ‚Schau Mama, so schaut der R. jetzt aus!‘ – ‚Was?!‘ – Auf einmal ist sie in ein Zeitfenster gekommen, wo sie alles wieder erlebt hat, wo alles wieder real geworden ist. Dann hat sie geweint. Hat gesagt: ‚Mei, der hat mir so weh getan.“<sup>469</sup>

---

<sup>465</sup> Vgl. Wunderlich, Sven, „Besatzungskinder und Wehrmachtsskinder – Auf der Suche nach Identität und Resilienz“, Militärgeschichtliche Zeitschrift, Vol. 75/H.1/2016, S. 128-133, hier: S. 128f.

<sup>466</sup> Elisabeth F., 1\_2, Pos. 48.

<sup>467</sup> Vgl. Kap. 2.2.

<sup>468</sup> Brigitte M. 1\_2, Pos. 305.

<sup>469</sup> Brigitte M. 1\_2, Pos. 105.

Andere Interviewpartner:innen vermuten wiederum nicht, dass zwischen den Eltern eine tiefe Liebesbeziehung bestand:

„Ich weiß nicht, ob's die große Liebe war, das war eher mein Ding.“<sup>470</sup>

Doris K. reflektiert in dieser Aussage sowohl ihren früheren persönlichen Wunsch bzw. die romantische Vorstellung der sich liebenden Eltern, als auch die später eintretende Erkenntnis, dass dem wohl nicht so war. Unter anderem stellte sie fest, dass der leibliche Vater nur kurze Zeit nach seinem Abzug aus Europa ein weiteres Kind in den USA gezeugt hatte.<sup>471</sup> Dass in sehr kurzem zeitlichen Abstand Halbgeschwister in den Herkunftsländern der Väter oder in den Orten der nächsten Stationierung geboren wurden, lässt sich für diese Arbeit in fünf der elf Fälle festhalten – immerhin fast der Hälfte.<sup>472</sup>

Eine offene Frage, die im Zuge dieser Arbeit nicht beantwortet werden kann, ist jene der Verständigung zwischen den leiblichen Eltern. Lediglich ein Teil der österreichischen Bevölkerung hatte in der Schule eine Fremdsprache erlernt, da diese ein Merkmal höherer Schulbildung war.<sup>473</sup> Es ist also nicht verwunderlich, wenn „Besatzungskinder“ heute rätseln, wie ihre leiblichen Eltern sich eigentlich verbal austauschten:

„[Die Mutter] hat kein Englisch können. Wie sie sich verständigt haben – ich weiß es nicht!“<sup>474</sup>

Auch Maria S., deren Eltern eine ausgesprochen glückliche Liebesbeziehung führten, kann sich die konkrete Kommunikation nur ausmalen:

„Also meine Mutter hat nicht Russisch können. [Oder] vielleicht haben die auch damals in der Schule – das weiß ich nicht, wie sie sich unterhalten haben, mit Händ' und Füß' vielleicht. [lacht]“<sup>475</sup>

Ungeachtet eventueller Sprachbarrieren verbanden die Eltern von Maria S. so starke Gefühle füreinander, dass sie planten, mit Abzug des Vaters gemeinsam in die Sowjetunion zu migrieren:

„Es war eine Liebesbeziehung! Das hat meine Mutter bis zum Schluss gesagt: ‚Ich hab nur deinen Vater geliebt.‘ Und sie wollte auch mit ihm mit! Die hatten ein Verhältnis dann so einige Monate oder ein Jahr sogar, glaub' ich. [...] Und er musste also zurück und sie wollte unbedingt mit. Sie hat sich zusammengepackt und ist mit ihm bis an die Grenze und dann hat man sie

---

<sup>470</sup> Doris K. 2\_2, Pos. 7.

<sup>471</sup> Vgl. Doris K. 1\_2, Pos. 40.

<sup>472</sup> Dieser hohe Prozentsatz wirft Fragen auf, da er nicht direkt mit der Häufigkeit der beschriebenen „großen Liebe“ der Mutter korreliert. Interessant wäre hierzu, die Perspektiven der betreffenden Väter zu untersuchen – diese werden aber im Rahmen der vorliegenden Masterarbeit unbehandelt bleiben müssen, da Forschungen diesbezüglich den zeitlichen wie organisatorischen Rahmen sprengen würden.

<sup>473</sup> Vgl. de Cillia, Rudolf/Krumm, Hans-Jürgen, Fremdsprachenunterricht in Österreich, in: Sociolinguistica, Vol. 24/H.1/2010, S. 153-169, hier: S. 154.

<sup>474</sup> L. O. 1\_2, Pos. 226.

<sup>475</sup> Maria S. 1\_2, Pos. 134.

zurückgeschickt. Also er musste dann nach Russland und sie musste wieder nach Hause. Und sie hat kein leichtes Leben gehabt!“<sup>476</sup>

Maria S.´ Mutter heiratete schließlich einen deutlich älteren Mann, um das Überleben ihrer Familie und ihren Ruf bzw. Ansehen zu sichern.<sup>477</sup> In ihrem Fall geschah allerdings nach der Hochzeit mit Maria S.´ Stiefvater etwas Bemerkenswertes:

„Da ist mein Vater zurückgekommen! Und der ist zu einer gemeinsamen Freundin, von meiner Mutter, die er gekannt hat. Die konnte Russisch, das war eine Dolmetscherin. Und die hat dann gesagt: ‚Du, lass die J. in Ruh! Sie ist verheiratet, sie ist schwanger. Misch dich da nicht ein!‘ Und von dort war dann die Spur weg. Also er wäre zurückgekommen!“<sup>478</sup>

Eine Rückkehr des Vaters nach dessen Abzug zu seiner Familie in Österreich kommt in den untersuchten elf Fällen nur ein einziges Mal vor und dürfte auch im Allgemeinen nicht allzu oft der Fall gewesen sein. Insofern wäre dieses Detail der Erzählung, insbesondere mit Blick auf den beginnenden Kalten Krieg und die strengen Bestimmungen der Roten Armee,<sup>479</sup> als außergewöhnlich einzustufen.<sup>480</sup>

Im Fall der L. O. waren die Eltern ebenfalls verliebt, auch hier war eine gemeinsame Rück- bzw. Ausreise nach Großbritannien geplant – wie in der Familie erzählt wird. Der Kontakt wurde nach der Abreise des Vaters zumindest punktuell gehalten: L. O. ist heute im Besitz einer Weihnachtskarte, die der Vater über ein Jahr nach seinem Abzug aus Österreich der Mutter und seiner (namentlich erwähnten) Tochter geschickt hatte. Innerhalb der Familie wird spekuliert, dass die Großmutter die Ausreise ihrer Tochter mit der Enkelin und dem britischen Freund verhinderte:

„[Die Großmutter] hat gehört, dass mein Vater meine Mutter mit nach England mitnehmen wollte. In der Nacht, wo er sie mitnehmen wollte, ist meine Großmutter draufgekommen, und da haben sie die Mama eingesperrt. Ob das stimmt oder nicht – möglich wäre es. Meine Großmutter [...] war eine recht resolute Frau – es könnte schon so gewesen sein.“<sup>481</sup>

In L. O.s Fall wurden die Versuche der Mutter, den Vater zu finden, von der britischen Armee vereitelt. Das offensive Verhindern der Nachforschungen und versuchten Kontaktaufnahmen der Mutter durch die jeweilige Armee wird von drei weiteren Interviewpartner:innen berichtet, so auch von Gitta R.:

---

<sup>476</sup> Maria S. 1\_2, Pos. 16.

<sup>477</sup> Vgl. Kap. 3.7 bzw. 3.8.

<sup>478</sup> Maria S. 1\_2, Pos. 22.

<sup>479</sup> Vgl. Kap. 2.2.

<sup>480</sup> Der Vater erzählte auch einmal seinem russischen Sohn von seiner Tochter in Österreich. Da er allerdings zu diesem Zeitpunkt unter Einfluss von Alkohol stand, stuft sein Sohn diese Information als nicht relevant ein. Für Maria S., die ihren Halbbruder schließlich fand, bedeutet dies viel, da der Vater sie „nicht vergessen“ habe, s. Maria S. 2\_2, Pos. 93.

<sup>481</sup> L. O. 1\_2, 240.

„Wie ich dann ins Kinderheim gekommen bin und [die Mutter] in diese Lungenheilanstalt, dort war sie zwei Jahre, [...] da wollte sie einfach, dass mein Vater irgendwie schaut auf mich. Irgendwie, wenigstens mit einer finanziellen Unterstützung! Also sie hat ja nicht gewusst, ob sie überlebt. Und da haben die britischen Behörden [...] ihr gesagt, er wär jetzt verheiratet, tät beim BBC arbeiten. [...] Das war eine unheimliche Arroganz.“<sup>482</sup>

Hier ist also nicht nur ein Zurückhalten von Informationen, sondern eine dezidierte Falschinformation von Seiten der (britischen) Armee festzustellen. Dieses und ähnliche Behandlungsmuster lassen sich in mehreren der elf untersuchten Fälle feststellen. So erzählt Robert Rainer:

„Die Amerikaner sind zu ihr [der Mutter, Anm.] gekommen und haben ihr in einer Schachtel ein paar Sachen gegeben, ein paar Habseligkeiten, und haben ihr gesagt, dass er in Korea gestorben ist, [...] im Koreakrieg. Was ich aber nachher gehört hab: Dass das den anderen Brown Babies auch gesagt [wurde]. Also das ist halt so gang und gebe gewesen.“<sup>483</sup>

Auch L. O. erinnert sich an die Erzählungen ihrer Mutter, wie ihr diese ihre erfolglosen Bemühungen beschrieb, den Kontakt zum versetzten ehemaligen Geliebten wieder herzustellen – nachdem dieser sogar von sich aus Kontakt aufgenommen hatte:

„[Die Mutter ist] mit dem Kuvert [der Weihnachtskarte] dann zu dem Dolmetscher [der brit. Armee] gegangen und hat sie versucht, nachzufragen. [...] Weil da ist ja die Adresse draufgestanden. Dann hat man ihr das Kuvert abgenommen und das hat sie nie mehr gesehen, hat nie mehr was erfahren! Das haben sie ihr einfach nicht mehr zurückgegeben.“<sup>484</sup>

Hier liegt also nicht „nur“ eine Falschinformation, sondern eine aktive Verhinderung der weiteren Suche von Seiten der britischen Armee vor.<sup>485</sup> Die gleiche Umgangsweise, in diesem Fall allerdings von französischer Seite, musste die Mutter von Elisabeth F. erleben. Sie erzählte ihrer Tochter ebenfalls, dass sie wegen der Armee keinerlei Unterlagen mehr besaß, die eine Spur zum gesuchten Vater hätten verraten können:

„Ihr ist das weggenommen worden, die Briefe und so weiter, alles was sie [von ihm] gehabt hat.“<sup>486</sup>

L. O. berichtet weiter, dass die Mutter noch diverse Male versucht hätte, über die ihr bereits aus der Zeit der Beziehung bekannten Kameraden des Vaters ihrer Tochter den Kontakt zu diesem zu erhalten oder zumindest wieder das Kuvert mit der Adresse wieder zurückzubekommen – vergeblich:

---

<sup>482</sup> Gitta R. 1\_2, Pos. 113.

<sup>483</sup> Robert R. 1\_2, Pos. 11 – auch hierbei handelte es sich um eine Falschinformation.

<sup>484</sup> L. O. 1\_2, Pos. 96-98.

<sup>485</sup> L. O. konnte ihren Vater bzw. etwaige Verwandte väterlicherseits bis heute nicht ausfindig machen.

<sup>486</sup> Elisabeth F. 1\_2, Pos. 28.

„Also er hat ja da Mitkameraden gehabt, wo sie gewohnt hat, und [...] die haben sich sehr zurückgehalten und in Schweigen gehüllt dann.“<sup>487</sup>

Auch die Beziehung der Eltern von Doris K. scheiterte schlussendlich u.a. an bürokratischen Hürden:

„Der Vater hat gesagt, er holt [die Mutter in die USA] nach. Aber er hat das Visum nicht bekommen und von selber – wie hätte sie das machen sollen? Sie hätte ja nicht das Geld gehabt, da nach [zu reisen] – und dann war anscheinend eh nimmer mehr das Thema, dass er sie nachholt.“<sup>488,489</sup>

Die meisten Paare planten nicht, gemeinsam in das Heimatland des alliierten Soldaten zu migrieren; aufgrund der Flüchtigkeit der Beziehung, fehlender Sprachkenntnisse, bürokratischer Hürden, Angst vor der Fremde, fehlendem Budget oder weil die Gefühle füreinander nachließen – die Gründe waren vielfältig. Fest steht jedoch, dass ein Großteil aller Paare gar nicht erst in diese Richtung überlegte, so auch die leiblichen Eltern von Helmut B.:

„[Die Mutter] hat [dazu] eigentlich nicht[s Konkretes gesagt]. Aus ihren Schilderungen oder Erläuterungen [...] mutmaße ich, dass sie eigentlich Angst gehabt hat, da rüber [in die USA, Anm.] zu gehen.“<sup>490</sup>

Auch bei den Eltern von Gitta R. stand eine gemeinsame Ausreise nicht zur Debatte, allerdings aus anderen Gründen als bei Helmut B.; Gitta R. beschreibt die Beziehung ihrer biologischen Eltern zwar als Liebesbeziehung, allerdings mit dem Fortschreiten der Zeit immer mehr lediglich von der Mutter ausgehend:

„Es war Liebe! Und ich bin sicher, dass das auch von beiden Seiten [so] war. Aber bei ihm war's mehr so eine Leidenschaft und bei ihr war's halt eine Liebe. Sonst hätte sie ja das Foto [des Vaters, Anm.] nicht die ganze Zeit mit sich herumgeschleppt, nicht?“<sup>491</sup>

Gitta R. erklärt sich diese asymmetrische Entwicklung in der Beziehung ihrer leiblichen Eltern folgendermaßen:

„Ich glaub wirklich, dass sie [die Mutter, Anm.] sich selbst so geringgeschätzt hat, dass sie das [Verlassenwerden] auf sich bezogen hat. [Imitierend:] Sie hätte sich nicht einlassen dürfen mit ihm, er war so schön und so charmant und sie ist mit ihm in die Oper gegangen [...] und er wär so zärtlich gewesen und so behutsam. [...] Aber dann hat sie schon gemerkt, im Laufe der Schwangerschaft, dass er halt angefangen hat, herumzudrucksen. [...] Und natürlich ist sie dann wieder mit dem E. [dem späteren Stiefvater, Anm.] zusammengekommen, weil da hing sie ja in der Luft. Also eigentlich muss es ihr scheußlich gegangen sein. Mir wär lieber gewesen, sie hätte den P. [den leiblichen Vater, Anm.] angeschrien und [...] ihn ableart [angebrüllt, angeheult,

---

<sup>487</sup> L. O. 1\_2, Pos. 232.

<sup>488</sup> Doris K. 2\_2, Pos. 47.

<sup>489</sup> Zu den Heiratsversuchen österreichischer Frauen und Schwarzer GIs vgl. Wahl/Rohrbach/Adler, SchwarzÖsterreich, S. 21-35; bzw. Kap. 2.2.

<sup>490</sup> Helmut B. 2\_2, Pos. 21.

<sup>491</sup> Gitta R. 1\_2, 179.



Anm.): ‚Wo ist deine Verantwortung, ich hab das Kind nicht allein gemacht!‘ Das hätt ich mir so sehr gewünscht! Aber das war sie nicht.“<sup>492</sup>

Das oben angesprochene Foto erhielt Gitta R. von ihrer Mutter, als sie zehn Jahre alt war, zusammen mit den Informationen über ihren wahren Vater. Auch dieser Vater wurde wegen diverser Hindernisse erst Dekaden später ausfindig gemacht – er war allerdings bereits einige Jahre zuvor verstorben.

Die Gründe für das Zerbrechen der Beziehungen vor dem Abzug der Väter waren vielfältig – die Eltern waren jung, die Nachkriegszeit und die internationale Situation bzw. der aufkommende Kalte Krieg erschwerten das Kontakthalten ebenfalls, genauso wie diverse Vorurteile der Gesellschaft und Familie, die Bestimmungen der Armeen und Länder und teilweise auch die Angst vor dem Unbekannten. Helmut B.s Eltern waren ebenfalls in einer Beziehung, allerdings wollte die Mutter nicht mit in die Vereinigten Staaten, als der Vater wieder zurückbeordert wurde. Helmut B. berichtet, dass seine Mutter sich später in den Gesprächen über den Vater nicht allzu positiv geäußert hätte:

„Sie hat eher abfällig über ihren...Liebhaber, sagen wir so einmal, gesprochen, dass er ein Schuft war.“<sup>493</sup>

Helmut B. erinnert sich, dass die Mutter erzählte, alle Fotos, die sie aus der gemeinsamen Zeit besessen hatte, vernichtet zu haben:

„Ich hab meine Mutter mal angesprochen und da hat sie mir gesagt, sie hat diese [gemeinsamen] Fotos [aus dem Album, Anm.] herausgetan, weggeschmissen. Auch die ganze Korrespondenz, die sie mit meinem biologischen Vater gehabt hat, das ist alles weggeworfen worden. Zerrissen und verbrannt.“<sup>494</sup>

Das wortwörtliche Auslöschen aller Erinnerungsobjekte, die auf die gemeinsame Zeit verweisen, stellt einen deutlichen Bruch der Mutter mit der Vergangenheit dar. Helmut B. sah seine leiblichen Eltern erst gemeinsam als Paar auf einem Foto abgebildet, als er mit über 50 Jahren seine Verwandten väterlicherseits in den USA fand – auch in seinem Fall war der Vater zu diesem Zeitpunkt bereits verstorben.

Die Eltern der elf interviewten „Besatzungskinder“ lernten sich an unterschiedlichen Orten und Situationen kennen und in manchen Fällen auch lieben. Ihre Beziehungen waren verschiedener Art, aber durchwegs positiver (bzw. nicht negativer) Natur – soweit ihre Kinder heute davon berichten können.

---

<sup>492</sup> Gitta R. 1\_2, Pos. 181.

<sup>493</sup> Helmut B. 1\_2, Pos. 66.

<sup>494</sup> Helmut B. 1\_2, Pos. 60-62.

### 3.7 Familiäre Situation

Wie bereits angesprochen,<sup>495</sup> konnte die Familie eine große Unterstützung für die ledige Mutter eines „Besatzungskindes“ darstellen, indem sie ihr finanziell aushalf oder – der häufigere Fall – die Kinderbetreuung übernahm bzw. die Mutter und das Kind bei dessen Großeltern wohnen konnten. Fünf der elf interviewten Personen erlebten daher ihre Kindheit und Jugend in einem Haushalt von mindestens drei Generationen, weitere vier lebten zumindest über einige Jahre bei ihren Großeltern. In acht von elf Fällen heiratete die Mutter einen anderen Mann, lediglich eine Mutter wohnte mit ihren Kindern allein – sie finanzierte sich u.a. über Untervermietung und Handarbeiten.<sup>496</sup>

Durch diese Präsenz und Relevanz des familiären Netzwerks ist es lohnend, sich die Erinnerungen an das Familiengefüge und den sozialen Umgang näher anzusehen.

Eine große Rolle nahmen die Eltern der Mutter des Kindes ein, insbesondere, wenn ihre Tochter die Volljährigkeit (damals 21 Jahre) noch nicht erreicht hatte. Dies betraf drei der elf untersuchten Fälle. Nicht nur in den Augen der Gesellschaft, auch in denen der engsten Familienmitglieder wurde den Müttern immer wieder vorgeworfen, sie hätten sich mit der Beziehung zu einem Besatzungssoldaten bzw. einem unehelichen Kind einen moralischen Fehltritt geleistet. So beschreibt etwa Dolly W. ihre Eindrücke über die Beziehung ihrer Großeltern zu ihrem Enkelkind folgendermaßen:

„Die Beziehung war ambivalent, weil ich war ja die lebende Schande. Also etwas, was in ihre Welt insofern nicht hineingepasst hat, weil ein uneheliches Kind ist ja zu dieser Zeit eine Schande. Und jetzt hat die Tochter ein uneheliches Kind, einen sichtbaren Beweis für ihr Fehlverhalten. [...] Also das war auch alles nicht verbalisiert, ja? Das schwingt so [mit]. Man liebt mich wohl, aber irgendwie bin ich eine Schande. [...] Anders als mit Ambivalenz kann ich's nicht beschreiben.“<sup>497</sup>

Die von Dolly W. angesprochene Ambivalenz in der Beziehung der Großeltern mütterlicherseits zu ihrem Enkelkind wurde oft auch geprägt von den in den Kriegsjahren gemachten Erfahrungen mit der Besatzungsmacht, der der leibliche Vater angehörte.<sup>498</sup> Die vier alliierten Mächte waren im Krieg „der Feind“ gewesen – wenn auch im kollektiven Bewusstsein mit unterschiedlichen Abstufungen –,<sup>499</sup> oft hatten die Großväter, Stiefväter oder Onkel der Kinder an der Front in einem der zwei Weltkriege persönliche traumatische Erfahrungen gemacht. Diese Traumata und der über Jahre indoktrinierte Hass, teilweise in Kombination mit

---

<sup>495</sup> Vgl. Kap. 3.5.

<sup>496</sup> Vgl. Kap. 3.5.

<sup>497</sup> Dolly W. 2\_2, Pos. 41-44.

<sup>498</sup> Vgl. Kap. 2.2.

<sup>499</sup> Vgl. Kap. 2.2.

persönlichen Verlusten, gestalteten oft innerfamiliäre schwierige (Start-)Bedingungen für die Kinder:

„Die [Eltern] sind miteinander gegangen, wie man so schön gesagt hat, zwei, drei Jahre lang. Das war natürlich nicht so einfach für meinen Großvater, weil der einzige Sohn, den [meine Großeltern] hatten, ist in französischer Kriegsgefangenschaft gestorben! Mit 22 Jahren, 1944. [...] Und dann kommt meine Mutter mit einem Franzosen daher und ist von ihm schwanger! Mein Großvater hat mich das erste Jahr, als ich [noch ein] Baby war, gar nicht angeschaut! [...] Der hat nicht damit umgehen können, gar nicht. Später dann war ich natürlich sein absoluter Liebling.“<sup>500</sup>

In dieser Erzählung findet sich die Manifestation des Tabus, indem der Großvater sein Enkelkind laut tradiertem Familienwissen aus oben genannten Gründen buchstäblich keines Blickes würdigte.

In einem anderen Fall wird berichtet, dass die Großmutter für ihre Tochter bis zur Geburt ihres Enkelkinds auf einen anderen Verlauf der Schwangerschaft gehofft hatte:

„[Die Mutter] hat erzählt, wie ich auf die Welt gekommen bin, [...] hab ich meinen ersten Schrei gemacht und ihre Mutter war dort und hat gesagt: ‚Ach J., na, die stirbt nicht!‘ Also sie haben bis zum Schluss irgendwie gehofft, dass das Kind halt doch – also das irgendwie wegwischen wollen. Und das hat mich irrsinnig getroffen! [...] Heute – ich kenn die Landbevölkerung, ich werd‘ auch älter, ich seh‘ das [...] und ich versteh das heute schon, wie sie das gemeint hat. Die Großmutter soll mich dann sehr geliebt haben. Also eben bis [ich ein Jahr alt war], dann ist sie ja gestorben. Aber die Aussage hätt's nicht sagen sollen, meine Mutter. Ich hab dann diese Großmutter nie wollen.“<sup>501</sup>

Das geäußerte Unbehagen und die distanzierte Positionierung zur (unbekannten) Großmutter, die bis ins Erwachsenenalter anhält, unterstreichen diese familiären Spannungsfelder.

In anderen Fällen wurden die Großeltern wiederum zu den engsten Bezugspersonen – teilweise verschwammen auch die generationellen Grenzen:

„Zu Oma und Opa hab ich Vater und Mama gesagt. Wenn ich bei meinem Opa war [...] und wer gekommen ist – er war ja Schneidermeister – hab ich geschrien: ‚Vater!‘ Und [der Kunde] hat gesagt: ‚Ah, ist das dein Vater?‘ Und ich hab gesagt: ‚Na, das ist mein Opa!‘ [lacht] Das weiß ich noch, an meinem Opa bin ich schon immer sehr geblieben.“<sup>502</sup>

Teilweise übernahmen auch die leiblichen Großeltern der Halbgeschwister, also die Eltern des Stiefvaters bzw. des neuen Partners der Mutter, für die „Besatzungskinder“ die Rolle der Großeltern. Auch hier konnten sehr enge Beziehungen entstehen:

„Ich habe den Opa geliebt! [...] Meine Sozialoma, also die Oma meiner Schwester, und der Opa meiner Schwester – die waren getrennt – die haben mich das nie spüren lassen, dass ich nicht ihr leibliches Enkelkind bin. Nie!“<sup>503</sup>

---

<sup>500</sup> Brigitte M. 2\_2, Pos. 86.

<sup>501</sup> Maria S. 1\_2, Pos. 34.

<sup>502</sup> Doris K. 2\_2, Pos. 75.

<sup>503</sup> Gitta R. 1\_2, Pos. 107.

Eine der elf Interviewpartner:innen berichtet, dass die Eltern ihrer Mutter für sie sogar die Elternrolle übernahmen:

„Wobei ich sagen würde, dass ich von meiner Großmutter erzogen wurde und nicht von meiner Mutter. Weil, meine Mutter hat mich als lästig empfunden. Ich versteh's, also [eine] 17-, 18-, 19jährige, das kleine Kind – ich versteh' das vollkommen. Sie war [damit] beschäftigt sich die ganzen Vormittage zu schminken. [...] Na, Langeweile. Und dann hat's geheißen, wenn ich gesagt hab: ‚Spiel mit mir!‘, kam dann immer die Meldung: ‚Na, ich hab keine Zeit!‘, was ich dann nicht verstanden hab.“<sup>504</sup>

Dolly W.s Mutter ist zum Zeitpunkt der Geburt lediglich 17 Jahre alt – ihre Jugend dürfte ebenso wie die ihrer Eltern hier durchaus eine Rolle gespielt haben, genauso wie eine gewisse finanzielle Sicherheit und die Tatsache, dass die Großeltern die Rolle der Erziehungsberechtigten wohl bereitwillig übernahmen. Daraus ergab sich allerdings ein eher distanzierteres Verhältnis zur leiblichen Mutter, die wiederum eher die Rolle der Schwester im Familiengefüge einnahm, wie Dolly W. beschreibt:

„Meine Mutter hat mich eher als jüngere Schwester betrachtet, die ihr die Gunst der Eltern streitig macht. Weil sie war das verwöhnte Einzelkind, das dann vom Thron gestoßen wurde, durch meine Ankunft. [...] Der Kontakt mit meiner Mutter war also immer [...] sehr distanziert, weil ich die Erfahrung gemacht habe, dass sie nicht fähig war, mich zu lieben. Sie konnte es nicht. Das muss man auch zur Kenntnis nehmen, dass es halt so war. Aus.“<sup>505</sup>

Eine weitere episodische Erinnerung an eine Szene, in der ihre leiblichen Eltern mit ihr als Kleinkind einen Ausflug unternehmen wollten, unterstreicht dieses Gefühl:

„Wir sind mit dem Jeep weggefahren, durch einen Bezirk gekurvt und ich wollte wieder zurück, unbedingt! Also mir war das unheimlich, von meiner Großmutter getrennt zu werden. Ich war unsicher, habe mich entführt gefühlt, nur mit meinem Vater und meiner Mutter unterwegs zu sein. Die Großmutter war sozusagen immer das Schutzschild, die Bezugsperson.“<sup>506</sup>

Die hier erwähnte Furcht und die Unsicherheit des kleinen Kindes in Bezug auf die leiblichen Eltern und das beschriebene dringende Verlangen, möglichst schnell wieder zur Großmutter zu kommen, lassen auf die sehr enge Beziehung zwischen Enkelkind und Großeltern schließen – und auch auf die distanzierte Beziehung zur leiblichen Mutter. Diese familiäre Konstellation bzw. die enge Verbindung zu den Großeltern sollte ein Leben lang so erhalten bleiben. Im Erwachsenenalter beschloss Dolly W. schließlich, den gefühlten und gelebten Sachverhalt auch juristisch zu untermauern:

„Als ich schon verheiratet [war], hab [ich] gesagt: ‚Ihr seid immer für mich da [gewesen] – da möchte ich endlich auch rechtlich zu euch gehören!‘ Das war also ein ganz intensiver Wunsch von mir. Und da haben mich dann die Großeltern adoptiert, da war ich schon 23 [Jahre alt] und

---

<sup>504</sup> Dolly W. 2\_2, Pos. 29.

<sup>505</sup> Dolly W. 1\_2, Pos. 76-78.

<sup>506</sup> Dolly W. 1\_2, Pos. 6.

verheiratet. Aber das war mir so ein inneres Bedürfnis, dass das, was ich eigentlich erlebt hab, dass die beiden sich immer wie Eltern zu mir verhalten haben, dass das legalisiert wird.“<sup>507</sup>

Auch hier lässt sich die enorme Bedeutung der Großeltern bzw. Wahleltern erkennen, die angesprochene Adoption bildete die erlebte Familienkonstellation ‚nur noch‘ schwarz auf weiß und amtlich ab – womit ein großer Wunsch von Dolly W. in Erfüllung ging. Dies kann auch als Akt der Selbstermächtigung gelesen werden: Über normative zeitgenössische Vorstellungen hinweg wurde die erlebte Realität aktiv auch zur amtlichen Realität gemacht – und im Zuge dessen wieder das zeitgenössische Ideal erfüllt.

Eine weitere wichtige Figur im Familiengefüge und Alltag der „Besatzungskinder“ war neben den Eltern der Mutter (ggf.) ihr neuer Partner bzw. im Fall einer Eheschließung der Stiefvater (und dessen Familie). Hier gibt es ebenfalls eine Bandbreite unterschiedlicher Umgangs- und Beziehungsformen, die im Folgenden skizziert wird. Wie oben beschrieben konnten auch in dieser Konstellation die durchlebten, oft unverarbeiteten traumatischen Kriegserfahrungen zwischenmenschliche Nähe einschränken oder verhindern:

„Der [spätere] Lebenspartner meiner Mutter hat die Briten gehasst. Aber nicht, weil er ein Nazi war. [...] Er hat erlebt, wie die britischen Bomber auf die Zivilbevölkerung, die in Liebenau und vor allem in Puntigam am Feld gearbeitet hat, geschossen haben. [...] Da war halt der Hass riesengroß. Und da er das miterlebt hat und da Bekannte in der Familie dabei getötet wurden, hat der eine Wut gehabt, und war dann ständig mit mir als dieser Engländerbankert konfrontiert. Und ich hab oft nicht verstanden, warum er so giftig ist. Da ist man als Kind zutiefst verunsichert, weil man nicht weiß: ‚Warum schaut mich der immer so giftig an? Warum macht der so komische Bemerkungen? Warum streiten sich meine Mutter und er?‘ Das war seltsam, ja.“<sup>508</sup>

Die angesprochenen Ambivalenzen äußerten sich in diesem Fall nicht unbedingt in direkten verbalen Angriffen, wie Gitta R. berichtet. Vielmehr seien es Anmerkungen, Blicke und Erlebnisse zwischen den Zeilen gewesen, wie an anderer Stelle weiter ausgeführt wird:

„Er hat nie zu mir gesagt: ‚Du Engländertrutschen!‘, oder so irgendwas. Aber wenn er auf die Engländer geschimpft hat, und da gab's ja viele Sachen, wo man auf die Engländer schimpfen konnte, da hat er mich dann immer wirklich böse angeschaut. Ich war nicht die Tochter meiner Mutter, sondern ich war dieser Engländerbankert.“<sup>509</sup>

In dieser Beschreibung wird deutlich, dass der Stiefvater nicht in der Lage war, sein Stiefkind losgelöst von dessen ihm völlig unbekanntem Vater zu betrachten.

Der familiäre Umgangston gestaltet sich auch durch die Familie des Stiefvaters bzw. insbesondere dessen Eltern. So beschreiben mehrere Interviewpartner:innen, dass sie als Kind verspürten, von den (teilweise vermeintlich leiblichen) Großeltern benachteiligt zu werden:

---

<sup>507</sup> Dolly W. 2\_2, Pos. 51.

<sup>508</sup> Gitta R. 1\_2, Pos. 3-7.

<sup>509</sup> Gitta R. 2\_2, Pos. 143.

„Ich war [bei den Eltern des vermeintlichen Vaters, Anm.] nicht das geliebte Enkelkind. Ich hab da auch immer eher um Zuneigung ein bisschen gekämpft oder wollte da auch ein bisschen dabei sein. Aber [...] das Spüren, wenn dann drei andere Enkelkinder kommen – das war einfach klar, dass die anderen ein anderes Standing hatten als ich. Und das konnte ich mir so richtig aber nicht erklären, aber [es] war immer so gepolt gewesen, naja, ist halt so. Also [hab ich es] halt so hingenommen. [lacht]<sup>510</sup>

Ute Baur-Timmerbrink fand erst mit über 50 Jahren heraus, dass ihr Vater nicht ihr leiblicher Vater war – das diffuse Gefühl, anders behandelt zu werden als ihre Cousins und Cousinen, verspürte sie aber während ihrer gesamten Kindheit und Jugend, wie sie erzählt. Auch Brigitte Mader, die allerdings als Kind bereits über ihre leibliche Herkunft Bescheid wusste, erinnert sich an erfahrene Ungleichbehandlung bzw. Benachteiligung von Seiten der Familie ihres Stiefvaters – trotz der Bemühungen ihrer Mutter, einen gesellschaftlich anerkannten, ‚tadellosen‘ Lebensstil zu verfolgen:

„Sie [die Mutter] war wirklich [immer] berufstätig, sie war sehr engagiert, hat sich total übernommen und [sich] überfordert. Das ist auch glaub ich die Folge davon, dass sie allen zeigen wollte, dass [ihr] Mann schon die richtige Frau hat. Weil er hat sich eine Frau genommen mit einem ledigen Kind von einem Besatzungssoldaten, also das war keine große Errungenschaft. [Meine Mutter und ich sind von der Familie meines Stiefvaters] sehr ausgegrenzt worden. Also [meine] Großmutter – allein die Geschenke und alles! Die [leiblichen Enkelkinder] haben was [Nettes] gekriegt, ich wurde da immer sehr benachteiligt! Gar kein richtiges Enkelkind. [...] Ich glaub, dass sie [die Mutter, Anm.] sich da sehr bemüht hat, alles richtig zu machen und viel zu arbeiten.“<sup>511</sup>

Obwohl die Mutter in diesem Fall also versuchte, es ihrem Ehemann und ihren Schwiegereltern durch ein Übermaß an Arbeit und Fleiß stets recht zu machen und damit ihr Ansehen, das durch die Beziehung mit einem Besatzungssoldaten innerhalb des Tiroler Bergdorfes ramponiert worden war, wieder herzustellen, wurden diese Anstrengungen laut Brigitte Mader nicht oder nur bedingt goutiert. Sie erzählt, von ihrem Stiefvater und ihrer Mutter anders behandelt worden zu sein als ihre Halbgeschwister.

In anderen Fällen war für den Stiefvater weniger der nationale Hintergrund des leiblichen Vaters des Kindes das Problem als vielmehr die schlichte Tatsache, dass in der eigenen Abwesenheit die Partnerin mit einem anderen Mann (unabhängig von dessen Nationalität) geschlafen hatte. So ordnet Ute Baur-Timmerbrink die anfänglichen Schwierigkeiten mit ihrem nur vermeintlich leiblichen Vater ein, als dieser aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft zurückkehrte:

„Mein Vater hat in den ersten Jahren ein Riesenproblem mit mir gehabt, denke ich. Mit diesem Kind plötzlich. Und dann von einem anderen Mann. [...] Da hat der sich ganz schwer damit getan. Aber nachher, als ich größer war, wurde das Verhältnis [besser], ich hab einfach auch

---

<sup>510</sup> Ute BT 2\_2, Pos. 39.

<sup>511</sup> Brigitte M. 2\_2, Pos. 72.

viel mehr zu ihm hin tendiert, weil er der Ruhige war, der Intelligente, der Fragen [zu beantworten] wusste, wenn ich gefragt habe.“<sup>512</sup>

Diese Beziehung zum Stiefvater entwickelte sich dann also durchaus positiv. Auch anderen „Besatzungskindern“ ist es ein Anliegen, zu unterstreichen, dass die Beziehung zu ihrem nicht-leiblichen Vater besser nicht hätte sein können. Im Fall von Ute Baur-Timmerbrink werden auch die verbalen Grenzen aufgehoben: So ist nicht vom „Stiefvater“, sondern vom „Vater“ die Rede. Auch Maria S. betont zum Ende des zweiten Interviews:

„Das ist halt für mich wichtig: [...] Dass der Adoptivvater [...] sehr gut war und dass das für uns ideal war, für meine Mutter und für mich, in unserer Situation.“<sup>513</sup>

In diesem Fall war die Eheschließung zwischen der Mutter und ihrem neuen Mann anfangs eher praktischer Natur: Sie stand mit einem jüngeren Bruder und einem ledigen Kind nach dem Tod beider Eltern vor der Herausforderung, gleich zwei bzw. drei Menschen zu ernähren. Er war über zwanzig Jahre älter, verfügte über eine gesicherte Anstellung und zog einen Fuß nach – wodurch er im burgenländischen Dorf bis zu diesem Zeitpunkt keine Partnerin gefunden hatte. Maria S. betont wiederholt, dass er seine Rolle gewissenhaft und liebevoll erfüllt habe und insofern „die ganze Familie aufgefangen habe“.<sup>514</sup> Und auch Helmut B. weist mehrfach darauf hin, dass sein nicht-leiblicher Vater laut geltendem Recht und auch auf emotionaler Ebene sein Vater war:

„Mein Adoptivvater hat meine Mutter 1952 geheiratet und dadurch hab ich den Namen B. automatisch angenommen. Und ich hab in den ganzen Jahren meines Erwachsenwerdens keinerlei Nachteile oder Vorteile verspürt, dass ich von wem anderen abstamme.“<sup>515</sup>

Der Hintergrund als „Besatzungskind“ habe hier also keine Rolle gespielt. Vielmehr seien für den innerfamiliären Umgang andere Faktoren, wie die Reihenfolge der Geburten, wichtig gewesen, wie Helmut B. im weiteren Verlauf des Interviews schildert:

„Ich hatte absolut nicht das Gefühl, anders von meinem Stiefvater behandelt worden zu sein! Zumindest ist es mir nie aufgefallen. Ich hab das ‚Leid‘ des Erstgeborenen gehabt. Alles, was ich in meiner Jugend ‚verbrochen‘ habe, da ist bei meinem zweiten Bruder gelegentlich darüber hinweggesehen worden, sagen wir so. [lacht] [...] Ich hab auf meine Brüder aufpassen müssen, wenn die Eltern fortgegangen sind [...] und bin dann natürlich dementsprechend gerügt oder gelobt worden. Aber ansonsten keine [...] Unannehmlichkeiten.“<sup>516</sup>

Auch L. O. berichtet, dass ihr Stiefvater sie stets wie seine leiblichen Kinder behandelt habe:

„Mein Stiefvater, der hat mich das auch nie anmerken lassen, im Gegenteil, der war sehr nett. Er hat mir auch hin und wieder Geld gegeben, weil ich hab ja nichts gehabt im Internat. Aber

---

<sup>512</sup> Ute BT 1\_2, Pos. 69.

<sup>513</sup> Maria S. 2\_2, Pos. 93.

<sup>514</sup> Maria S. 1\_2, Pos. 266.

<sup>515</sup> Helmut B. 1\_2, Pos. 16.

<sup>516</sup> Helmut B. 1\_2, Pos. 36.

ich hab weiterhin nie was gespürt. Und meine Geschwister haben das überhaupt nie angesprochen, also zur damaligen Zeit. Angesprochen hab das dann ich.“<sup>517</sup>

In drei von acht Fällen gestaltete sich diese Beziehung zum Stiefvater allerdings nicht positiv, die betreffenden Männer werden vielmehr als gewalttätig beschrieben. In manchen Fällen konnte solches Verhalten durch andere Familienmitglieder abgefedert werden, so erinnert sich Doris K. an das Einschreiten ihres Großvaters bei einer auferlegten Strafe ihres Stiefvaters:

„Einmal haben [mein Bruder] und ich, ich weiß jetzt nicht mehr wegen was, in der Ecke knien müssen. Und da ist mein Opa reingekommen und der hat gesagt: ‚Was [...] ist denn da los?‘, und der hat ihn [den Stiefvater, Anm.] dann aber total zusammengeschissen.“<sup>518</sup>

Doris K. vermutet, dass ihre Mutter als Alleinerzieherin von zwei kleinen Kindern die Ehe mit dem Stiefvater primär aus pragmatischen Gründen einging:

„Der [Vater] hat nicht viel Zeit [bis zu seiner nächsten Beziehung in den USA, Anm.] verstreichen lassen und das hat die Mutti gewusst. [...] Sie hat dann geheiratet, aber das war noch nicht der Vater von meinem Bruder. [...] Aber ich kann mich noch erinnern, mit dem war sie nicht lang verheiratet. Ein kompletter Alkoholiker. [...] Die wollt halt einfach nur, dass sie nicht alleinig ist, glaub ich.“<sup>519</sup>

In anderen Fällen, insbesondere, wenn der Stiefvater nicht nur den Kindern, sondern auch seiner Partnerin gegenüber gewalttätig war und keine Großeltern im Haushalt anwesend waren, eskalierte die Situation teilweise und konnte auch in massiven physischen Übergriffen des Stiefvaters gegenüber seiner Familie münden. So erinnert sich Elisabeth F. an ihre große Angst vor dem Stiefvater und seinen Gewaltausbrüchen:

„Ich und mein Halbbruder, wir haben irrsinnig Angst vor ihm gehabt! Er hatte eine Kriegsverletzung<sup>520</sup> am Kopf und ich vermute, dass das vielleicht mit ausschlaggebend war. Er hat die Mutter [öfters] geschlagen und mein Bruder und ich, wir sind am Ottoman [...] gesessen – wir haben uns nicht bewegt oder laut geschrien oder greart [geweint, Anm.]! Wir haben uns das nicht getraut, wir waren geschockt. Und da hat er sie vom ersten Stock von der Küche raus, über die Stiege runter ins Erdgeschoss, also geschlagen. Dementsprechend hat sie geschrien, dann ist sie wieder ins Spital gekommen [...].“<sup>521</sup>

Auch Brigitte Mader beschreibt Szenen des physischen Gewalteinsatzes des Stiefvaters, allerdings nicht ihrer Mutter, sondern ihr selbst gegenüber:

„[Der Vater war] Oberhaupt der Familie. Wenn der Vater gesagt hat: ‚So ist es!‘, dann hat das so zu sein und da gibt's keine Widerrede und sonst gibt's [was], mit allem, was zur Verfügung stand! Ich hab Blutergüsse gehabt am ganzen Körper, ich hab ausgeschaut – fürchterlich! Heut würde man die Leut' einsperren, damals war das ‚normal‘! [...] Wir haben [schon früh] so

---

<sup>517</sup> L. O. 1\_2, Pos. 86.

<sup>518</sup> Doris K. 2\_2, Pos. 186-190.

<sup>519</sup> Doris K. 2\_2, Pos. 55-57.

<sup>520</sup> Korrektur: Im Nachgespräch verwies Elisabeth F. darauf, dass sie in der Zwischenzeit die Information erhalten hatte, der Stiefvater hätte nicht an einer Kriegsverletzung, sondern an einem Tumor gelitten. Freundlicher Hinweis von Elisabeth F. am 20.01.2022.

<sup>521</sup> Elisabeth F. 1\_2, Pos. 40.



Gästezimmer gehabt. Dann hab ich halt fürchterlich geweint und den Leuten [meine blauen Flecken] gezeigt, dann haben sie gesagt: ‚Wirst schon nicht gefolgt haben!‘<sup>522</sup>

Brigitte Mader spricht in dieser Sequenz nicht nur die gewaltsamen Handlungen des Stiefvaters, sondern auch einerseits die patriarchalen Familienstrukturen sowie andererseits die gesellschaftliche Akzeptanz von elterlicher Gewalt gegenüber ihren Kindern an. Die erwähnten anderen Akteur:innen der Szene, freilich lediglich in der distanzierten Rolle der Gäste, sahen in diesem Verhalten nichts Besonderes und auch keine Straftat – und das, obwohl ihnen das Kind die Spuren der physischen Gewaltakte am eigenen Körper präsentierte.

Neben den Formen von physischer Gewalt lassen sich auch Akte von psychischer Gewalt finden. So berichtet zum Beispiel Brigitte Mader von Aussagen ihrer Mutter und ihres Stiefvaters, die sie als Kind abwerteten:

„Ich hab das schon gemerkt, dass da großes kreatives Talent da ist, aber ich durfte nichts machen, was ich machen wollte. Sie haben immer gesagt: ‚Für dich geben wir kein Geld aus!‘<sup>523,524</sup>

In der beschriebenen Szene lässt sich also ein aktives Nicht-Wertschätzen und verbales Herabwürdigen des Kindes von Seiten der Mutter und des Stiefvaters feststellen.<sup>525</sup>

In wieder anderen Erzählungen ist der Stiefvater zwar eine (mehr oder weniger) anwesende Figur – aber keine enge Bezugsperson. So beschreibt Robert Rainer:

„Ich hab da keine Beziehung gehabt zu meiner Mutter und auch zum R. [dem Stiefvater, Anm.] erst viel später eine Beziehung gehabt. [...] [Ich hab ihn schon mögen,] aber ich hab nie zu ihm Papa gesagt! [...] Vorher hat meine Mutter einen Freund gehabt und der [wollte immer], dass wir zu ihm Papa sagen, hat gesagt: ‚Du kriegst 20 Schilling, wenns'd zu mir Papa sagst.‘ Mein Bruder, der hat kassiert, aber ich hab nie zu wem Papa gesagt. Zu ihren Freunden nicht und zu ihm auch nicht. Das ist so geblieben bis zum Schluss.“<sup>526,527</sup>

Die Figur und Rolle des Stiefvaters weisen also, wie auch die meisten anderen Faktoren, eine gewisse Ambivalenz auf. Abhängig von der Beziehung des Stiefvaters zur Mutter des Kindes, dessen Einstellung gegenüber dem Kind, dessen persönlichen Erfahrungen im Krieg bzw. seinem Umgang und seiner Verarbeitung dieser und nicht zuletzt auch der simplen

---

<sup>522</sup> Brigitte M. 1\_2, Pos. 347.

<sup>523</sup> Im Nachgespräch ergänzte Brigitte Mader, dass ihrer Mutter und ihrem Stiefvater sehr daran gelegen war, dass sie bereits in sehr jungen Jahren ständig arbeitete, dies habe sie als Kind oft zu hören bekommen. Freundliche Auskunft von Brigitte Mader am 01.02.2022.

<sup>524</sup> Brigitte M. 1\_2, Pos. 45.

<sup>525</sup> Zum Framen des Kindes als „Last“ – in Erklärungen ebendiesem Kind gegenüber – vgl. Kap. 3.1.

<sup>526</sup> Robert R. 2\_2, Pos. 53-55.

<sup>527</sup> In dieser Beschreibung einer betont lockeren Beziehung zu den erwachsenen Familienmitgliedern dürfte allerdings eher von der Beziehung ab der Jugendzeit als von jener in der Kindheit die Rede sein, da Kinder naturgemäß bis zu einem gewissen Alter von ihren Bezugspersonen abhängig sind.

zwischenmenschlichen Beziehung, war das Verhältnis zwischen Kind und Stiefvater innerhalb eines breiten Spektrums angesiedelt.

Unabhängig von der Art der erlebten Erfahrungen innerhalb der anwesenden Familien erinnern sich mehrere Interviewpartner:innen, sich als Kind über den abwesenden Vater regelmäßig Gedanken gemacht zu haben. So werden immer wieder Idealisierungen des leiblichen Vaters geschildert:

„Wie soll ich sagen? [Der Vater] hat für mich einen Glorienschein gehabt.“<sup>528</sup>

Gitta R., die gegen Ende ihrer Volksschulzeit von ihrem leiblichen Vater erfuhr, und dieses Erlebnis als sehr einschneidend beschreibt,<sup>529</sup> resümiert ebenfalls:

„Ich hab zwar ein bisschen rebelliert und protestiert, aber ich hab gesehen, ich hab keine Chance [weitere Informationen zu erhalten, Anm.]. Und dann hab ich mich halt damit zufrieden gegeben, dass ich einen Namen und ein Foto von ihm gehabt hab. Ich fand ihn sehr fesch [...] und irgendwie kam er mir so lässig vor. [...] Ich hab angefangen, mir einen Fantasievater auszumalen – das war praktisch insofern, als dass ich mir den ausmalen konnte, wie ich wollte, wie ich ihn gebraucht habe, diesen Phantomvater.“<sup>530</sup>

Vom Vorstellen eines Fantasievaters berichtet nicht nur Gitta R., auch L. O. erinnert sich:

„Ich hab [...] mir halt mein eigenes Bild zurecht gelegt, über meinen Vater. Fantasie hab ich immer schon eine gewaltige gehabt. Ich hab mir vorgestellt, er ist in England und lebt in einem Schloss. [lacht]“<sup>531</sup>

Oft wird auch beschrieben, dass die Abwesenheit des (leiblichen) Vaters insbesondere dann stark auffiel, wenn die anderen Kinder von ihren Vätern Aufmerksamkeiten erhielten:

„Ich habe mir als Kind oft im Stillen gedacht, wenn meine Schwester, die ein eheliches Kind ist, was zum Geburtstag gekriegt hat von ihrem Vater, dann war ich immer – heut sagt man eifersüchtig. [...] Da hab ich mir oft gedacht: ‚Warum kriegt ich von meinem Vater nix? Und warum kommt zu Weihnachten nichts, warum schreibt er nicht zum Geburtstag?‘ Das hab ich mir als Kind alles gedacht. Gedacht! Ich hab das nie ausgesprochen.“<sup>532</sup>

In anderen Fällen wurde zumindest ein partielles Identifikationsangebot mit dem leiblichen Vater (bzw. dessen Herkunftsland) von der Mutter oder den Großeltern angeboten, z.B. durch das Vermitteln der betreffenden Sprache:

„Ich hab in meiner Kindheit ein Russischbuch gehabt, [...] das ist von meiner Mutter ein uraltes Russischlehrbuch, und da hab ich schon zu lesen [gelernt]. Die Buchstaben hab ich gelernt und die ersten drei Kapitel hab ich lesen können. Also so ganz einfach, ‚das ist ein Haus‘, und solche Sachen.“<sup>533</sup>

---

<sup>528</sup> Maria S. 1\_2, Pos. 32.

<sup>529</sup> Vgl. Kap. 3.1.

<sup>530</sup> Gitta R. 1\_2, Pos. 11.

<sup>531</sup> L. O., 1\_2, Pos. 52.

<sup>532</sup> Elisabeth F. 1\_2, Pos. 254-256.

<sup>533</sup> Eleonore D. 1\_2, Pos. 20-22.

In einem der elf Fälle hielten die leiblichen Eltern sogar über den Atlantik hinweg sporadisch miteinander Kontakt; der leibliche Vater war also zumindest kein namen- und gesichtsloses Phantom, wie an anderer Stelle beschrieben, sondern durchaus bekannt:

„[Die Mutter] hat nie [über den Vater] geschimpft! Wir als Kinder haben sie natürlich immer gelächert, ich weiß noch, wie wir gesagt haben, wir schreiben ihm Briefe – da sind wir gesessen, mein Bruder und ich, und jeder hat geschrieben. Ob sie die dann abgeschickt hat, das weiß ich nicht [lacht] [...]. Oder ob er sie gekriegt hat? [...] Weil die [neue] Frau [des Vaters], der wird das auch nicht recht gewesen sein, nicht? Er hat sich schon gemeldet bei der Mutter, aber eben sehr sporadisch. [...] Sie hat wirklich die ganze Packung Briefe aufgehoben.“<sup>534</sup>

Auch an gelegentliche Geschenke aus Amerika erinnert sich Doris K.:

„[Der Kontakt] war so sporadisch. Also an meinem Geburtstag hat er [der Vater, Anm.] mir [...], ob das alle Jahre war, weiß ich nicht [...], aber manchmal hat die Mutti gesagt: ‚Schau, da hast einen Dollar.‘ Das war was, wenn er mir einen Dollar geschickt hat! Ehrlich gefreut hab ich mich! Aber mir ist schon aufgefallen, dass er das nur bei mir gemacht hat.“<sup>535</sup>

Möglicherweise trug dieser innerfamiliäre transparente Umgang mit dem leiblichen Vater dazu bei, dass Doris K. in ihrer Kindheit und Jugend ebenfalls offen mit ihrem amerikanischen Vater umging. So beschreibt sie, ihre amerikanischen Wurzeln durchaus auch als positiv empfunden und ihren Mitschüler:innen gegenüber erzählt zu haben:

„Naja, mit dem [amerikanischen Vater, Anm.] hab ich dann vielleicht ganz gern angegeben, das schon. ‚Mein Vater ist aus Amerika...‘ – und Amerika, das war damals [schon was], damit hast ja irgendwas verbunden.“<sup>536,537</sup>

Bei den wenigsten Interviewpartner:innen wurde innerfamiliär mit dem abwesenden leiblichen Vater des Kindes so offen umgegangen wie im Fall von Doris K. Im Gegenteil, die meisten Interviewpartner:innen erinnern sich, viele Jahre, nicht von ihrer Familie über ihre wahre Herkunft informiert worden zu sein.

So beschreibt Ute Baur-Timmerbrink die Dissonanzen und biografischen Lücken, die in den Diskussionen ihrer Eltern immer wieder zur Sprache – bzw. eben nicht zur Sprache<sup>538</sup> – kamen:

„Die frühesten Erinnerungen, die mich unsicher gemacht haben im Hinblick auf [die] Eltern? Da war ich noch nicht in der Schule, also relativ klein, [...], da waren Streitereien. Und mein Vater, das war ein sehr ruhiger, zurückhaltender Mensch eigentlich, das hat immer lange gebraucht, bis der dann laut wurde. Meistens also hat meine Mutter die Rolle gespielt. Aber

---

<sup>534</sup> Doris W. 2\_2, Pos. 25.

<sup>535</sup> Doris K. 1\_2, Pos. 92.

<sup>536</sup> Doris K. 2\_2, Pos. 158.

<sup>537</sup> Auf die unterschiedlichen Assoziationen der österreichischen Bevölkerung zu den vier alliierten Mächten wurde bereits hingewiesen, vgl. Kap. 2.2 – die USA wurden auch unter den Vorzeichen des Kalten Krieges und der Verwestlichung Österreichs sowie durch ihre Konsumkultur, ihre Unterhaltungsbranche und dem sich zum Vorbild entwickelnden ‚American Way of Life‘ im Vergleich zu den anderen Siegermächten recht positiv wahrgenommen.

<sup>538</sup> Ute Baur-Timmerbrink erhielt die Information, dass ihr leiblicher Vater ein GI gewesen war, erst nachdem ihre Eltern gestorben waren. Sie selbst war zu diesem Zeitpunkt bereits über 50 Jahre alt, vgl. Kap. 3.1.

wenn er dann immer mal wieder bei solchen Streitigkeiten sagte: ‚Und du?! Was hast du in Österreich gemacht?‘ Das hat sich bei mir festgesetzt. Und wenn ich sie dann gefragt habe: ‚Warum sagt er das? Und was hast du denn gemacht?‘ – ‚Ja gar nichts, ich hab bei den Amerikanern gearbeitet!‘<sup>539</sup>

Solcherlei mitgehörte Dispute zwischen den Eltern lösten, wie Ute Baur-Timmerbrink selbst formuliert, Unsicherheiten bezüglich der eigenen Herkunft aus.

Wenn die Vertuschungen der Herkunft der „Besatzungskinder“ in deren Familien untersucht werden, so ist es wichtig zu betonen, dass die Mütter ihren Kindern oft gar keine Auskunft hätten geben können, selbst wenn sie das gewollt hätten. Es fehlten ihnen in vielen Fällen die Kontaktdaten bzw. die persönlichen Informationen zu den alliierten Vätern. Wie tief teilweise auch die Mütter in diesem Netz aus Falschinformationen und Verheimlichungen gefangen waren, beschreibt auch der Fall von Elisabeth F. gut:

„[Die Mutter] hat mir in dem guten Gewissen den Vornamen meiner französischen Großmutter gegeben, wo sich aber rausgestellt hat, dass die gar nicht so heißt!“<sup>540</sup>

Der französische Soldat hatte in diesem Fall seine Partnerin über so grundlegende Informationen wie den Vornamen seiner Mutter getäuscht – warum, wird sich nicht mehr klären lassen. Die Genese der Auswahl des Vornamens des Kindes basierte also auf Falschinformationen.

Auch die Informationen und Auskünfte, die die Mütter über die nicht mehr in Österreich weilenden Väter der gemeinsamen Kinder von Seiten der Armeen erhielten, waren oft nur spärlich, falsch oder wurden verweigert.<sup>541</sup>

Eine weitere – wenn auch nicht auf persönlicher, sondern struktureller Ebene – kursierende Information, die wohl mehrere Mütter der elf Interviewpartner:innen erhalten hatten, war, dass die Besatzungssoldaten bzw. deren Herkunftsländer mit dem Abzug ihrer Armeen einen Anspruch auf die Kinder stellen würde. Vermutlich lässt sich auch an dieser diffusen Befürchtung die Tatsache erklären, dass viele der Aufklärungen über den leiblichen Vater im Volksschulalter der Kinder bzw. nach dem Abzug der alliierten Armeen im Jahr 1955 stattfanden.<sup>542</sup> Eine weitere Folge konnte besondere Vorsicht der Mutter sein, wie es bei L. O. der Fall war:

„Meine Mutter hat immer besonders aufgepasst auf mich. Wenn ich zum Beispiel nicht gleich von der Schule heimgekommen bin, wir haben da immer Murmeln gespielt unterwegs [lacht], und ich hab immer den weiteren Weg genommen. Wenn ich nicht zur gedachten Zeit daheim

---

<sup>539</sup> Ute BT 1\_2, Pos. 27.

<sup>540</sup> Elisabeth F. 2\_2, Pos. 23.

<sup>541</sup> Zum Umgang der alliierten Armeen mit den Müttern der „Besatzungskinder“ vgl. Kap. 2.2.

<sup>542</sup> Vgl. Kap. 3.1.

war, ist mich die Mama suchen gegangen! Und ist mich holen gekommen. Mei, das war peinlich! [lacht]<sup>543</sup>

An späterer Stelle führt L. O. diese Furcht der Mutter, dass die britische Armee ihre Tochter beim Abzug mitnehmen könnte, noch einmal konkreter aus:

„Ich hab das erst dann verstanden, als ich in Wien [bei der ersten Konferenz zu „Besatzungskindern 2012, Anm.] gehört hab, dass man den Müttern, die Besatzungskinder haben, von den andern Ländern auch die Kinder weggenommen hat. Und das war ganz sicher der Grund, dass meine Mutter so auf mich aufgepasst hat! Die hat immer Angst gehabt, dass man mich wegbringt und wegnimmt. Das hat sie mir mal gesagt. Sie hat gesagt: ‚Wenn du im Wagerl gelegen bist und ich dich in den Hof gestellt hab, ich hab mich immer so hingestellt, dass ich in den Hof gesehen hab, wo das Wagerl ist und wo du stehst.‘<sup>544</sup>

Die Vorsicht der Mutter muss nicht ausschließlich auf die Zugehörigkeit des Kindsvaters zur (britischen) Armee zurückzuführen sein, es könnte sich auch – vielleicht in Ergänzung – um die Sorge eines jungen Elternteils um das erste Kind handeln. Die Mutter von L. O. blieb ledig und bekam auch keine weiteren Kinder mehr und bildet somit innerhalb des Samples eine Ausnahme. In acht von elf Fällen bekamen die Mütter noch weitere Kinder mit dem neuen Partner.

Teilweise kamen in Zusammenhang mit einem neuen Partner der Mutter auch verschiedene Nachnamen innerhalb einer Familie zustande. Gitta R. erinnert sich an ihre damalige Überforderung bei Erhalt der Information:

„Jetzt müssen Sie sich vorstellen, was heißt das für ein Kind, wenn es plötzlich anders heißt als die geliebte Mutter? Ich hab ja meine Mutter verherrlicht, dadurch, dass ich mit drei Jahren ins Heim gekommen und erst wieder mit fünfeinhalb Jahren nach Hause gekommen bin! Diese Muttersehnsucht ist ja ewig geblieben und dann überhöht man als Kind die Mutter natürlich völlig. Und meine Schwester war für mich unheimlich wichtig. Obwohl sie im Kinderheim viel länger war als ich. Und plötzlich hieß ich auch nicht mehr wie meine Schwester! Man fühlt sich als Kind völlig ausgestoßen. Und von dem Moment an, wo ich dann ein lediges Kind war, es stand ja kein Name in meiner neuen Geburtsurkunde, sondern der Vater war eine Leerstelle – sehr passend, der Vater als Leerstelle, gell?<sup>545</sup>

Da mit einem gemeinsamen Nachnamen die familiäre Zusammengehörigkeit kenntlich gemacht wird, stellte ein neuer, anderer Nachname in dieser Beschreibung die eigene Identität und den eigenen Platz im Familiengefüge für die Betroffene in Frage. Auch Brigitte Mader erinnert sich, dass sie als Kind in der Schule immer erklären musste, warum sie einen anderen Nachnamen trug als ihre Mutter und deren neuer Ehepartner. Das ging schließlich so weit, dass sie den Nachnamen ihres Stiefvaters erhielt, damit die Fragen und die Erklärung ein Ende finden würden:

---

<sup>543</sup> L. O. 1\_2, Pos. 160.

<sup>544</sup> L. O. 1\_2, Pos. 162.

<sup>545</sup> Gitta R. 1\_2, Pos. 9.

„Ich bin geborene K. Und in der Schule haben sie immer gefragt: ‚Ja, wie heißt du?‘ Und dann hab ich nie gewusst, wie ich heiß. Dann hab ich halt gesagt: ‚Ich bin die Brigitte K. Aber es stimmt irgendwas nicht.‘ Meine Eltern, also meine Mutter und mein Stiefvater, haben dann beschlossen, damit das einfacher ist, [dass] ich dann also quasi zur Familie gehöre, [...] dass er mir den Namen Z. gibt. [...] Dann hab ich als Brigitte Z. gelebt, bis mein Stiefvater gestorben ist und dann [...] hat sich herausgestellt, dass ich nur den Namen gekriegt habe, aber nicht adoptiert wurde.“<sup>546</sup>

Mit dem direkt anschließenden Verweis, dass etwas nicht stimme, wie Brigitte Mader es als Kind ausdrückte, lässt sich der Zweifel des Kindes an der eigenen Identität und das Infragestellen der eigenen Zugehörigkeit erahnen, wie es auch Gitta R. beschreibt.

Wenn der Stiefvater hingegen im Zuge der Hochzeit auch die Kinder aus der früheren Beziehung der Mutter adoptierte und alle Familienmitglieder demzufolge denselben Nachnamen trugen, entstanden demnach keine Nachteile oder Nachfragen bezüglich des Namens, wie etwa Robert Rainer<sup>547</sup> und Helmut B. beschreiben. Letzterer erinnert sich allerdings an seine Überraschung, wie er im Zuge der eigenen Hochzeit von seinem englischen Zweitnamen erfuhr – und diesen nach einiger Zeit wegen unangenehmer Bemerkungen seines Umfelds auch ablegte:

„In meiner Geburtsurkunde, die ich nie vorher gesehen hatte, [stand] Helmut Stanley R. respektive in Klammer dann B., R. ist der Mädchenname meiner Mutter. [...] Und wie ich dann mit Freunden beim nächsten- wie soll man sagen? Als ich dann den nächsten Reisepass beantragt habe, hab ich veranlasst, dass der zweite Name wegkommt. Das wurde immer mit einem Stanleymesser- [...] Da wurde ich gehänselt oder so in der Richtung. Und das wollt ich dann vermeiden und ich hab seit diesem Zeitpunkt eigentlich nur mehr in meinem Reisepass Helmut B. stehen. Das ist das Einzige, was mich eigentlich gestört hat. Ansonsten hab ich überhaupt nie- weder Gehässigkeiten noch Abfälligkeit[en] von anderen Leuten gehört.“<sup>548</sup>

Hier lässt sich erahnen, dass Stigmatisierungen oder auch ‚nur‘ unerwünschte Kommentare des Umfelds, die sich auf das Herkunftsland des leiblichen Vaters bezogen, nicht unbedingt mit dem Abschluss der Schule endeten.

Von einem anderen Eindruck bezüglich englischer Namen berichtet hingegen Gitta R., deren Nachbarin ihren Sohn – der wie Gitta R. ein britisches „Besatzungskind“ war – „Sydney“ genannt hatte:

„Uns hat allerdings eine Frau sehr geholfen, die Dame der Nacht, die unsere Nachbarin war, [...] die hat in der Nacht ist sie dem Gewerbe nachgegangen, tagsüber war sie Sekretärin. [...] Und die hat den Sydney gehabt. Und war unglaublich stolz drauf, dass der Sydney einen [britischen] Vater hat. Von der hab ich so ein bissl Selbstbewusstsein dann entwickelt, als ich schon wusste, dass ich einen britischen Vater hab. Weil die hat den Sydney so- der war ja was

---

<sup>546</sup> Brigitte M. 2\_2, Pos. 62.

<sup>547</sup> Robert R. 1\_2, Pos. 11.

<sup>548</sup> Helmut B. 1\_2, Pos. 24-26.

ganz anderes als diese kleinkarierten Steirer, der Sydney war was ganz Besonderes! Und da hab ich mir manchmal gedacht: ‚Na, ich bin ja dann auch irgendwie was Besonderes.‘<sup>549</sup>

Damit nähern wir uns dem letzten konstituierenden Faktor, der in dieser Arbeit behandelt wird: Die Reaktionen und der Umgang des gesellschaftlichen Umfelds mit den ‚Besatzungskindern‘.

### 3.8 Gesellschaftliches Umfeld

Ute Baur-Timmerbrink erinnert sich, dass sie die familiären Spannungen und Vernachlässigung mit einem ausgesprochen herzlichen Umgang mit ihren außerfamiliären Beziehungen und Freundschaften ausglich:

„Ich hab mir auch ganz viel an Zuwendung von den andern Menschen geholt. Ich war überall beliebt! Konnt überall hinkommen als Kind. [...] [Wenn es] mir langweilig war als Kind – nach Hause durft ich niemanden mitbringen – und wenn ich dann irgendwo hin kam, [...] hieß es eigentlich immer: ‚Ach, die Ute! Ja, komm rein!‘ Das war meine Zuwendung.“<sup>550</sup>

Auch Eleonore D. fasst im ersten Interview ihre ausgesprochen positiven Erfahrungen zusammen:

„Ich bin nie irgendwie diskriminiert worden, in der Volksschule nicht, im Gymnasium nicht- also als allein stehende Mutter hat sie nicht viel Geld gehabt, aber sonst könnt ich nicht sagen, dass ich irgendwie diskriminiert worden wär. Im Gegenteil [...]: Von meinen Nachbarn bin ich verwöhnt worden, ich war das Nesthäkchen. [...] Die Leute waren wirklich wahnsinnig freundlich zu mir!“<sup>551</sup>

Im zweiten Interview erzählt Eleonore D. doch von einer negativen Erfahrung, die sie dem Wissen ihres Gegenübers um ihren leiblichen Vater zuschreibt. Die Akteurin in dieser Erinnerung ist allerdings keine Spielgefährtin oder Mutter einer Freundin, sondern eine Beamtin der Jugendfürsorge:

„Einmal bin ich doch diskriminiert worden, [...] das war so: Meine Mutter und ich haben [...] jedes Jahr einmal zur Fürsorge [gehen müssen], [...] da ist immer nur gefragt worden: ‚War's eh brav?‘ Aber bei uns war eh immer alles in Ordnung. [...] Und meine Mutter hat immer irgendwie so eine Scheu gehabt, dass sie da hingehet, und dann muss man wieder ansuchen und so, Bittsteller war man damals, nicht? Und [...] ich war schon im Gymnasium, in der Vierten, und dann wollt ich [...] ins Gymnasium weitergehen und da hat meine Mutter fragen müssen, weil die Fürsorge war auch der Vormund. [...] Und in dem Büro war eine ganz Böse, [...] die muss gewusst haben, dass ich ein Russenkind bin. Und wie meine Mutter gesagt hat: ‚Also die Eleonore will halt weiter ins Gymnasium gehen-‘, hat mich die angefahren und hat gesagt: ‚Ja was denkst du denn eigentlich, wer bist du denn?! Ein Dreck bist du!‘ Da kann ich mich noch gut erinnern, dass sie [...] meiner Mutter total abgeraten [hat]- ich brauch das nicht und ich soll bald arbeiten gehen und nicht mich irgendwas Besseres fühlen, wozu ins Gymnasium gehen. Und ich war so entsetzt! Ich glaub, ich hab gar nichts gesagt, und hab mit den Zornestränen

---

<sup>549</sup> Gitta R. 1\_2, Pos. 141.

<sup>550</sup> Ute BT 1\_2, Pos. 35.

<sup>551</sup> Eleonore D. 1\_2, Pos. 12.

gekämpft. [...] Und ich war im Nachhinein meiner Mutter böse, weil sie nichts gesagt hat zu meiner Verteidigung, aber die war wahrscheinlich auch so eingeschüchtert, dass sie kein Wort herausgebracht hat. [...] Aber auf jeden Fall bin ich ins Gymnasium gegangen. [lacht] Also meine Mutter hat das dann irgendwie befürwortet und arrangiert und ja, es ist gegangen.“<sup>552</sup>

Diese Erinnerung betrifft also nicht die private Ebene des gesellschaftlichen Umfelds, sondern die institutionelle – allerdings in dieser Szene wiederum durch lediglich ein Individuum verkörpert. Diskriminierung, Stigmatisierung und Benachteiligung von „Besatzungskindern“ auf institutioneller/bürokratischer Ebene stellte allerdings durchaus keine Ausnahme dar.<sup>553</sup> Insbesondere die Jugendfürsorge spielte hier eine große Rolle: Wenn der leibliche Vater die Vaterschaft nicht offiziell anerkannte und kein männlicher Verwandter sich als Vormund anbot, wurde die Vormundschaft für das uneheliche Kind zu dieser Zeit nicht der (ledigen) Mutter, sondern automatisch der Jugendfürsorge zugesprochen.<sup>554</sup> Es sind Fälle bekannt, in denen diese die Mütter zur Adoptionsfreigabe ihrer „Besatzungskinder“ drängte – trotz des finanziellen, behördlichen und sozialen Drucks entschloss sich aber nur ein Bruchteil zu diesem Schritt.<sup>555</sup> An die damit gegebenen strukturell asymmetrischen Machtverhältnisse erinnert sich Gitta R.:

„Also es war mehr dieses Unterschwellige, dieses Abfällige, und ich hab dann auch sehr genau gemerkt, wenn jemand meine Mutter so behandelt hat. Also mich hat man ja noch eher verschont [...] und was natürlich immer irgendwo klar war, was für mich wild war: Dass meine Mutter auch dahingehend diskriminiert worden ist, dass wir ständig die Fürsorgerin am Hals gehabt haben. Also ich war ein Sündenfall und meine Mutter war die Verursacherin dieses Sündenfalls, liederlich sozusagen.“<sup>556</sup>

Hier ist also nicht nur ein strukturell geartetes Machtgefälle zwischen Bürokratie und Individuum zu erkennen, sondern auch ein explizites Gefälle von Macht, Handlungsspielraum und sozialer bzw. juristischer Anerkennung auf Geschlechterbasis. Die Verflechtung dieser beiden Stränge spricht Gitta R. in diesem Zitat an.

Die anderen Interviewpartner:innen verbinden mit der Erinnerung an die Jugendfürsorge ebenfalls keine positiven Gefühle. So beschreibt Robert Rainer, dass diese bis zu seiner Volljährigkeit – obwohl seine Mutter wieder heiratete – regelmäßig die Familie kontrollierte und auch eine mögliche Überstellung ins Heim immer wieder ansprach:

„Ich bin sofort adoptiert geworden. Ich bin auf die Welt gekommen und zwei, drei Monate später hat meine Mutter geheiratet und [da] bin ich adoptiert worden. Da war ich noch kein Jahr alt. Die Fürsorge ist aber trotzdem immer gekommen. Bis in die Lehr‘ sind die einmal im Jahr

---

<sup>552</sup> Eleonore D. 2\_2, Pos. 25-29.

<sup>553</sup> Vgl. Rohrbach, „This Has Finally Freed the Welfare Agency from a Considerable Burden“; Schretter, Britische Besatzungskinder, S. 404-420.

<sup>554</sup> Vgl. Kap. 2.3.

<sup>555</sup> So verweist Barbara Stelzl-Marx auf österreichweit über 600 Fälle, in denen die Mütter von der Jugendfürsorge aufgefordert wurden, ihre Kinder zur Adoption freizugeben. In 92 Fällen hätten sich die Mütter dazu bereit erklärt, vgl. Stelzl-Marx, Freier und Befreier, S. 441.

<sup>556</sup> Gitta R. 2\_2, Pos. 143.



gekommen und [haben] geschaut. Und wenn wir irgendwas angestellt haben, dann sind sie schon da gewesen, ‚Geben wir sie halt doch in ein Heim!‘, und was weiß ich... [lacht]<sup>557</sup>

Zwar war der Adoptivvater Robert Rainers über Jahre nicht anwesend,<sup>558</sup> aber die Mutter war offiziell eine verheiratete Frau. Dass die Jugendfürsorge dennoch solch Interesse an seinem Fall zeigte, könnte sowohl am finanziellen Hintergrund der Familie als auch an rassistischer Diskriminierung liegen.

Ganz gegensätzlich – obwohl kein Stief- bzw. Adoptivvater anwesend war – erlebte Dolly W. die Rolle der Jugendfürsorge. Sie beschreibt:

„Ich kann mich erinnern, dass regelmäßig eine [...] Fürsorgerin ins Haus gekommen ist, das dann aber nach einiger Zeit eingestellt wurde, weil die Fürsorgerin gesagt hat, sie findet das lächerlich, bei uns zu erscheinen. Bei uns ist alles in Ordnung, also warum soll sie kommen? Also die haben das von sich aus eingestellt.“<sup>559</sup>

Dolly W. stellt mit dieser Erzählung unter den Interviewpartner:innen mit lediger Mutter eine Ausnahme bezüglich der Jugendfürsorge dar – der unterschiedlich geartete behördliche Umgang in diesen beiden Fällen ist also durchaus auffällig. Auch abseits der behördlichen Ebene sei sie nicht wegen ihres Hintergrundes als Kind eines amerikanischen Vaters diskriminiert worden, erzählt Dolly W.:

„Also im Familien- und Bekanntenkreis meiner Großeltern war das [...] bekannt, dass mein Vater Amerikaner war. [...] Als ich halbwüchsig war, war das eigentlich kein Thema, wer mein Vater ist. Also ich hab nicht extra drüber gesprochen, weil ich wurde ja auch nicht drüber gefragt, und man war gewöhnt, dass ich bei den Großeltern lebe.“<sup>560</sup>

In der Wiener Schule, so erinnert sich Dolly W., habe sie wegen der Nationalität ihres leiblichen Vaters ebenfalls keine unangenehmen Erfahrungen gemacht:

„Es wurde eigentlich von den Lehrern immer relativ diskret gehandhabt. Also die Fragestellungen waren nie bohrend, [...] ich bin da nie in Verlegenheit gekommen.“<sup>561</sup>

Gitta R. hat ebenfalls gute Erinnerungen an ihre Schulzeit: Sie zieht sogar das Fazit, in der Schule durch gute Leistung und der Anerkennung dieser von Seiten des Lehrpersonals sowie einer guten Klassengemeinschaft eine durchaus positive Entwicklung durchlebt zu haben:

„Ich glaub, mein ganzes Selbstbewusstsein ist dann in der Schule schon sehr gestärkt worden.“<sup>562</sup>

---

<sup>557</sup> Robert R. 1\_2, Pos. 13.

<sup>558</sup> Vgl. Robert R. 1\_2, Pos. 17.

<sup>559</sup> Dolly W. 2\_2, Pos. 59.

<sup>560</sup> Dolly W. 1\_2, Pos. 24.

<sup>561</sup> Dolly W. 1\_2, Pos. 32.

<sup>562</sup> Gitta W. 1\_2, Pos. 145.

Von anderen Erfahrungen in der Schule berichtet hingegen Elisabeth F. – wobei in diesem Fall wohl auch die vielen Umzüge<sup>563</sup> und die damit verbundene permanente Notwendigkeit der Neuorientierung und des Neueinfindens in der Kindheit und Jugend einen Einfluss hatten:

„Wenn ich [in der Schule] gefragt worden bin und ich hab den Namen [des Vaters] gesagt – oft bin ich dann gehänselt worden und gefragt [imitierend]: ‚Ja wo ist er denn? Und warum kommt er nicht? Und wie schaut er aus?‘ Oder: ‚Hast du ein Foto?‘ [...] Und dann hab ich erst wieder zugemacht und hab nichts mehr gesagt. Weil das immer so negativ war. Oder: ‚Gib nicht so an!‘ Weil ich gesagt hab: ‚Ja, das ist ein Franzose!‘, oder so. – ‚Ah, das glaubst ja selber nicht!‘ So ähnlich sind die Fragen und Antworten gewesen.“<sup>564</sup>

In dieser Erinnerung ist die Diskriminierung unter Gleichaltrigen zu verorten – nach heutigen Begriffen würden die geschilderten Erfahrungen vermutlich unter den Begriff „Mobbing“ fallen. Die berichteten gestellten Fragen nach dem Vater, möglicherweise auch schon in dem Wissen um die Familienverhältnisse, sowie das Aberkennen des Wahrheitsgehalts der gegebenen Antworten, lassen auf für Elisabeth F. unangenehme Situationen in der Kindheit schließen.

Ein ähnliches Muster lässt sich in den Erinnerungen von Gitta R. finden, die ein übermäßiges, unangebrachtes Interesse ihres außer-schulischen Umfelds an ihrem Vater verortet:

„Meistens war's so ein Hinweis: ‚Bei dir fehlt der Vater!‘ Das war irgendwie so [imitierend]: ‚Und, hast den Papa gesehen?‘ Die wussten aber genau, dass der E. [der Stiefvater, Anm.] im Häfen [Gefängnis, Anm.] war, und dass der Papa ein Engländer war!“<sup>565</sup>

Hier lässt sich, ähnlich wie bei Elisabeth F., ein Interesse des Umfelds am Vater wider besseres Wissen feststellen. In der Schule sei sie, im Gegensatz zu Elisabeth F., nicht auf ihren Vater angesprochen worden, erinnert sich Gitta R. in der Retrospektive. Sehr wohl habe sie aber Diskriminierung von Seiten der Eltern der Klassenkolleg:innen erfahren:

„Ich glaub, die Leute im Haus haben sich nicht viel darum geschert, unsere Nachbarin war auch Mutter eines Besatzungskindes. Ich habe auch in der Schule kaum eine Diskriminierung erfahren. Sehr wohl aber habe ich Diskriminierung erfahren – das ist mir erst später bewusst geworden – dass manche Eltern meiner Schulfreundinnen nicht davon angetan waren, dass die mit mir verkehrt haben. Meine Mutter hat versucht, alles zu verheimlichen. [...] [Da gab es] Freundinnen, die zwar unbedingt mit mir zusammen sein wollten, aber wo dann die Mütter gesagt haben: ‚Na, mit der brauchst gar nicht herumstrawanzeln [herumstrolchen, Anm.] gehen!‘ Also das [...] waren schon Diskriminierungen, das muss ich schon sagen.“<sup>566</sup>

Hier lässt sich ein Ausschlussverhalten, ein (versuchtes) Hinausdrängen aus der Gesellschaft beobachten, indem die Eltern der Schulkolleg:innen versuchten, ihre Kinder von der als ‚anders‘ suggerierten Mitschülerin zu distanzieren.

---

<sup>563</sup> Vgl. Hierzu Kap. 5.2.

<sup>564</sup> Elisabeth F. 1\_2, Pos. 32.

<sup>565</sup> Gitta R. 1\_2, Pos. 139.

<sup>566</sup> Gitta R. 1\_2, Pos. 7-13.

Aber auch abgesehen vom schulischen Umfeld bzw. den Eltern der Klassenkolleg:innen konnten verbale Angriffe erfolgen, wie Gitta R. beschreibt:

„Es gab schon sehr giftige Spitztanten im Haus. Eine hat gesagt: ‚Ma, du hast so ein typisches englisches Pferdegebiss!‘ Eine [andere] hat mit meiner Mutter mal einen Streit gehabt, und hat geschrien: ‚Du Engländerhur!‘ Und [...] ich wusste mit neun Jahren zwar nicht genau, was eine Hur‘ ist, aber ich wusste schon, das ist was Schreckliches. Und ich wollte meine Mutter ohrfeigen.“<sup>567</sup>

Auffällig ist in dieser Erzählung auch die unmittelbare Reflexion des eigenen kindlichen Denkens: Die Einordnung der Beschimpfung der Nachbarin – ohne die Bedeutung des Wortes zu kennen –, die anschließende kindliche Schlussfolgerung, die eigene Mutter habe etwas vermeintlich moralisch Verwerfliches getan, und schließlich das beschriebene Verlangen, den Unmut darüber mit physischer Gewalt auszudrücken bzw. sich von der (sehr geliebten) Mutter durch eine Ohrfeige öffentlich zu distanzieren, lassen den inneren Zwiespalt und den Versuch der eigenen Identitätsverortung in diesem Spannungsfeld erahnen.

Wie auch bei den anderen Faktoren lässt sich auch in der Kategorie „gesellschaftliches Umfeld“ aber eine große Bandbreite feststellen. So betonen andere Interviewpartner:innen, dass sie in ihrer Erinnerung von ihrem sozialen Umfeld nicht diskriminiert oder stigmatisiert worden seien. Dieses Narrativ lässt sich sowohl bei „Besatzungskindern“ finden, die selbst erst im Erwachsenenalter die Wahrheit über ihren biologischen Vater erfuhren, als auch bei Interviewpartner:innen, die bereits seit ihrer Kindheit um ihre leibliche Herkunft Bescheid wussten. So erzählt L. O.:

„Ich hab keine Mangel an irgendetwas gehabt. Ich hab‘ s auch nicht so wahrgenommen, dass ich stigmatisiert gewesen wäre! In meiner Umgebung, in meiner Umwelt hat man mich nicht so wirklich drauf angesprochen.“<sup>568,569</sup>

Es soll an dieser Stelle festgehalten werden, dass auch die Erfahrungswelten bezüglich des sozialen Umfelds und dessen Umgang mit der eigenen Herkunft sich in den Erzählungen der Betroffenen teilweise diametral gegenüberstehen und ein weites Spektrum vermuten lassen.

Die Frage, ob sich ein primärer Faktor für das jeweilige Verhalten des sozialen Umfelds ausmachen lässt, wird unterschiedlich beantwortet. So lässt sich sowohl eine Priorisierung der Unehelichkeit als auch des Besatzer-Hintergrundes des Vaters feststellen. Dolly W. erzählt, dass der Faktor, ein uneheliches Kind zu sein, für sie weit schwerer wog, als einen amerikanischen Vater zu haben:

---

<sup>567</sup> Gitta R. 1\_2, Pos. 13.

<sup>568</sup> L. O. 1\_2, Pos. 4.

<sup>569</sup> Eine weitere Interviewpartnerin, Eleonore D., betont ebenfalls, sich – bis auf eine Ausnahme – nicht an Diskriminierung oder Stigmatisierung von Seiten des sozialen Umfelds erinnern zu können, vgl. Kap. 2.3.

„Ich habe mich nicht als Besatzungschild gefühlt, sondern ich hab mich als uneheliches Kind gefühlt, als ich es wusste! Also Besatzungschild, das war für mich kein Thema. Es war nur eben der Makel der unehelichen Geburt, der mich gestört hat. [...] Also das waren nicht Situationen, wo ich darauf angesprochen wurde, sondern das war so eine unterschwellige Sache. Wenn die Rede auf die Eltern gekommen ist, das hab ich [schon] als Kleinkind mitbekommen, dass das also etwas ist, was nicht sein soll. Ein uneheliches Kind. Und das war's. Also ich wurde nie direkt darauf angesprochen, aber das ist immer so im Raum geschwebt. Das hab ich als Kind mitbekommen und dieses – Gefühl hat mich eigentlich relativ lang begleitet.“<sup>570</sup>

Gitta R. hingegen gewichtet den Faktor „Besatzungschild“ klar über dem Faktor der „Unehelichkeit“, wie sie erklärt:

„Besatzungschild [war] eindeutig das Schwierigere. Ledige Kinder hat's immer gegeben bei uns. Aber da [war] irgendwo ein Vater greifbar, [da] hat man gewusst, das ist der. [...] Die Fürsorgerin hat gesagt: ‚Anerkennst du die Vaterschaft? Dann musst du zahlen.‘ [...] Da hat's zumindest einen greifbaren Vater gegeben, auch für die Behörden. Und Besatzungschild und nicht verheiratet, [...] da hat man schon gewusst, das sind die *War Brides*, das sind die Engländerflitschn. Aber das wurde alles auf die Frauen abgewälzt, den Engländern wurde kein Vorwurf gemacht! Da ist sie dann die Schlampe gewesen, ja? Deshalb ja die Scham meiner Mutter. Ich glaub‘, meine Mutter hätt‘ sich nicht geniert, wenn ich ein lediges Kind von einem Österreicher gewesen wär.“<sup>571</sup>

Hier wird abermals auf die Differenz der Geschlechterrollen und die strukturelle Benachteiligung von Frauen verwiesen: Während der leibliche Vater im Falle eines „Besatzungschildes“ nicht einmal zu Alimentationszahlungen verpflichtet werden konnte, war das soziale Ansehen der Mutter (in vielen Fällen) nachhaltig beschädigt.

So reflektiert Gitta R. diesbezüglich:

„Am meisten hat mich immer die Missachtung gegenüber meiner Mutter gekränkt. [...] Das war auch immer nur so dieses Unterschwellige. Also da war einmal mein späterer Stiefvater, der natürlich immer gestichelt hat, dann eben dieser Streit mit der Frau und was man sonst gemunkelt hat! [...] Also sie war eine sehr fesche Frau [und ich glaub‘,] dass Männer ihr manchmal zu nahe treten wollten, weil sie sich gedacht haben: ‚Na, erstens einmal hat sie eh keinen richtigen Mann, der Lebenspartner, der geht eh am Abend weg, und dann hat sie noch von einem Engländer ein Kind!‘ Und die haben sich gedacht, meine Mutter sei so leicht zu kriegen. Und das war sie nicht. Und das hab schon oft gemerkt, so dieses: ‚Na, stell‘ dich nicht so an!‘ Das weiß ich, da ist sie wirklich so ein bissl bedrängt worden, frech bedrängt worden. Dann hat sie immer gelacht und hat gesagt [imitierend]: ‚Na, du! Lass mich!‘ Statt dass sie gesagt hat: ‚Schleich di!‘ [Verschwinde!, Anm.] Also sie hat das dann immer so versucht diplomatisch abzuwehren. Das sind alles so versteckte Dinge.“<sup>572</sup>

Gitta R. spricht hier gleich mehrere Akteur:innen an, die auf die – zu diesem Zeitpunkt bereits beendete – Beziehung der Mutter mit einem britischen Soldaten reagieren: ihren Stiefvater, die oben erwähnte Nachbarin und das (männliche) soziale Umfeld. Ersterer spielte demnach in Streitgesprächen auf den englischen Ex-Partner der Mutter an, die Nachbarin beleidigte die

---

<sup>570</sup> Dolly W. 1\_2, Pos. 56.

<sup>571</sup> Gitta R. 1\_2, Pos. 223-225.

<sup>572</sup> Gitta R. 1\_2, Pos. 141-145.

Mutter öffentlich wegen diesem. Die von Gitta R. beschriebenen Belästigungen der Mutter durch das männliche soziale Umfeld bzw. einzelne männliche Individuen implizieren auch ein aktives Abwerten der moralischen Integrität der Mutter durch die belästigenden Männer. Die patriarchal geprägte Gesellschaft urteilte nicht nur über einzelne Personen, die sich nicht in diese Normen einfügten, sondern ließ diesen Urteilen auch Taten folgen.<sup>573</sup> Dieser geringschätzende Umgang blieb auch der Tochter nicht verborgen. Dass durch dieses Verhalten des kollektiven Umfelds auch die Suggestion erfolgte, die Mutter sei „unmoralisch“ oder „unehrenhaft“,<sup>574</sup> hinterließ Spuren:

„Das war schon alles sehr brüchig – brüchig durch meinen Stiefvater und brüchig durch die Scham meiner Mutter! Wenn meine Mutter ganz stolz gesagt hätte: ‚Ja, meine Tochter ist [das] Kind von einem englischen Offizier, ein sehr schöner Mann, aber leider hat's nicht hingehaut [geklappt, Anm.]!‘ Aber das hat sie nicht gehabt. Da war immer diese Scham da und das geben sie dir mit als Kind, diese Scham.“<sup>575</sup>

Diese von Gitta R. reflektierte transgenerationelle Weitergabe der mütterlichen Schuldgefühle beeinflusste so auch ihre eigene Sozialisierung und Identität.

Die Mutter von Maria S. teilte ihrer Tochter sogar mit, welche Personen sich ihr gegenüber diskriminierend verhalten hatten – auch wenn sie auf inhaltlicher Ebene eher ungern über das Erlebte sprach, wie Maria S. berichtet:

„Also [sie ist vor der Ehe mit dem Stiefvater schon öffentlich angefeindet worden], aber das hat sie immer weggewischt. Also sie hat gewisse Sachen verdrängt. Es waren schon welche, die sie das spüren haben lassen. Sie wollt auch mit mir darüber nicht so reden. Sie hat nur gesagt: ‚Der oder der-‘, da weiß ich, sie hat schlechte Erfahrungen. Und sie wollt‘ ja auch dazugehören in die Gemeinschaft.“<sup>576</sup>

Das Verlangen, ein Teil der Dorfgemeinschaft zu sein, trug also dazu bei, dass (negative) Erinnerungen verdrängt wurden bzw. die konkreten Inhalte – im Gegensatz zu den Akteur:innen – nicht genannt wurden.

Von ähnlichen Demütigungen ihrer Mutter wegen suggerierten moralischen Fehlverhaltens berichtet Doris K. – allerdings gestaltete sich hier der innerfamiliäre Umgang mit den Angriffen anders:

„Wenn wer meiner Mutter irgendwie zu nahegetreten wäre – also da hab ich nichts gekannt! Und drum hat sie sicher viel zu mir nicht gesagt, weil ich mein, die Leut hat's ja noch gegeben. Da hat sie vielleicht Angst gehabt, dass ich die Leut [darauf anspreche]. Sie hat schon gesagt,

---

<sup>573</sup> Dazu gehört etwa das Phänomen, Frauen in der Öffentlichkeit gegen ihren Willen die Haare zu schneiden. Vgl. Schmidlechner, Kinder und Enkelkinder britischer Besatzungssoldaten in Österreich, S. 243; Drolshagen, Nicht ungeschoren davonkommen; Kap. 2.1.

<sup>574</sup> Zum konstruierten Zusammenhang von Nation und Frau bzw. der Analyse von suggeriertem weiblichen Fehlverhalten vgl. z.B. Bauer, Die „Ami-Braut“, S. 111.

<sup>575</sup> Gitta R. 1\_2, Pos. 141.

<sup>576</sup> Maria S. 2\_2, Pos. 41.

dass sie das gespürt hat. Naja, was werden sie denn gesagt haben, die Männer, dass sie ein Flittchen ist, oder was weiß ich. Die Männer damals, wie sie zurückgekommen ist.“<sup>577</sup>

Doris K. beschreibt also eine andere Reaktion ihrerseits auf (mögliche) Beleidigungen des sozialen Umfelds ihrer Mutter gegenüber: Sie hätte, so vermutet sie in der Retrospektive, die betreffenden Akteur:innen als Reaktion mit ihren Aussagen konfrontiert. Da die Mutter dies nicht gewollt hätte, so Doris K., habe sie ihr die Belästigungen des (männlichen) Umfelds nicht mitgeteilt. In diesem Beispiel verhindert also ebenfalls Scham bzw. in K.s Worten „Angst“ einen transgenerationellen Austausch über Lebensbedingungen und -erfahrungen.

Maria S. berichtet wiederum eine andere Nuance im gesellschaftlichen Umgang: In den familienintern tradierten Erzählungen war die Beziehung zwischen der Burgenländerin und dem sowjetischen Soldaten durchaus vom sozialen Umfeld toleriert, solange letzterer vor Ort stationiert war:

„Und eigentlich hat's die Dorfbevölkerung schon gewusst, dass die zusammengehören [...] Und solange, wie er dort war, war das auch kein Thema! Vielleicht bei ihrer Mutter schon, also die wollte das sicher nicht, für ihr Kind, also das kann ich mir vorstellen... Aber dann, wie er weg war, na dann war die J. nimmermehr so beliebt! Und auch die Burschen haben sie's spüren lassen, die andern! Aber ok. Sie hätt eh glaub ich keinen wollen. [lacht] Sie war eh beschäftigt mit dem kleinen Kind und ihrer Mutter und so.“<sup>578</sup>

In dieser Erzählung ist also weniger – wie in anderen Fällen<sup>579</sup> – die aus der Beziehung entstandene Schwangerschaft das vom Umfeld suggerierte Problem, sondern vielmehr der Abzug des (sowjetischen) Vaters.<sup>580</sup> Auch hier werden insbesondere die negativen Reaktionen des männlichen sozialen Umfelds betont. Maria S. führt an anderer Stelle dazu weiter aus:

„Wie sie dann den Russen gehabt hat – also natürlich haben die Burschen, die sich vorher für sie interessiert haben, da am Land, die J. dann nicht mehr so wollen, also da war für sie die J. dann gestorben. [...] Sie ist ignoriert worden und man hat ihr schon übelgenommen, dass sie sich mit einem Russen einlassen hat. Da waren natürlich einige dabei, die halt schon sehr für den Hitler waren, und da hat man das- man hat die J. ignoriert, das ist das richtige Wort. [...] Speziell von einem Fall hat sie mir erzählt, also der hätte sie gerne als Freundin gehabt vorher, und der war halt auch sehr – ich weiß jetzt nicht, ob er bei der Partei war oder nicht, aber [...] da ist sie nicht mehr in Frage gekommen.“<sup>581</sup>

Durch ihre zu diesem Zeitpunkt bereits beendete Liebesbeziehung zu einem sowjetischen Soldaten bzw. vielmehr der Tatsache, dass diese vom gesellschaftlichen Umfeld als Problem eingestuft wurde, wurde die Mutter also von der Dorfgesellschaft ausgeschlossen. Dominierend

---

<sup>577</sup> Doris W. 2\_2, Pos. 152-156.

<sup>578</sup> Maria S. 1\_2, Pos. 126.

<sup>579</sup> Dass der Rotarmist versetzt wurde, nachdem seinen Vorgesetzten seine Vaterschaft bekannt wurde, fügt sich in ein Muster ein, vgl. Kap. 2.2.

<sup>580</sup> Da diese beiden Ereignisse zeitgleich stattfanden, kann natürlich nicht ausgeschlossen werden, dass beide die Reaktionen des sozialen Umfelds beeinflussen.

<sup>581</sup> Maria S. 2\_2, Pos. 33-37.

scheinen auch hier die Reaktionen des männlichen Umfelds. Gitta R. fasst die gesellschaftlichen Reaktionen folgendermaßen zusammen:

„Besatzungschild, das war ein unglaubliches Stigma! Weil das hieß nämlich, dass [die Mutter] nicht verheiratet ist mit dem Engländer, dass [sie] also dem nicht genug wert [gewesen] war. Und dass man gefälligst froh zu sein hatte, wenn die Mutter wieder einen Mann bekommen hat. In den meisten Familien ist es sowieso verschwiegen worden.“<sup>582</sup>

Hier werden auch die zeitgenössischen Vorstellungen bzw. Idealisierungen von Ehe als Synonym für ‚geordnete Verhältnisse‘ und ‚moralischer Rechtschaffenheit‘ deutlich; im Fall von Maria S.‘ Mutter war der Ausweg aus der prekären Situation schließlich dementsprechend eine Versorgungsehe, wie Maria S. erzählt:

„Meine Mutter ist [mit 18 Jahren] dagestanden, ihre Mutter ist gestorben, ich war ein Jahr alt, wir haben kein Geld gehabt, nichts. Und da hat's eine Tante gegeben, die hat meine Mutter verkuppelt mit einem älteren Mann. Der war 23 Jahre älter als meine Mutter, hat eine Behinderung gehabt, also er konnte nicht gehen, er hat dann einen steifen Fuß gehabt. [...] Drum hat sich auch der alte Mann, [...] der hat irgendeinen Motorradunfall gehabt, und drum hat er bei den Mädchen dort auch keine Chance gehabt und den einen Fuß hat er so nachgezogen. Und er hat eine Frau gebraucht, sie hat einen Mann gebraucht, und somit sind sie [der Stiefvater und die Mutter, Anm.] zusammengekommen.“<sup>583</sup>

Somit wurden zwei Personen, die beide aus unterschiedlichen Gründen von der Dorfgemeinschaft ausgeschlossen worden waren bzw. „keine Chance hatten“, zusammengebracht. Im Fall von Maria S.‘ Mutter erfolgreich: Maria S. betonte in beiden Interviews mehrfach, dass der Stiefvater „sehr gut zu uns“<sup>584</sup> gewesen sei. Mit der Eheschließung war die ‚Ehre‘ der Mutter in der Dorfgemeinschaft zumindest größtenteils wiederhergestellt, wie Maria S. berichtet:

„Naja, also da haben sie schon gesagt: ‚Die Russenhure‘, also man hat das gehört. Ich weiß nicht, ob sie das zu ihr persönlich gesagt haben. Also es wurde uns dann zugetragen, von anderen Leuten, die uns gut gesinnt waren, da hat's geheißt: ‚Ja die und die hat gesagt-, heast J., pass auf bei der!‘, haben sie gesagt.“<sup>585</sup>

Direkte Beleidigungen fanden laut dieser Erzählung also nach der Eheschließung nicht mehr statt – sehr wohl aber das ‚Getuschel‘ und die Beleidigungen hinter dem Rücken der betreffenden Person. Die Tatsache, dass die Familie in solchen Fällen von anderen Dorfbewohner:innen ‚gewart‘ wurde, lässt aber darauf schließen, dass nun zumindest unterschiedliche Meinungen vertreten wurden.

---

<sup>582</sup> Gitta R. 1\_2, Pos. 15.

<sup>583</sup> Maria S. 1\_2, Pos. 20 bzw. Maria S. 2\_2, Pos. 39.

<sup>584</sup> Maria S. 2\_2, Pos. 93.

<sup>585</sup> Maria S. 1\_2, Pos. 216-218.

### 3.9 Ein Ausblick: Die Suche nach dem Vater

Die Suche nach dem leiblichen Vater stellt in keinem der elf Fälle ein konstituierendes Element in der Kindheit und Jugend dar, sondern wurde erst (häufig im fortgeschrittenen) Erwachsenenalter begonnen. Dies mag verschiedene Gründe haben, wie z.B. den Pensionsantritt, mit dem sich mehr Freizeit verbindet, die Fragen etwaiger Enkelkinder nach ihren leiblichen Großvätern,<sup>586</sup> ein später Zeitpunkt des Erfahrens<sup>587</sup> oder die seit mittlerweile zwei Jahren andauernde Pandemie, die mit ihren vielen Einschränkungen und Lockdowns auch lange auf die Seite geschobene Überlegungen und Pläne wieder aktuell werden lassen konnte.<sup>588</sup> Die Vatersuche der „Besatzungskinder“ stand also nicht im eigentlichen Fokus dieser Arbeit, dennoch wurde sie in allen 22 Gesprächen von den Interviewpartner:innen eingebracht. Darum wird an dieser Stelle ein Ausblick gegeben und somit auch eine Brücke geschlagen zwischen der Kindheit der „Besatzungskinder“ und der Bedeutung dieses Umstandes im Erwachsenenleben.

Die Schwierigkeiten, vor denen jene „Besatzungskinder“ stehen, die ihren leiblichen Vater ausfindig machen wollen, sind vielfältig. Grundsätzlich steigen die Erfolgchancen, je mehr Informationen zum leiblichen Vater erhalten geblieben sind – ist man nicht im Besitz des vollständigen Namens (in korrekter Schreibweise), so sinkt die Wahrscheinlichkeit rapide. Daneben helfen alle weiteren Informationen, etwa zu Dauer und Ort der Stationierung oder dem militärischen Grad des Vaters, aber auch Fotos können den entscheidenden Hinweis liefern. Beschwerlich hinzu kommen Archivsperrfristen, wie etwa in Frankreich. Auch sprachliche Barrieren können Hindernisse bilden, ebenso wie die Unsicherheit, wie man eine Suche überhaupt beginnen soll.<sup>589</sup> Oft wurde das Vorhaben dementsprechend hinausgeschoben, wie mehrere Interviewpartner:innen erzählen, so auch Dolly W.:

„Ich hab im Alter von 17 Jahren erfahren, dass mein Vater eigentlich noch lebt [...] und ab dem Zeitpunkt wollte ich ihn kennenlernen. Und das war ja aufgrund des amerikanischen Meldesystems, das es nicht gibt, nicht möglich.“<sup>590</sup> Damit hab ich mir das abgeschminkt, diesen

---

<sup>586</sup> Vgl. Stelzl-Marx, Freier und Befreite, S. 447; Schmidlechner, Kinder und Enkelkinder britischer Besatzungssoldaten in Österreich.

<sup>587</sup> Vgl. Kap. 3.1.

<sup>588</sup> Dies bestätigt auch Ute Baur-Timmerbrink im Rahmen ihrer Funktion im Suchnetzwerk „Gltrace“, freundliche Auskunft vom 8. März 2021.

<sup>589</sup> Im Anhang findet sich daher eine Liste mit Vereinen, an die sich Betroffene zur Unterstützung wenden können. Für praktische Hinweise sei hier auf Baur-Timmerbrink, Wir Besatzungskinder, S. 227-237 verwiesen. Vgl. zur Thematik der Vatersuche auch Stelzl-Marx, Freier und Befreier, S. 443f.; Schmidlechner, Kinder und Enkelkinder britischer Besatzungssoldaten in Österreich.

<sup>590</sup> In den USA gibt es kein Erfassungssystem von Einwohner:innen, das dem Zentralen Melderegister in Österreich gleichgestellt wäre, da keine Meldepflicht besteht.



Wunsch, und der ist erst wieder so richtig aufgetaucht eben im Jahr 1990, als wir das erste Mal in den USA waren.“<sup>591</sup>

Acht der elf Interviewpartner:innen konnten – oft durch Zufall, oft mit Hilfe anderer Personen – ihren leiblichen Vater ausfindig machen. Die erfolgreichen Suchen gestalteten sich sehr unterschiedlich: Die Väter von Helmut B., Dolly W. und Robert Rainer wurden via „GIttrace“ bzw. DNA-Abgleich gefunden, der Kontakt zwischen den leiblichen Eltern von Doris K. war nie ganz abgerissen. Dennoch fand in diesem Fall nie eine persönliche Begegnung zwischen der erwachsenen Tochter und ihrem Vater statt – Doris K. konnte allerdings Verwandte mit Hilfe des Sozialen Netzwerks „Facebook“ ausfindig machen. In Ute Baur-Timmerbrinks Fall wurde der mutmaßliche amerikanische Vater zwar ausfindig gemacht, verstarb allerdings, bevor sich die Interviewpartnerin in einem persönlichen Gespräch Gewissheit verschaffen konnte. Der britische Vater von Gitta R. war ebenfalls schon verstorben, bevor es zu einer persönlichen Begegnung kommen konnte. Ihn bzw. die Halbschwestern konnte die Interviewpartnerin aber mit Hilfe eines Personenregisters in einem Werk des Historikers Siegfried Beer ausfindig machen.<sup>592</sup> Brigitte Mader hingegen konnte den Wohnort ihres Vaters online lokalisieren, als sie auf einen Zeitungsbeitrag über ihn stieß. Maria S. fand ihren Halbbruder mit Hilfe einer russischen Fernsehshow und Elisabeth F. wurde wiederum nach langer vergeblicher Suche von ihrer französischen Verwandtschaft kontaktiert. Den leiblichen Vater in persona konnte nur eine Person, Brigitte Mader, treffen, fünf Personen halten aber Kontakt mit ihren Verwandten väterlicherseits.

Acht der elf Interviewpartner:innen betonen, dass es ihnen sehr wichtig (gewesen) sei, den leiblichen Vater ausfindig zu machen. So erzählt etwa Brigitte Mader:

„Ich hab immer so einen Wunsch gehabt: Ich wollt einfach nur meinem Vater einmal zuschauen, wie er von einer Straßenseite auf die andere geht. Wie er sich bewegt, wie er- wie er gestikuliert, wie er spricht vielleicht sogar, nur ein einziges Mal wollt ich das sehen, gell. Das war mein größter-, und schon als Teenager, bitte, nur einmal das sehen.“<sup>593</sup>

In anderen Fällen habe sich dieses Bedürfnis allerdings erst im fortgeschrittenen Alter bemerkbar gemacht; immer wieder wird auch darauf verwiesen, dass in den ersten Dekaden des Erwachsenenalters Zeit und Energie gefehlt bzw. ausbleibende Erfolge demotiviert hätten. In manchen Fällen benötigte es den Anstoß einer anderen Person, wie sich Maria S. erinnert:

„Ich hab halt schon damit abgeschlossen [gehabt]. Ich hab seit meinem 17. Lebensjahr versucht, meine russischen Wurzeln zu finden. Hab alles Mögliche [versucht]: die Botschaft, [...] das

---

<sup>591</sup> Dolly W. 1\_2, Pos. 50.

<sup>592</sup> Vgl. Beer, Siegfried [Hg.], Die britische Steiermark 1945-1955, Selbstverlag der Historischen Landeskommission für Steiermark, Graz 1995.

<sup>593</sup> Brigitte M. 1\_2, Pos. 9.

Rote Kreuz, Verschiedenes versucht, einmal mehr, einmal weniger, dann hab ich geheiratet, dann sind die Kinder kommen und so weiter. [Räuspern] [...] Und eben 2011 wurde diese Sendung [vom ORF, Anm.] ausgestrahlt und mein Mann hat mich dann eigentlich animiert und hat gesagt: ‚Geh bitte, probieren wir’s noch einmal! Schau, dass du mit der [Eleonore D.] Kontakt kriegst und probier‘s noch einmal!‘<sup>594</sup>

Diese Interviewpassage impliziert, dass zeithistorische Forschung und mediale Verbreitung der Themen durchaus Aktionen initiieren können.<sup>595</sup> Auch im Fall von Gitta R. war eine im ORF ausgestrahlte Sendung schlussendlich der Auslöser, warum sie ihre Suche wieder aufnahm, wie sie erzählt:

„Und da sind plötzlich die Russenkinder zusammengesessen und haben über ihre Vatersuche geredet. Und natürlich ist alles sofort wieder hochgekommen: [...] Ich hab dort geheult, ich hätt diese ganzen älteren Damen und Herren dort umarmen können, weil ich hab in ihnen diese Kinder gesehen! Diese Kinder, wie ich, die dauernd ihren Vater suchen, gell?“<sup>596</sup>

Hier wird das verbindende Element des unbekanntes Vaters und der Wunsch, diesen kennenzulernen ganz deutlich. Im Fall von Maria S. wurde die Suche per Television fortgesetzt: Sie wandte sich nach der rezipierten Sendung an Eleonore D., die sie in dieser gesehen hatte. Eleonore D. unterstützte Maria S. bei ihrer Suche: Ein russisches Fernsehformat namens „Ždi menja“ (auf Deutsch: „Warte auf mich“), das auf die Suche von Personen spezialisiert ist, wurde kontaktiert und dementsprechende Vorbereitungen getroffen. Schlussendlich ergab sich folgende Szene:

„Ich wurde angerufen vom russischen Sender. [...] Mit meinem holprigen Englisch hab ich schon gewusst, was die will: Dass ich nach Moskau komm. [...] Dann haben wir einen Flug gebucht: Mein Mann, [...] meine Tochter, meine Enkeltochter, die Eleonore und ich. Und sind nach Moskau geflogen und sind bei dieser Sendung gewesen. Ich glaub, wir sind als letztes oder vorletztes drangekommen, das- ich war nervös- ich hab geglaubt dort, ich krieg einen Herzinfarkt, ich war irrsinnig aufgereggt! Und dann war dann dort die Familienzusammenführung und das mit dem Bruder- also der hat vorher gesprochen. [...] Aber ich hab nicht einmal mitgekriegt, was der gesagt hat. Ich hab nur gewusst, ok, das muss ein Verwandter sein. [...] Und man hat sich umarmt und begrüßt. Meine Enkeltochter hat so geweint! [lacht] [...] Wir sind dann am nächsten Tag, den ganzen Tag noch in Moskau gewesen. [...] Es hat alles wunderbar geklappt, es war überhaupt kein Fremdheitsgefühl da, die Eleonore hat alles übersetzt, es war super! Und mein Bruder und meine Schwägerin haben immer gesagt: ‚Schau, sie ist wie der Vater!‘ Ich hab angeblich die Bewegungen und also das Auftreten-, ich schau ihm auch ähnlich, ich schau nicht meiner Mutter ähnlich. Sie haben das immer wieder bestätigt und waren ganz erregt. Also es war ein wunderschöner Tag!“<sup>597</sup>

Mit einem erfolgreichen Ende einer Suche können viele Fragen geklärt werden, die Betroffene oft ein Leben lang beschäftigen. Anhand des fragmentarischen Erzählstils von Maria S. lässt sich vermuten, dass die beschriebene Intensität der Emotionen bis in die Gegenwart nachhallt.

---

<sup>594</sup> Maria S. 1\_2, Pos. 6.

<sup>595</sup> Vgl. Bauer, „Ich bin stolz, ein Besatzungschild zu sein“.

<sup>596</sup> Gitta R. 1\_2, Pos. 29.

<sup>597</sup> Maria S. 1\_2, Pos. 24.

Auch Brigitte Mader, die als einzige der elf Interviewpartner:innen ihren Vater in persona treffen konnte, erinnert sich an das Treffen als einen höchst emotionalen Moment:

„Hab ich nicht eine schöne Tochter?“, sagt er [der Vater, Anm.] zu meiner Freundin. Und das war das erste Mal, wo er zu mir gestanden ist. – Und ich sag dir, das macht was mit einem! Auch wenn man schon so alt ist. Wenn der Vater hinter dir steht. Du hast einen Vater! Das macht was mit einem. Das war unglaublich. Unglaublich! Das werd ich nie vergessen. Also das war sehr berührend.“<sup>598</sup>

Durch die Annahme und Bestätigung des Vaters konnte hier also eine lebenslange Lücke in der Biografie geschlossen werden, wie Brigitte Mader beschreibt.

Auch Helmut B. beschreibt die erste Begegnung mit seinen amerikanischen Verwandten als ein emotionales Erlebnis:

„Wir wurden dort empfangen von- najo, ich nenn's einmal von der engeren Familie, mit einem riesengroßen Transparent: ‚Welcome Helmut!‘ Und da hab ich gewusst, dass ich sehr nahe am Wasser gebaut bin, da hat's mir die Tränen rausgedrückt und- ja, war sehr emotional das Ganze. War eine wunderbares Kennenlernen mit eigentlich fremden Menschen. Und die haben mich gleich so herzlich aufgenommen, also das war wirklich sagenhaft!“<sup>599</sup>

Andere Interviewpartner:innen wiederum erzählen, der Vater bzw. eine Vatersuche hätte sie nicht besonders interessiert, sie hätten sich vielmehr auf das Drängen ihrer Familie hin beteiligt.<sup>600</sup> Wieder andere Betroffene sehen die Vatersuche eher pragmatisch und warnen, man solle sich nicht zu viel von dem etwaigen Ergebnis erwarten:

„Das ist für die andere Familie auch ein Schock, dass es da noch jemanden gibt, wenn nicht darüber gesprochen wurde. [...] Also [es ist besser,] sich keine Hoffnungen zu machen, keine zu großen Erwartungen zu haben und wenn es dann zu Kennenlernen kommt [...] auf den anderen mit Respekt zugehen und mal schauen: Wie ist die Chemie [zwischen uns], geht das, passt das, oder passt's nicht? [...] Und dann kann man auch in weiterer Folge nicht immer erwarten, dass die eigenen Erwartungen erfüllt werden. Also das ist der springende Punkt: Die heile Hollywood-Familie gibt's nicht.“<sup>601</sup>

Zwei Personen, L. O., Tochter eines britischen Soldaten, und Eleonore D., Tochter eines sowjetischen Soldaten, sind weiterhin auf der Suche. Im Fall von L. O. hatte rund 70 Jahre zuvor auch schon die Mutter versucht, den britischen Vater ihrer Tochter, der eine Weihnachtskarte geschickt hatte, mit Hilfe dieser wieder zu finden – erfolglos.<sup>602</sup> L. O. resümiert:

„Ich hab immer diese Zeiten gehabt, wo ich das Thema [Vatersuche] eigentlich abgeschlossen hab, und aus irgendwelchen Gründen, aus irgendeiner Veranlassung ist das wieder aufgestanden. Und dann hab ich mir gedacht: Das gibt's nicht, warum gibt's bei mir nicht so

---

<sup>598</sup> Brigitte M. 1\_2, Pos. 61.

<sup>599</sup> Helmut B. 1\_2, Pos. 56.

<sup>600</sup> Vgl. Kap. 3.2.

<sup>601</sup> Dolly W. 1\_2, Pos. 104.

<sup>602</sup> Vgl. Kap. 3.6.

einen Zufall wie zum Beispiel bei Anderen, dass ich da was erfähr oder dass es einfach passiert? Und noch eine Frage quält mich dann: Warum hat mein Vater nicht versucht, Nachforschungen zu machen? Wenn er schon geschrieben hat? Warum hat er's nicht versucht? Was ist da passiert? Ist ihm vielleicht irgendetwas passiert? Waren das seine familiären Zustände vielleicht, dass er sich nicht mehr gemeldet hat?“<sup>603</sup>

Hier spiegeln sich viele Überlegungen wider, die auch andere „Besatzungskinder“ beschreiben: Fragen nach dem unbekanntem Vater, der Wunsch, diesen kennenzulernen und zu verstehen, seine Perspektive zu hören und über sein Leben zu erfahren. Ebenso schwingen Fragen mit, die die eigene Beziehung zum unbekanntem Vater betreffen, wie auch die Sorge, es könnte ihm etwas zugestoßen sein. Die Ungewissheit und die Leerstelle in der eigenen Biografie sind Elemente, von denen viele „Besatzungskinder“ erzählen und von denen sie hoffen, sie mit einer erfolgreichen Suche aus der Welt schaffen zu können. Selbst in ihrem fortgeschrittenen Alter – die Betroffenen sind mittlerweile selbst zwischen 66 und 77 Jahre alt – hoffen viele, noch Halbgeschwister oder andere Verwandte väterlicherseits ausfindig zu machen. Eleonore D., die mittlerweile seit Jahrzehnten ihre Familie väterlicherseits sucht, resümiert:

„Ich hoff, dass in der Zukunft noch irgendetwas herauskommt für mich. Zumindest, dass ich wenigstens über diese G.s [der mutmaßliche Familienname des Vaters, Anm.] Bescheid weiß, ja oder nein. Und vielleicht irgendwann dann doch einmal Erfolg hab und die Spur meines Vaters find – das hoff ich immer noch.“<sup>604</sup>

---

<sup>603</sup> L. O. 2\_2, Pos. 21-23.

<sup>604</sup> Eleonore D. 2\_2, Pos. 171.

## 4. Conclusio

Die Geschichten der „Besatzungskinder“ lagen lange im Dunkeln und wurden weder von der Öffentlichkeit noch von der Wissenschaft thematisiert. Die „Besatzungskinder“ entstanden aus einem breiten Beziehungsspektrum österreichischer Frauen und alliierter Soldaten, das sich von Vergewaltigungen über Prostitution, ‚Versorgungspartnerschaften‘, Affären und Flirts bis zu Liebesgeschichten und Hochzeiten erstreckte.

Die post-nationalsozialistische, patriarchal geprägte Gesellschaft verurteilte die Beziehungen – jeglicher Art – zwischen Österreicherinnen und Soldaten der alliierten Armeen. So die Frauen auf eigenen Wunsch eine Beziehung mit einem Besatzungssoldaten eingingen, brachen sie auf mehreren Ebenen mit den ihnen zugewiesenen Geschlechterrollen, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg wieder etablierten: Sie suchten sich aktiv und selbstbestimmt ihren Partner aus, der wenige Monate bzw. Jahre zuvor noch ‚der Feind‘ gewesen war, anstatt „geduldig wie Penelope auf Odysseus“<sup>605</sup> zu warten. Sie überwandern mit ihrer Partnerwahl die noch kurz zuvor propagierte „Wahrung des deutschen Blutes“ und, wenn sie ein Verhältnis mit einem nicht-weißen Soldaten pflegten, auch die vom nationalsozialistischen Regime angeordnete „Rassentrennung“. Schließlich wurde der Großteil der „Besatzungskinder“ unehelich geboren, was von der katholischen, patriarchalen Nachkriegsgesellschaft Österreichs als Unsittlichkeit gewertet wurde, unter deren Stigmatisierung sowohl die ledige Mutter als auch ihr Kind oft in juristischer, gesellschaftspolitischer wie alltäglicher Hinsicht zu leiden hatten.

Die Bedingungen, unter denen die „Besatzungskinder“ aufwuchsen, haben viele Gemeinsamkeiten: Oft wurde ihnen gegenüber, manchmal bis weit ins Erwachsenenalter, ihre wahre Herkunft verschwiegen, der leibliche Vater tabuisiert oder Lügen erzählt. Viele hatten mit mehrfacher Stigmatisierung und Diskriminierung zu kämpfen, einerseits als unehelich geborenes Kind, andererseits als Kind eines siegreichen alliierten Soldaten und – wenn ihr Vater Schwarz war – als nicht-weiße Person in einer rassistisch geprägten Mehrheitsgesellschaft. Allerdings gibt es auch „Besatzungskinder“, die erzählen, aufgrund ihres familiären Hintergrundes keinerlei Nachteile in ihrer Biografie erfahren zu haben.

Mit der vorliegenden Masterarbeit wurde dieser in den Erzählungen beschriebenen Diversität des alltäglichen Erlebens in der Kindheit und Jugend nachgegangen und versucht, diese einerseits nachzuzeichnen und andererseits die Gründe dafür herauszuarbeiten. Hierfür wurde mit elf Betroffenen, die in allen vier Besatzungszonen zur Welt gekommen waren, jeweils zwei

---

<sup>605</sup> S. Bauer, „Ami-Bräute“ – und die österreichische Nachkriegsseele, S. 74.

Interviews geführt. Während der Analyse ergaben sich zehn Faktoren, die konstituierend auf das Alltagserleben dieser elf „Besatzungskinder“ wirkten: der Zeitpunkt ihrer Geburt, die Besatzungszone, in der sie geboren wurden, sowie der Zeitpunkt, an dem sie von ihrem leiblichen Vater erfuhren. Ebenfalls konstituierend wirkten das Geschlecht, das Erscheinungsbild und der Wohnort des Kindes. Zudem beeinflussten die Art der Beziehung, die die leiblichen Eltern miteinander hatten, das Alltagserleben der „Besatzungskinder“, ebenso wie der finanzielle Hintergrund der Mutter und ihrer Familie – für Angehörige der alliierten Armeen bestand keine Alimentationspflicht – sowie das familiäre und gesellschaftliche Umfeld. Weitere Faktoren, die ebenfalls Einfluss nehmen konnten, wie etwa Religion, spielten zumindest in diesem Sample nur eine eher untergeordnete Rolle.

Mit der Analyse der in diese zehn konstituierenden Faktoren eingeteilten Zitate der Interviews ergab sich ein vielschichtiges Bild des Alltags der „Besatzungskinder“ in ihrer Kindheit und Jugend, das nun an dieser Stelle komprimiert präsentiert wird.

Der Zeitpunkt des Erfahrens um die eigene Herkunft lässt sich in vier mögliche Szenarien gliedern: (1) Den Betroffenen wurde die Identität ihres leiblichen Vaters nie verheimlicht. (2) Die Betroffenen erfuhren in ihrer Kindheit bzw. Jugend von ihrem leiblichen Vater. (3) Die Betroffenen erfuhren – meist durch Zufall – erst im Erwachsenenalter von ihrem leiblichen Vater. (4) Die Betroffenen wissen bis heute nicht über ihren leiblichen Vater Bescheid. Je nach Szenario gestaltete sich das Alltagserleben in der Kindheit und Jugend anders: Personen, die in die letztgenannte Gruppe fallen, können sich nicht als „Besatzungskinder“ definieren. Personen, die der erstgenannten Gruppe angehören, wuchsen in dem Wissen auf, dass ihnen nichts verheimlicht wurde. Die Interviewpartner:innen, die in die zweite Gruppe fallen, beschreiben diesen Moment der Erkenntnis oft als einschneidendes Erlebnis, an das sie sich gut erinnern können. Die zwei Interviewpartner:innen, die erst im Erwachsenenalter von ihrem leiblichen Vater erfuhren, schilderten unterschiedliche Situationen: Während der eine Interviewpartner meinte, eher nebenbei über seine wahre Herkunft erfahren und diese Information recht stoisch hingenommen zu haben, erzählte die andere Interviewpartnerin, der Erhalt der Information sei ein absoluter Schock gewesen. In beiden Fällen liegt die Vermutung nahe, dass der familiäre Umgang die jeweilige Reaktion beeinflusst haben könnte: Während eine Person angab, „keinerlei Nachteile erfahren“ zu haben, erzählte die andere, bereits als Kind „gefühl zu haben, dass etwas nicht stimmt“ und dementsprechend ihre Befürchtungen durch den Informationserhalt rückblickend bestätigt bekommen zu haben.

Das Geburtsjahr des Kindes spielt in mehrerer Hinsicht eine Rolle: Einerseits wurden die meisten „Besatzungskinder“ in der ersten Hälfte der Besatzungsdekade geboren – dies liegt zum einen Teil daran, dass in der unmittelbaren Nachkriegszeit die meisten Soldaten in Österreich stationiert waren und ihre Präsenz über die kommenden zehn Jahre sukzessive verringert wurde. Zum anderen Teil ist für diese ersten Monate nach dem Krieg das höchste demografische Ungleichgewicht der Geschlechter zu verzeichnen, u.a. da sich viele (junge) Männer noch in Kriegsgefangenschaft befanden bzw. an den Fronten gestorben waren. Überdies wurden in der unmittelbaren Nachkriegszeit, insbesondere in den ersten Monaten, die meisten Vergewaltigungen von Seiten der alliierten Soldaten verübt. Obwohl der letztgenannte Faktor auf keine:n der elf Interviewpartner:innen zutrifft, wurde auch von ihnen die Hälfte in den ersten beiden Nachkriegsjahren geboren. Schließlich spielt das Geburtsjahr noch eine Rolle, da sich etwa Anfang der 1950er für Kinder andere Rahmenbedingungen des Aufwachsens ergaben als Mitte der 1960er. Dies ist einerseits dem Ende der Nachkriegsnot und dem beginnenden Wirtschaftsaufschwung zuzuschreiben, andererseits der historischen Zäsur des Staatsvertrages 1955. Viele Mütter hatten Sorge, ihr Kind könne ihnen von den alliierten Soldaten weggenommen werden, weshalb sie erst nach dem Abzug dieser ihren Kindern die Wahrheit über deren leibliche Väter zu erzählen wagten. Schlussendlich konnte der Zeitpunkt der Geburt aufgrund der sich ändernden Regelungen der alliierten Armeen zur Fraternisierung auch entscheidende Auswirkungen darauf haben, ob und inwiefern die Beziehung der leiblichen Eltern fortgesetzt wurde.

Das Geschlecht scheint in diesem Sample in zweierlei Hinsicht eine Rolle zu spielen. Zum einen in der Art, wie in den Interviews über den leiblichen Vater gesprochen wird und Rollenverteilungen in der Familie der Kindheit bewertet werden: Beide Interviewpartner nehmen in der Retrospektive ein recht stoisches Narrativ in Bezug auf die Bedeutung des abwesenden leiblichen Vaters in ihrer Kindheit ein. Die neun Interviewpartnerinnen beschäftigten sich hingegen laut eigener Aussage teilweise über Dekaden mit ihrer Vergangenheit als „Besatzungskind“ und zeigten zum anderen auch mehr Interesse und Engagement bei der Vatersuche als die beiden männlichen Interviewpartner. Zonenübergreifende Untersuchungen zu „Besatzungskindern“ aus der geschlechtergeschichtlichen Perspektive sind bis heute rar, insofern wäre ein Nachgehen dieser Frage mit einem größeren Sample sehr spannend.

Die Besatzungszone ist ebenfalls in mehrerer Hinsicht für das Alltagserleben der „Besatzungskinder“ in ihrer Kindheit und Jugend von Bedeutung. Einerseits galten je nach Zone (und Zeitpunkt) unterschiedliche Regelungen zum Kontakt zwischen der österreichischen

Bevölkerung und den jeweiligen alliierten Soldaten: So bestand etwa in der französischen Zone nie ein Fraternisierungsverbot und auch Eheschließungen waren möglich, in der amerikanischen Zone konnten Österreicherinnen und Angehörige der alliierten Armee ab Jänner 1946 heiraten, in der britischen Zone waren Eheschließungen erst ab dem Sommer desselben Jahres möglich. Sowohl in der britischen als auch in der amerikanischen Zone mussten jedoch zuvor strenge Auflagen vom angehenden Brautpaar erfüllt werden, insbesondere für Schwarze GIs blieb es aufgrund der rassistischen armeeinternen Strukturen de facto fast unmöglich, die Erlaubnis für eine Heirat mit einer Österreicherin zu bekommen. In der sowjetischen Zone war eine Hochzeit de jure ab Herbst 1953 gestattet, de facto gestaltete sich dieses Unterfangen aber als beinahe unmöglich. Des Weiteren ist die Zone bedeutend, da die vier alliierten Armeen bzw. ihre Soldaten unterschiedlich hohes Ansehen in der österreichischen Bevölkerung hatten und ebenso Österreich und seine Bewohner:innen je nach Zone vom jeweiligen Militär unterschiedlich eingeschätzt wurden.

Zusätzlich zur Zone scheint auch der Wohnort des Kindes konstituierend auf sein Alltagserleben gewirkt zu haben: So berichten die in der Stadt aufgewachsenen Interviewpartner:innen, dass – zumindest außerhalb des Mikrokosmos Mietshaus – relative Anonymität und damit auch weniger Stigmatisierung durch die Mitmenschen geherrscht habe. Die am Land aufgewachsenen Interviewpartner:innen hingegen berichten von engmaschiger sozialer Kontrolle durch das soziale Umfeld – zumindest, bis die Mutter (ggf.) den Stiefvater heiratete. Bemerkenswert ist auch, dass Verurteilungen durch das soziale Umfeld Richtung Westen des Landes zuzunehmen scheinen, so betont dies etwa insbesondere eine in einem Tiroler Bergdorf aufgewachsene Interviewpartnerin. Um diese Vermutung zu überprüfen, bedürfte es allerdings eines größeren Samples.

Das Erscheinungsbild des Kindes spielte insbesondere dadurch eine große Rolle, als dass sich nicht-weiße Kinder, deren leiblicher Vater ein Schwarzer GI oder Schwarzer britischer Soldat, ein Soldat aus den nordafrikanischen Kolonialgebieten Frankreichs oder ein Rotarmist aus den östlichen Gebieten der Sowjetunion war, in der post-nationalsozialistischen österreichischen Gesellschaft zusätzlich zu ihrer doppelten Diskriminierung als ledig geborenes „Besatzungskind“ auch noch gegen rassistische Stigmatisierung und Diskriminierung der weißen Mehrheitsgesellschaft behaupten mussten. Beide Interviewpartner:innen, deren Väter Schwarze GIs waren, berichteten von einem starken Durchsetzungsvermögen, das auch notwendig gewesen sei. Hierzu bleibt anzumerken, dass zonenübergreifende Untersuchungen zu durchlebten rassistischen Erfahrungen noch ausständig sind.



Die finanzielle Situation eines „Besatzungskindes“ war von der seiner Mutter und daher in den meisten Fällen von der Unterstützung der Familie mütterlicherseits abhängig. Auch wenn alle Interviewpartner:innen betonten, dass die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen in ihrer Kindheit im Allgemeinen hart gewesen seien, so lassen sich Unterschiede aus den Interviews herauslesen: In einigen Fällen waren die innerfamiliären ökonomischen Verhältnisse so unzureichend, dass die Mütter häufig ihren Arbeitsplatz und teilweise auch (damit verbunden) den Wohnort wechseln mussten oder ihre Kinder nicht bei sich aufziehen konnten, in anderen Fällen waren neben der leiblichen Mutter auch die Großeltern zu Hause, die sich an der Beaufsichtigung und Erziehung des Kindes beteiligen konnten.

Die Beziehung der leiblichen Eltern zueinander konnte ebenfalls in vielerlei Hinsicht das Alltagserleben der „Besatzungskinder“ beeinflussen. So stiegen bei positiv konnotierten Beziehungen – was auf alle elf Fälle des Samples zutrifft – die Chancen signifikant, einerseits Informationen über den leiblichen Vater zu bekommen (was sich oft später als unerlässlich für die Suche nach diesem herausstellen sollte) und andererseits vielleicht auch Fotos von ihm bzw. dem jungen Paar zu sehen oder gar Erinnerungsstücke zu erhalten. Dies wird in den Interviews oft als identitätsstiftender bzw. -beeinflussender Moment beschrieben.

Das familiäre Umfeld der „Besatzungskinder“ beeinflusste deren Alltagserleben stark: Wurde die Mutter von ihren Eltern unterstützt, sahen die Großeltern ihr Enkelkind auch als solches an und akzeptierte oder adoptierte (ggf.) der Stiefvater sein Stiefkind, so hatte dies einen positiven Einfluss auf die Bedingungen des Aufwachsens des Kindes. In den drei Fällen, in denen der Stiefvater sein Stiefkind und/oder dessen Mutter physisch misshandelte, hinterließ dies prägende Erinnerungen.

Das gesellschaftliche Umfeld der Kinder spielte insofern eine Rolle, als dass auch hier die Mitmenschen dem „Besatzungskind“ und seiner Mutter eher neutral bis aufgeschlossen oder ablehnend bis negativ gegenüberstehen konnten. Von den elf Interviewpartner:innen berichten fünf, in ihrer Kindheit und Jugend wenig oder gar nicht aufgrund ihres familiären Hintergrundes diskriminiert worden zu sein. Hier zeigt sich allerdings auch die Verflochtenheit und gegenseitige Beeinflussung der zehn Faktoren: Von den fünf Interviewpartner:innen erfuhren zwei erst im Erwachsenenalter von ihrem leiblichen Vater, eine hatte einen „sehr guten“ Stiefvater, eine verfügte über einen finanziell sicheren Hintergrund und eine vermutet, die guten Erfahrungen mit dem sozialen Umfeld habe sie „ihrer Mutter zu verdanken“. Die anderen sechs Interviewpartner:innen berichten hingegen von Diskriminierung und Stigmatisierung während des Aufwachsens.

Die Suche nach dem Vater war kein bestimmendes Moment in der Kindheit und Jugend, allerdings wurde sie von allen elf Interviewpartner:innen angesprochen und daher in der Arbeit in Form eines Ausblicks ebenfalls erwähnt. Festzuhalten bleibt, dass acht der elf Interviewpartner:innen ihren leiblichen Vater bzw. Verwandte väterlicherseits auf unterschiedlichsten Wegen gefunden haben und zwei immer noch suchen. Der Großteil der Interviewpartner:innen beschrieb diese Suche und die ihr vorangegangenen Überlegungen und Fragen in der Retrospektive als ein konstituierendes, über die Jahrzehnte ihre Identität beeinflussendes Element. Die Suche ist somit auch als Brückenschlag und Bindeglied von Vergangenheit und Gegenwart zu sehen.

Es bleibt festzuhalten, dass alle zehn Faktoren in ihrem gegenseitigen Wechselspiel gesehen werden müssen: Sie bedingen und beeinflussen sich gegenseitig und ihrem Zusammenspiel die in der Kindheit und Jugend gesammelten Erfahrungen der österreichischen „Besatzungskinder“. Für diese Arbeit hat sich die Wahl eines intersektionalen Zugangs bewährt. Dieser birgt auch für die Zukunft weitere vielversprechende Möglichkeiten für die Forschung zu „Besatzungskindern“. Im Laufe der Arbeit wurden mehrere Forschungsdesiderate festgestellt. Dies betrifft u.a. sexualisierte Gewalt in den drei westlichen Zonen, den Einfluss der Kirche(n) auf das Alltagserleben der „Besatzungskinder“, „Besatzungskinder“ mit Vätern aus der französischen Armee, Kinder von Soldatinnen der alliierten Armeen, den transgenerationellen interfamiliären Umgang mit der Thematik sowie eine potenzielle Zusammenschau spezifischer Phänomene über die Grenzen der Besatzungszonen hinweg.

In dem Themenkomplex der „Besatzungskinder“ manifestieren sich gesellschaftliche, politische, soziale und zeitgeschichtliche Kontinuitäten und Brüche, die über die vergangenen Dekaden nichts von ihrer Aktualität und Relevanz verloren haben. Die Fragen nach Identität, das Ausverhandeln von Zugehörigkeit und das Empowerment, das die jüngste Geschichte der österreichischen „Besatzungskinder“ kennzeichnet, werden auch in Zukunft wichtige Aspekte unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens bilden.

## 5. Literatur- und Quellenverzeichnis

### 5.1 Literatur

- Allen, Beverly, Rape Warfare. The Hidden Genocide in Bosnia-Herzegovina and Croatia, University of Minnesota, Minneapolis 1996.
- Apio, Eunice, Uganda's Forgotten Children of War, in: Carpenter, Charli, Born of War. Protecting Children of Sexual Violence Survivors in Conflict Zones, Kumarian Press, Bloomfield 2007, S. 194-199.
- Askin, Kelly, War Crimes against Women. Prosecution in International War Crimes Tribunal, Martinus Nijhoff Publishers, The Hague 1997.
- Assmann, Aleida, Individuelles und kollektives Gedächtnis. Formen, Funktionen und Medien, in: Wettengl, Kurt [Hg.], Das Gedächtnis der Kunst. Geschichte und Erinnerung in der Kunst der Gegenwart, Hatje Cantz, Ruit 2000, S. 21-28.
- Assmann, Aleida, Wie wahr sind unsere Erinnerungen?, in: Welzer, Harald [Hg.], Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte der interdisziplinären Gedächtnisforschung, Klett-Cotta, Stuttgart 2006, S. 95-110.
- Assmann, Jan, Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: ders. [Hg.], Kultur und Gedächtnis, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1988, S. 9-19.
- Assmann, Jan [Hg.], Kultur und Gedächtnis, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1988.
- Bandhauer-Schöffmann, Irene, Schlechte Karten für Frauen, in: Eppel, Peter [Hg.], Frauenleben 1945. Kriegsende in Wien, Eigenverlag der Museen der Stadt Wien, Wien 1995, S. 41-58.
- Bandhauer-Schöffmann, Irene/Hornung, Ela, Vom „Dritten Reich“ zur Zweiten Republik. Frauen im Wien der Nachkriegszeit, in: Good, David/Grandner, Margarete/Maynes, Mary [Hg.], Frauen in Österreich, Böhlau, Wien 1994, S. 225-246.
- Bandhauer-Schöffmann, Irene/Hornung, Ela, Von der Trümmerfrau auf der Erbse. Ernährungssicherung und Überlebensarbeit in der unmittelbaren Nachkriegszeit in Wien, in: L'homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, Vol. 2/H.1/1991, S. 77-106.
- Bandhauer-Schöffmann, Irene/Hornung, Ela [Hg.], Wiederaufbau weiblich. Dokumentation der Tagung „Frauen in der österreichischen und deutschen Nachkriegszeit“, Geyer-Edition, Wien/Salzburg 1992.

- Bauer, Ingrid, „Ami-Bräute“ – und die österreichische Nachkriegsseele, in: Eppel, Peter [Hg.], Frauenleben 1945. Kriegsende in Wien, Eigenverlag der Museen der Stadt Wien, Wien 1995, S. 73-84.
- Bauer, Ingrid, „Austria’s Prestige Dragged into the Dirt“? The „GI-Brides“ and Postwar Austria Society (1945-1955), in: Bischof, Günter/Pelinka, Anton/Thurner, Erika [Hg.], Women in Austria, Transaction Publishers, New Brunswick/London 1998, S. 41-55.
- Bauer, Ingrid, Die „Ami-Braut“ – Platzhalterin für das Abgespaltene?, in: L’homme, Vol. 7/H.1/1996, S. 107-121.
- Bauer, Ingrid, „Ich bin stolz, ein Besatzungskind zu sein.“ Zeitgeschichtliche Forschungen als Impulse für Empowerment? Befunde mit Blick auf die einstige US-Zone in Österreich, in: Stelzl-Marx, Barbara/Satjukow, Silke [Hg.], Besatzungskinder. Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland, Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2015, S. 183-206.
- Bauer, Ingrid, „Leiblicher Vater: Amerikaner (N\*\*\*\*\*)“. Besatzungskinder österreichisch-afroamerikanischer Herkunft, in: Niederle, Helmuth/Davis-Sulikowski, Ulrike/Fillitz, Thomas [Hg.], Früchte der Zeit. Afrika, Diaspora, Literatur und Migration, WUV Universitätsverlag, Wien 2001, S. 49-68.
- Bauer, Ingrid, Post War II Interracial Relationship, Mothers of Black Occupation Children, and Prejudices in White Societies: Austria in Comparative Perspective, in: zeitgeschichte, Vol. 1/2021, S. 91-112.
- Bauer, Ingrid, Welcome Ami Go Home. Die amerikanische Besatzung in Salzburg 1945-1955, Erinnerungslandschaften aus einem Oral History Projekt, Anton Pustet, Salzburg/München 1998.
- Bauer, Ingrid/Ehmer, Josef/Hahn, Sylvia, Walz – Migration – Besatzung. Historische Szenarien des Eigenen und des Fremden, Drava, Klagenfurt/Celovec 2002.
- Bauer, Ingrid/Huber, Renate, Sexual Encounters across (Former) Enemy Lines, in: Bischof, Günther/Pelinka, Anton/Herzog, Dagmar [Hg.], Sexuality in Austria, Transaction Publishers, New Brunswick/New Jersey 2007, S. 65-101.
- Bauer, Ingrid/Rohrbach, Philipp [Hg.], Black GI Children in Post-World War II Europe, zeitgeschichte, Vol. 1/2021, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2021.
- Baumgartner, Marianne, Vergewaltigungen zwischen Mythos und Realität, in: Eppel, Peter [Hg.], Frauenleben 1945. Kriegsende in Wien, Eigenverlag der Museen der Stadt Wien, Wien 1995, S. 59-72.

- Baur-Timmerbrink, Ute, „Das solltest du nie erfahren.“ Verschwiegene Eltern, in: Stelzl-Marx, Barbara/Satjukow, Silke [Hg.], Besatzungskinder. Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland, Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2015, S. 446-452.
- Baur-Timmerbrink, Ute, Wir Besatzungskinder. Töchter und Söhne alliierter Soldaten erzählen, Ch. Links, Berlin 2015.
- Beck, Birgit, Wehrmacht und sexuelle Gewalt. Sexualverbrechen vor deutschen Militärgerichten 1939-1945, Ferdinand Schöningh, Paderborn 2004.
- Beer, Siegfried [Hg.], Die britische Steiermark 1945-1955, Selbstverlag der Historischen Landeskommission für Steiermark, Graz 1995.
- Behlau, Winfried [Hg.], Distelblüten. Russenkinder in Deutschland, con-thor, Ganderkesee 2015.
- Berger, Franz/Holler, Christiane, Trümmerfrauen. Alltag zwischen Hamstern und Hoffen, Ueberreuter, Wien 1994.
- Bischof, Günther/Pelinka, Anton/Herzog, Dagmar [Hg.], Sexuality in Austria, Transaction Publishers, New Brunswick/New Jersey 2007.
- Bischof, Günter/Pelinka, Anton/Thurner, Erika [Hg.], Women in Austria, Transaction Publishers, New Brunswick/London 1998.
- Bland, Lucy, Britain's „Brown Babies“. The Stories of Children Born to Black GIs and White Women in the Second World War, Manchester University Press, Manchester 2019.
- Bock, Gisela, Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Geschlechterpolitik, Westdeutscher Verlag, Opladen 1986.
- Bohnsack, Ralf/Flick, Uwe/Lüders, Christian/Reichertz, Jo [Hg.], Qualitative Sozialforschung, Springer, Wiesbaden <sup>5</sup>2017.
- Borgersrud, Lars, Staten og krigsbarna. En historisk undersøkelse av statsmyndighetenes behandling av krigsbarna i de første etterkrigsårene. Institutt for Kulturstudier, Oslo 2004.
- Brauerhoch, Annette, „Toxi“. Zur filmischen Repräsentation schwarzer Kinder in Nachkriegsdeutschland, in: Stelzl-Marx, Barbara/Satjukow, Silke [Hg.], Besatzungskinder. Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland, Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2015, S. 321-354.
- Brownmiller, Susan, Against Our Will. Men, Women, and Rape, Simon & Schuster, New York 1975.

- Brunnhofer, Regina, „Liebesgeschichten und Heiratssachen.“ Das vielfältige Beziehungsgeflecht zwischen britischen Besatzungssoldaten und Frauen in der Steiermark zwischen 1945-1955, Diplomarbeit, Graz 2002.
- Butschek, Felix, Österreichische Wirtschaftsgeschichte. Von der Antike bis zur Gegenwart, Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2012.
- Buske, Sybille, Fräulein Mutter und ihr Bastard. Eine Geschichte der Unehelichkeit in Deutschland 1900-1970, Wallstein, Göttingen 2004.
- Campbell, Kristen/Mühlhäuser, Regina/Zipfel Gaby, In Plain Sight. Sexual Violence in Armed Conflict, Zubaan, New Delhi 2020.
- Campt, Tina/Grosse, Pascal, Mischlingskinder in Nachkriegsdeutschland. Zum Verhältnis von Psychologie, Anthropologie und Gesellschaftspolitik nach 1945, in: Psychologie und Geschichte, Vol. 1/1994, S. 48-78.
- Carpenter, Charli, Born of War. Protecting Children of Sexual Violence Survivors in Conflict Zones, Kumarian Press, Bloomfield 2007.
- Carpenter, Charli, Forgetting Children Born of War. Setting the Human Rights Agenda in Bosnia and Beyond, Columbia University Press, New York 2010.
- Conze, Werner [Hg.], Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Ernst Klett, Stuttgart 1976.
- de Cillia, Rudolf/Krumm, Hans-Jürgen, Fremdsprachenunterricht in Österreich, in: Sociolinguistica, Vol. 24/H.1/2010, S. 153-169.
- Diederichs, Monika, Kinderen van Duitse militairen in Nederland 1941-1946. Een verborgen leven, Uitgeverij Aspect, Soesterberg 2012.
- Dornik, Wolfgang, Besatzungsalltag in Wien. Die Differenziertheit von Erlebniswelten: Vergewaltigungen – Plünderungen – Erbsen – Straußwalzer, in: Karner, Stefan/Stelzl-Marx, Barbara [Hg.], Die Rote Armee in Österreich 1945-1955, Beiträge, Oldenbourg, Graz/Wien/München 2005, S. 449-468.
- Drolshagen, Ebba, Nicht ungeschoren davonkommen. Das Schicksal der Frauen in den besetzten Ländern, die einen Wehrmachtssoldaten liebten, Hoffmann und Campe, Hamburg 1998.
- Ehmer, Josef, Heiratsverhalten, Sozialstruktur, ökonomischer Wandel. England und Mitteleuropa in der Formationsperiode des Kapitalismus, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1991.
- Eisterer, Klaus, Französische Besatzungspolitik. Tirol und Vorarlberg 1945/46, Haymon, Innsbruck 1991.

- Ellingsen, Dag, Krigsbarns levekår. En registerbasert undersøkelse, in: Statistics Norway, rapport, Vol. 19/2004.
- Eppel, Peter [Hg.], Frauenleben 1945. Kriegsende in Wien, Eigenverlag der Museen der Stadt Wien, Wien 1995.
- Eyfarth, Klaus/Brandt, Ursula/Hawel, Wolfgang, Farbige Kinder in Deutschland. Die Situation der Mischlingskinder und die Aufgaben ihrer Eingliederung, Juventa, München 1960.
- Fehrenbach, Heide, Race after Hitler. Black Occupation Children in Postwar Germany and America, Princeton University Press, Princeton 2018.
- Friedländer, Judith/Wiesen Cook, Blanche/Kessler-Harris, Alice/Smith-Rosenberg, Caroll [Hg.], Women in Culture and Politics. A Century of Change, Indiana University Press, Bloomington 1986.
- Fritz, Regina/Krammer, Marion/Rohrbach, Philipp/Wahl, Niko, „Guter Dauerpflegeplatz gesucht.“ Kinder afro-amerikanischer GIs und österreichischer Frauen in der Besatzungszeit, in: Stelzl-Marx, Barbara/Satjukow, Silke [Hg.], Besatzungskinder. Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland, Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2015, S. 207-217.
- Galadon, Laurent, L'Enfant maudit. Les tondues, Bamboo, Frankreich 2010.
- Gebhardt, Miriam, Als die Soldaten kamen. Die Vergewaltigung deutscher Frauen am Ende des Zweiten Weltkriegs, Deutsche Verlags-Anstalt, München 2015.
- Gebhardt, Miriam, Eine Frage des Schweigens? Forschungsthesen zur Vergewaltigung deutscher Frauen nach Kriegsende, in: Stelzl-Marx, Barbara/Satjukow, Silke [Hg.], Besatzungskinder. Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland, Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2015, S. 62-90.
- Good, David/Grandner, Margarete/Maynes, Mary [Hg.]: Frauen in Österreich, Böhlau, Wien 1994.
- Grossmann, Atina, A Question of Silence. The Rape of German Women by Occupation Soldiers, in: October, Vol. 72/1995, S. 42-63.
- Grundmann, Matthias/Hoffmeister, Dieter/Knoth, Sebastian [Hg.], Kriegskinder in Deutschland zwischen Trauma und Normalität. Botschaften einer beschädigten Generation, LIT, Münster/Berlin 2009.
- Guerrini, Flavia, Vom Feind ein Kind. Nachkommen alliierter Soldaten erzählen, mandelbaum, Wien/Berlin 2022 (in Vorbereitung).

- Halbwachs, Maurice, Das Gedächtnis und seine sozialen Bindungen (original: Les cadres sociaux de la mémoire), Suhrkamp, Frankfurt am Main 1962/2019.
- Hausen, Karin, Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Conze, Werner [Hg.], Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Ernst Klett, Stuttgart 1976, S. 363-393.
- Heinemann, Elizabeth, The Hour of the Woman. Memories of Germany's „Crises Years“ and West German National Identity, in: American Historical Review, Vol. 2/1996, S. 354-395.
- Herzog, Dagmar [Hg.], Brutality and Desire. War and Sexuality in Europe's Twentieth Century, Palgrave MacMillan, Basingstoke 2009.
- Herzog, Dagmar, Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts, Siedler, München 2005.
- Hoerning, Erika, Frauen als Kriegsbeute: Der Zwei-Fronten-Krieg. Beispiele aus Berlin, in: Niethammer, Lutz/von Plato, Alexander [Hg.], „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“. Auf der Suche nach Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern, Dietz, Bonn 1985, S. 327-344.
- Hornung, Ela, Trennung, Heimkehr und Danach. Karls und Melittas Erzählungen zur Kriegs- und Nachkriegszeit, in: Eppel, Peter [Hg.]: Frauenleben 1945: Kriegsende in Wien, Eigenverlag der Museen der Stadt Wien, Wien 1995.
- Huber, Renate, „Als Mann hätte er mich interessiert, als Mann...“. Beziehungen von Vorarlberger Frauen zu französischen Besatzungssoldaten auf der Basis lebensgeschichtlicher Interviews, in: Montfort, Vol. 49/H.2/1997, S. 177-196.
- Huber, Renate, Ein französischer Herr im Haus, ungebetene Gäste und ein Liebäugeln mit den Schweizer Nachbarn. Wahrnehmungen und Deutungsmuster des „Fremden“ und des „Eigenen“ in Vorarlberg, in: Bauer, Ingrid/Ehmer, Josef/Hahn, Sylvia, Walz – Migration – Besatzung. Historische Szenarien des Eigenen und des Fremden, Drava, Klagenfurt/Celovec 2002, S. 147-196.
- Huber, Renate, Französische und marokkanische Besatzungskinder in Vorarlberg. Historisches Phänomen und diskursiver Nachhall, in: Stelzl-Marx, Barbara/Satjukow, Silke [Hg.], Besatzungskinder. Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland, Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2015, S. 355-379.
- Huber, Renate, „I säg all, ma heat vrgessa höra schaffa...“. Alltagsleben in Vorarlberg während der Besatzungszeit 1945-1953 anhand lebensgeschichtlicher Interviews, Diplomarbeit, Salzburg 1996.



- Kaiser, Marie/Eichhorn, Svenja/Kuwert, Philipp/Glaesmer, Heide, Psychosoziale Konsequenzen des Aufwachsens als Besatzungskind in Deutschland. Psychologische Hintergründe eines quantitativen Forschungsprojekts, in: Stelzl-Marx, Barbara/Satjukow, Silke [Hg.], Besatzungskinder. Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland, Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2015, S. 39-61.
- Kaiser, Marie/Kuwert, Philipp/Glaesmer, Heide, Aufwachsen als Besatzungskind des Zweiten Weltkriegs in Deutschland – Hintergründe und Vorgehen einer Befragung deutscher Besatzungskinder, in: Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie, Vol. 61/H.2/2015, S. 191-205.
- Karner, Stefan/Stangler, Gottfried [Hg.], „Österreich ist frei!“ Der Österreichische Staatsvertrag 1955, Berger, Horn/Wien 2005.
- Karner, Stefan/Stelzl-Marx, Barbara [Hg.], Die Rote Armee in Österreich 1945-1955, Beiträge, Oldenbourg, Graz/Wien/München 2005.
- Kleinau, Elke, „Ich wollte unbedingt zur Schule, ich bin so gern zur Schule gegangen.“ Bildungsbiographie eines Besatzungskindes vor der Bildungsexpansion, in: Stelzl-Marx, Barbara/Satjukow, Silke [Hg.], Besatzungskinder. Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland, Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2015, S. 166-182.
- Kleinau, Elke/Mochmann, Ingvill [Hg.], Kinder des Zweiten Weltkriegs. Stigmatisierung, Ausgrenzung, Bewältigungsstrategien, Campus, Frankfurt/New York 2016.
- Kleinschmidt, Johannes, „Do not fraternize“. Die schwierigen Anfänge der deutsch-amerikanischen Freundschaft 1944-1949, Hochschulschrift, Tübingen 1995.
- Koonz, Claudia, Mothers in the Fatherland. Women, the Family and Nazi Politics, St. Martin's Press, New York, 1986.
- Künzel, Christine [Hg.], Unzucht – Notzucht – Vergewaltigung. Definitionen und Deutungen sexueller Gewalt von der Aufklärung bis heute, Campus, Frankfurt am Main 2003.
- Kurz, Ulla, Die Situation der Frauen in der Nachkriegszeit in Österreich, Diplomarbeit, Wien 1991.
- Lebzelter, Gisela, Schwarze Schmach. Vorurteile – Propaganda – Mythos, in: Geschichte & Gesellschaft, Vol. 1/H.11/1985, S. 37-58.
- Lechhab, Hamid, Marokkanische Besatzungskinder in Vorarlberg nach 1945, in: Sauer, Walter [Hg.], Von Soliman zu Omofuma. Afrikanische Diaspora in Österreich 17. bis 20. Jahrhundert, StudienVerlag, Innsbruck/Wien/Bozen 2007, S. 177-186.

- Lee, Sabine/Mochmann, Ingvill, Kinder des Krieges im 20. Jahrhundert, in: Stelzl-Marx, Barbara/Satjukow, Silke [Hg.], Besatzungskinder. Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland, Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2015, S. 15-38.
- Lemke Muniz de Faria, Yara-Colette, Zwischen Fürsorge und Ausgrenzung. Afrodeutsche „Besatzungskinder“ im Nachkriegsdeutschland, Metropol, Berlin 2002.
- Lilienthal, Georg, Der „Lebensborn e. V.“. Ein Instrument nationalsozialistischer Rassenpolitik, Fischer, Stuttgart 1985.
- Lilly, James, Taken by Force. Rape and American GIs in Europe during World War II, Palgrave Macmillan, Basingstoke 2007 (Originaltitel: La face cachée des GI's [sic]. Les viols commis par des soldats américains en France, en Angleterre et en Allemagne pendant la Seconde Guerre mondiale).
- Lorenz, Hilke, Kriegskinder. Schicksal einer Generation, List, München 2003.
- Maltschnig, Eva, Österreichische „War Brides“ und ihre Kinder in den USA, in: Stelzl-Marx, Barbara/Satjukow, Silke [Hg.], Besatzungskinder. Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland, Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2015, S. 218-237.
- Mayring, Philipp, Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken, Beltz, Weinheim/Basel <sup>12</sup>2015.
- Meyer Sybille/Schulze, Eva, Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs auf Familien, in: Bandhauer-Schöffmann, Irene/Hornung, Ela [Hg.], Wiederaufbau weiblich. Dokumentation der Tagung „Frauen in der österreichischen und deutschen Nachkriegszeit“, Geyer-Edition, Wien/Salzburg 1992, S. 112-138.
- Mitreuter, Saskia/Kaiser, Marie/Roupetz, Sophie/Stelzl-Marx, Barbara/Kuwert, Philipp/Glaesmer, Heide, Questions of Identity in Children Born of War. Embarking on a Search for the Unknown Soldier Father, in: Journal of Child and Family Studies, Vol.28/H.11/2019, S. 3220-3229.
- Mochmann, Ingvill, Children Born of War – A Decade of International and Interdisciplinary Research, in: Historical Social Research, Vol. 42/2017, S. 320-346.
- Mochmann, Ingvill/Larsen, Stein, The Forgotten Consequences of War. The Life Course of Children Fathered by German Soldiers in Norway and Denmark during WWII – some Empirical Results, in: Historical Social Research, Vol. 34/2009, S. 282-303.
- Mochmann, Ingvill/Lee, Sabine, The Human Rights of Children Born of War: Case Analyses of Past and Present Conflicts, in: Historical Social Research, Vol. 35/2010, S. 268-298.

- Mühlhäuser, Regina, Eroberungen. Sexuelle Gewalttaten und intime Beziehungen deutscher Soldaten in der Sowjetunion 1941-1945, Hamburger Edition HIS, Hamburg 2010.
- Muth, Kerstin, Die Wehrmacht in Griechenland – und ihre Kinder, Eudore, Leipzig 2008.
- Mutombo, Clément, Parianismus! Der Fall der „Kriegskinder“ in Vorarlberg. Zwischen Feindschaft und Partnerschaft (1946-1995), Peter Lang, Frankfurt am Main 2012.  
(Original: Mutombo, Clément, Les damnés innocents du Vorarlberg. Parianisme envers les enfants historiques (1946), Peter Lang, Frankfurt am Main 2007).
- Niederle, Helmuth/Davis-Sulikowski, Ulrike/Fillitz, Thomas [Hg.], Früchte der Zeit. Afrika, Diaspora, Literatur und Migration, WUV Universitätsverlag, Wien 2001.
- Niethammer, Lutz/Settele, Veronika/Nolte, Paul, Oral History in der deutschen Zeitgeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft, Vol. 43/H.1/2017, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2017, S. 110-145.
- Niethammer, Lutz/von Plato, Alexander [Hg.], „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“. Auf der Suche nach Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern, Dietz, Bonn 1985.
- Nohl, Arndt-Michael, Interview und Dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis, in: Bohnsack, Ralf/Flick, Uwe/Lüders, Christian/Reichertz, Jo [Hg.], Qualitative Sozialforschung, Springer, Wiesbaden 2017, S. 15-28.
- Picaper, Jean-Paul/Norz, Ludwig, Enfants maudits, Des Syrtes, Paris 2004.
- Rauchensteiner, Manfred, Der Sonderfall. Die Besatzungszeit in Österreich 1945-1955, Styria, Graz/Wien/Köln 1979.
- Rauchensteiner, Manfred, Nachkriegsösterreich 1945, in: Österreichische Militärische Zeitschrift, Vol. 6/1972, S. 407-421.
- Reitermaier, Cornelia, Frauenbild und Mädchenleben in der österreichischen Nachkriegszeit, Diplomarbeit, Wien 1996.
- Roberts, Mary Louise, What Soldiers Do. Sex and the American GI in World War II France, University of Chicago Press, Chicago 2014.
- Röger, Maren, The Children of German Soldiers in Poland 1939-1945, in: Westerlund, Lars [Hg.], The Children of Foreign Soldiers in Finland, Norway, Denmark, Austria, Poland and Occupied Soviet Karelia, Nord Print, Helsinki 2011, S. 261-270.
- Rohrbach, Philipp, Diskriminiert, adoptiert, vergessen? Zum Umgang mit „Besatzungskindern“ aus Beziehungen afroamerikanischer GIs und österreichischer Frauen zwischen 1945 und 1955, Masterarbeit, Wien 2015.

- Rohrbach, Philipp, „This Has Finally Freed the Welfare Agency from a Considerable Burden”: The Adoption of Black Austrian Occupation Children in the United States, in: *zeitgeschichte*, Vol. 1/2021, S. 35-56.
- Rohrbach, Phillip/Wahl, Niko [Hg.], *Austria – A Soldier’s Guide*, Czernin, Wien 2017.
- Rosenthal, Gabriele, *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*, Campus, Frankfurt/New York 1995.
- Ruhl, Klaus-Jörg [Hg.], *Frauen in der Nachkriegszeit: 1945-1963*, Deutscher Taschenbuchverlag, München 1988.
- Sauer, Walter [Hg.], *Von Soliman zu Omufuma. Afrikanische Diaspora in Österreich 17. bis 20. Jahrhundert*, StudienVerlag, Innsbruck/Wien/Bozen 2007.
- Sander, Helke/Johr, Barbara [Hg.] *BeFreier und Befreite. Krieg, Vergewaltigung, Kinder*, Fischer, Frankfurt am Main 1995.
- Satjukow, Silke, „Besatzungskinder“. Nachkommen deutscher Frauen und alliierter Soldaten seit 1945, in: *Geschichte & Gesellschaft*, Vol. 4/2011, S. 559-591.
- Satjukow, Silke/Gries, Rainer, „Bankerte!“ *Besatzungskinder in Deutschland nach 1945*, Campus, Frankfurt/New York 2015.
- Schmid, Rafaela, *Vaterdezentrierung. Psychoanalytische Entgegnungen zum Fachdiskurs über „Besatzungskinder“*, Velbrück Wissenschaft, Weilerswist-Metternich 2022.
- Schmidt-Harzbach, Ingrid, *Eine Woche im April: Berlin 1945. Vergewaltigung als Massenschicksal*, in: *Feministische Studien*, Vol. 3/1984, S. 51-65.
- Schmidlechner, Karin, *Frauenleben in Männerwelten. Kriegsende und Nachkriegszeit in der Steiermark*, Döcker, Wien 1997.
- Schmidlechner, Karin, *Kinder und Enkelkinder britischer Besatzungssoldaten in Österreich*, in: Stelzl-Marx, Barbara/Satjukow, Silke [Hg.], *Besatzungskinder. Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland*, Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2015, S. 238-258.
- Schretter, Lukas, *Britische Besatzungskinder. Die Nachkommen britischer Soldaten und österreichischer Frauen nach dem Zweiten Weltkrieg*, Dissertation, Graz 2020.
- Schultz, Ayim May/Oguntoye, Katharina/Schultz, Dagmar [Hg.], *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*, Fischer, Berlin 1986.
- Schwartz, Agatha, *Trauma, Resilience, and Narrative Constructions of Identity in Germans Born of Wartime Rape*, in: *German Studies Reviews*, Vol. 43/H.2/2020, S. 311-329.

- Seegers, Lu/Reulecke, Jürgen [Hg.], Die „Generation der Kriegskinder“. Historische Hintergründe und Deutungen, Psychosozial-Verlag, Gießen 2009.
- Simonsen, Eva/Ericsson, Kjersti [Hg.], Children of World War II. The Hidden Enemy Legacy, Berg Publishers, Oxford 2005.
- Sow, Noah, Deutschland Schwarz Weiß. Der alltägliche Rassismus, Books on Demand, Norderstedt 2018.
- Spanbauer, Vanessa, Großbritannien und Kinder Schwarzer GIs nach dem Zweiten Weltkrieg. Mediale Darstellung in Bezug auf das Schwarz-sein in einer weißen Gesellschaft, Masterarbeit, Wien 2022.
- Stelzl-Marx, Barbara, Freier und Befreier. Zum Beziehungsgeflecht zwischen sowjetischen Besatzungssoldaten und österreichischen Frauen, in: Karner, Stefan/Stelzl-Marx, Barbara [Hg.], Die Rote Armee in Österreich 1945-1955, Beiträge, Oldenbourg, Graz/Wien/München 2005, S. 421-448.
- Stelzl-Marx, Barbara, Kinder sowjetischer Besatzungssoldaten in Österreich. Stigmatisierung, Tabuisierung, Identitätssuche, in: Stelzl-Marx, Barbara/Satjukow, Silke [Hg.], Besatzungskinder. Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland, Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2015, S. 93-135.
- Stelzl-Marx, Barbara, Stalins Soldaten in Österreich. Die Innensicht der sowjetischen Besatzung 1945-1955, Böhlau, Wien/München 2012.
- Stelzl-Marx, Barbara/Satjukow, Silke [Hg.], Besatzungskinder. Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland, Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2015.
- Stelzl-Marx, Barbara/Satjukow, Silke, Besatzungskinder in Vergangenheit und Gegenwart, in: dies. [Hg.], Besatzungskinder. Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland, Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2015, S. 11-14.
- Taylor, Rosemary, Orphans of War. Work with Abandoned Children of Vietnam 1967-1975, Harper Collins Publishers, London 1988.
- Thomas, Sabrina, Scars of War. The Politics of Paternity and Responsibility for the Amerasians of Vietnam, University of Nebraska Press, Lincoln 2021.
- Thurner, Erika, Frauenleben 1945..., in: Eppel, Peter [Hg.], Frauenleben 1945. Kriegsende in Wien, Eigenverlag der Museen der Stadt Wien, Wien 1995, S. 10-24.
- Thurner, Erika, Frauen-Nachkriegsleben in Österreich – im Zentrum und in der Provinz, in: Bandhauer-Schöffmann, Irene/Hornung, Ela [Hg.], Wiederaufbau weiblich. Dokumentation der Tagung „Frauen in der österreichischen und deutschen Nachkriegszeit“, Geyer-Edition, Wien/Salzburg 1992, S. 3-14.

- Tröger, Annemarie, *Between Rape and Prostitution. Survival Strategies and Chances of Emancipation for Berlin Women after World War II*, in: Friedländer, Judith/Wiesen Cook, Blanche/Kessler-Harris, Alice/Smith-Rosenberg, Carol [Hg.], *Women in Culture and Politics. A Century of Change*, Indiana University Press, Bloomington 1986, S. 97-120.
- Virgili, Fabrice, *La France "virile" : des femmes tondues à la libération*, Payot, Paris 2000.
- Virgili, Fabrice, *Naître ennemi : les enfants de couples franco-allemands nés pendant la Seconde Guerre mondiale*, Payot, Paris 2009.
- Wagnleitner, Reinhold, *Coca-Colonisation und Kalter Krieg. Die Kulturmission der USA in Österreich nach dem Zweiten Weltkrieg*, Verlag für Gesellschaftskritik, Wien 1991.
- Wahl, Niko/Rohrbach, Philipp/Adler, Tal, *SchwarzÖsterreich. Die Kinder afroamerikanischer Besatzungssoldaten*, Löcker, Wien 2016.
- Weeks, Gregory, *Das amerikanische Jahrzehnt? Die Besatzungszeit in Österreich 1945-1955*, in: Karner, Stefan/Stangler, Gottfried [Hg.], „Österreich ist frei!“ *Der Österreichische Staatsvertrag 1955. Beitragsband zur Ausstellung auf Schloss Schallenburg 2005*, Berger, Horn/Wien 2005, S. 73-76.
- Wehling, Elisabeth, *Politisches Framing. Wie eine Nation sich ihr Denken einredet – und daraus Politik macht*, Herbert von Harlem, München 2016.
- Welzer, Harald [Hg.], *Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte der interdisziplinären Gedächtnisforschung*, Klett-Cotta, Stuttgart 2006.
- Westerlund, Lars [Hg.], *The Children of Foreign Soldiers in Finland, Norway, Denmark, Austria, Poland and Occupied Soviet Karelia*, Nord Print, Helsinki 2011.
- Wettengl, Kurt [Hg.], *Das Gedächtnis der Kunst. Geschichte und Erinnerung in der Kunst der Gegenwart*, Hatje Cantz, Ruit 2000.
- Wigger, Iris, *Die „Schwarze Schmach am Rhein“. Rassistische Diskriminierung zwischen Geschlecht, Klasse, Nation und Rasse*, Westfälisches Dampfboot, Münster 2007.
- Winkler, Gabriele/Degele, Nina, *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*, transcript, Bielefeld 2009.
- Wood, Elisabeth Jean, *Armed Groups and Sexual Violence: When is Wartime Rape Rare*, in: *Politics and Society*, Vol. 1/2009, S. 131-162.
- Wunderlich, Sven, „Besatzungskinder und Wehrmachtsskinder – auf der Suche nach Identität und Resilienz“, *Militärgeschichtliche Zeitschrift* Vol. 75/H.1/2016, S. 128-133.
- Yarborough, Trin, *Surviving Twice. Amerasian Children of the Vietnam War*, Potomac Books, Washington D.C. 2005.

## 5.2 Schriftliche Quellen

### *(zeitgenössische Quellen)*

- Bratt, Berte, Liebe Inge!, Schneider, München/Wien 1968.
- Ebeling, Herman, Zum Problem der Deutschen Mischlingskinder, in: Bildung und Erziehung, Vol. 7/1954, S. 612-630.
- Pfaffenberger, Hans, Besatzungskinder, in: Unsere Jugend. Zeitschrift für Jugendhilfe in Wissenschaft und Praxis, Vol. 9/H.10/1957, S. 1-7.
- Simon, Alfons, Maxi, unser N\*\*\*\*bub. Farbige Kinder kommen in unsere Schule, Eilers & Schünemann, Bremen 1952.

### *(autobiografische Beiträge von „Besatzungskindern“)*

- Dupuis, Eleonore, Befreiungskind, Edition Liaunigg, Wien 2015.
- F., Elisabeth, Bericht einer französischen Tochter, in: Stelzl-Marx, Barbara/Satjukow, Silke [Hg.], Besatzungskinder. Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland, Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2015, S. 477-482.
- Ofner, Lucia, Ich bin ein britisches Besatzungskind, in: Stelzl-Marx, Barbara/Satjukow, Silke [Hg.], Besatzungskinder. Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland, Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2015, S. 462-465.
- Rupp, Gitta, Mein Vater Nirgendwo, in: Stelzl-Marx, Barbara/Satjukow, Silke [Hg.], Besatzungskinder. Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland, Böhlau, Wien/Köln/Weimar 2015, S. 466-470.
- Schubert, Jürgen, mundtot. Nachkriegsbiographie eines nicht gewollten Besatzerkindes, VAS, Bad Homburg 1999.
- Schwarzkopf, Rosa, So war mein Leben. Die Wahrheit über das Leben eines „Russenbankerts“, Eigenverlag, Wien 2016.
- Weber, Dolly, „Hollywood findet nur im Kino statt“, in: Baur-Timmerbrink, Ute, Wir Besatzungskinder. Töchter und Söhne alliierter Soldaten erzählen, Ch. Links, Berlin 2015, S. 211-218.

### 5.3 Online-Quellen

- Aufhebung des Lockdowns  
URL: <https://orf.at/stories/3160816/>, aufgerufen am 24.06.2022.
- Ausstellung „Geteilte Stadt. Linz 1945-55“ des NORDICO Stadtmuseums, Linz 2015  
URL: <https://www.oogeschichte.at/epochen/1945-2005/geteilte-stadt-linz-1945-1955/erleben-erinnern-erzaehlen/>, aufgerufen am 30.08.2021. Das dazugehörige Video wird auch vom Lentos Kunstmuseum Linz online zur Verfügung gestellt, URL: <https://www.youtube.com/watch?v=Q1c-HlqwvZQ>, aufgerufen am 30.08.2021.
- Ausstellung zu Kindern Schwarzer GIs, Volkskundemuseum  
URL: [https://www.volkskundemuseum.at/jart/prj3/volkskundemuseum/main.jart?content-id=1360933676396&rel=de&article\\_id=1445004713852&event\\_id=1445004713855&reserve-mode=active](https://www.volkskundemuseum.at/jart/prj3/volkskundemuseum/main.jart?content-id=1360933676396&rel=de&article_id=1445004713852&event_id=1445004713855&reserve-mode=active), aufgerufen am 10.01.2021
- Berichte der Menschenrechtsorganisation „Amnesty International“  
URL: <https://www.amnesty.de/informieren/amnesty-journal/ukraine-kriegsverbrechen-russische-armee-sexualisierte-gewalt-vergewaltigungen>, aufgerufen am 24.07.2022
- „Besatzungskinder“ in der Kronen Zeitung  
URL: <https://www.pressreader.com/austria/kronen-zeitung-9gf1/20210718/282059100014205>, aufgerufen am 23.07.2022.
- DÖW, Datenbank Shoah-Opfer  
URL: <https://www.doew.at/erinnern/personendatenbanken/shoah-opfer>, aufgerufen am 07.07.2022.
- Dupuis, Eleonore, Kronenzeitung, Eine emotionale und spezielle Spurensuche  
URL: [https://abgaengig-vermisst-at.webnode.at/files/200000628-4aa754aa78/Reportage%20-%20Muttertag\\_2021.pdf](https://abgaengig-vermisst-at.webnode.at/files/200000628-4aa754aa78/Reportage%20-%20Muttertag_2021.pdf), aufgerufen am 30.08.2021.
- „f4“, Transkriptionssoftware  
URL: <https://www.audiotranskription.de/f4transkript/>, aufgerufen am 24.06.2022
- Grieg, Kai, The War Children of the World, Bergen 2001  
URL: [https://www.academia.edu/2189623/The\\_war\\_children\\_of\\_the\\_world](https://www.academia.edu/2189623/The_war_children_of_the_world), aufgerufen am 20.04.2021.
- Kalorienrichtwerte des Bundesministeriums für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz  
URL: <https://www.dge.de/wissenschaft/referenzwerte/energie/?L=0>, aufgerufen am 13.07.2022.
- Ludwig Boltzmann Gesellschaft, Empfehlung zu geschlechtergerechter Sprache  
URL: <https://lbg.ac.at/news/gleichstellung-und-diversitaet-in-der-lbg/>, aufgerufen am 26.06.2022.
- Mader, Brigitte, Salzburger Nachrichten, Ein Besatzungskind erzählt: „Eine Hälfte hat mir immer gefehlt“



- URL: <https://www.sn.at/salzburg/chronik/ein-besatzungskind-erzaehlt-eine-haelfte-hat-mir-immer-gefehlt-943501>, aufgerufen am 30.08.2016.
- „MAXQDA“, Codierungssoftware  
URL: <https://www.maxqda.de/>, aufgerufen am 24.06.2022.
  - Methodenportal der Universität Leipzig, Leitfadengestütztes Interview  
URL: <https://home.uni-leipzig.de/methodenportal/leitfadengestuetztes-interview/>, aufgerufen am 22.07.2022.
  - Methodenportal der Universität Leipzig, Oral History  
URL: <https://home.uni-leipzig.de/methodenportal/oral-history/>, aufgerufen am 22.07.2022.
  - „My Child: Lebensborn“, Teknopilot, Norwegen 2018  
URL: <https://www.mychildlebensborn.com/>, aufgerufen am 06.01.2022
  - Neue Studien zu „Kinder des Krieges“ in Oslo  
URL: <https://www.stk.uio.no/english/research/projects/eurowarchild/news/eurowarchild-project-brings-three-new-faces-to-stk.html>, aufgerufen am 23.07.2022. Sowie: URL: <https://portal.research.lu.se/en/projects/historical-perspectives-on-the-repatriation-and-integration-of-sc>, aufgerufen am 23.07.2022.
  - Neuordnung des Kindschaftsrechts von 1977, vgl. BGBl 1977/403  
URL: [https://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblPdf/1977\\_403\\_0/1977\\_403\\_0.pdf](https://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblPdf/1977_403_0/1977_403_0.pdf), aufgerufen am 24.07.2022.
  - Norwegen entschuldigt sich im Jahr 2018 für seine Haltung in der Nachkriegszeit gegenüber den Müttern der „Wehrmachtskinder“  
URL: <https://www.faz.net/aktuell/politik/ausland/norwegen-bittet-um-entschuldigung-bei-deutschenmaedchen-15844383.html>, aufgerufen am 07.01.2022.
  - Projekt „Children Born of War – Past, Present, Future“  
URL: <https://bik.ac.at/projekt-children-born-of-war-past-present-future/>, aufgerufen am 06.01.2022.
  - Rohrbach, Philipp, Dissertationsprojekt  
URL: <https://www.vwi.ac.at/index.php/institut/team/26-german-site/forschung/forschungsprojekte/632-die-unsichtbaren-oesterreicherinnen>, aufgerufen am 30.05.2021.
  - „Sexual Violence in Armed Conflict“ (SVAC)  
URL: <https://warandgender.net/about/>, aufgerufen am 27.04.2021
  - Song „Besatzungskind“ der Band „Extrabreit“ (2008)  
URL: <https://www.youtube.com/watch?v=n5bLKC5Cpa0>, aufgerufen am 15.07.2022.
  - Staatsbürgerschaftsgesetzblatt für die Republik Österreich Nr. 60, S.81-86  
URL: [https://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblPdf/1945\\_59\\_0/1945\\_59\\_0.pdf](https://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblPdf/1945_59_0/1945_59_0.pdf), aufgerufen am 24.07.2022.

- Statistik Austria, Bevölkerungszahlen Österreich  
URL: [http://www.statistik.at/web\\_de/statistiken/menschen\\_und\\_gesellschaft/bevoelkerung/bevoelkerungsstand\\_und\\_veraenderung/bevoelkerung\\_im\\_jahresdurchschnitt/022311.html](http://www.statistik.at/web_de/statistiken/menschen_und_gesellschaft/bevoelkerung/bevoelkerungsstand_und_veraenderung/bevoelkerung_im_jahresdurchschnitt/022311.html), aufgerufen am 11.02.2022.
- Verein „abgängig-vermisst“  
URL: <https://www.abgaengig-vermisst.at/>, aufgerufen am 07.01.2022.
- Verein „Amicale Nationale des Enfants de la Guerre“  
URL: <http://anegfrance.free.fr/>, aufgerufen am 23.04.2021.
- Verein „Coeurs sans Frontiers – Herzen ohne Grenzen“  
URL: <https://www.coeurssansfrontieres.com/de/>, aufgerufen am 23.04.2021.
- Verein „Distelblüten“  
URL: <https://russenkinder-distelblueten.de/>, aufgerufen am 06.01.2022.
- Verein „GI trace“  
URL: <http://www.gitrace.org/index.html>, aufgerufen am 23.04.2021.
- Verein „Lebensspuren e. V.“  
URL: <https://lebensspuren-deutschland.eu/>, aufgerufen am 06.01.2022
- Verein „Russenkinder“  
URL: <https://www.russenkinder.de/>, aufgerufen am 06.01.2022.
- Verordnung des Bundesministers für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz  
URL: [https://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblAuth/BGBLA\\_2020\\_II\\_98/BGBLA\\_2020\\_II\\_98.pdf#sig](https://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblAuth/BGBLA_2020_II_98/BGBLA_2020_II_98.pdf#sig), aufgerufen am 24.06.2022
- Zoom  
URL: <https://zoom.us/>, aufgerufen am 24.07.2022.

### 5.3 Filme und Dokumentationen:

- „1. April 2000“, Regie: Wolfgang Liebeneiner, Österreich 1952  
URL: <https://www.filmarchiv.at/program/film/1-april-2000/>, aufgerufen am 07.01.2022.
- „Anonyma. Eine Frau in Berlin“, Regie: Färberbock, Max, Deutschland/Polen 2008.
- „Besatzungskinder“, Regie: Gokl, Robert, Österreich 2015  
URL: <https://tvthek.orf.at/profile/Archiv/7648449/Besatzungskinder/9762131/ORF-III-Spezial-Besatzungskinder/9771952>, aufgerufen am 27.04.2021.

„Besatzungskinder“, Regie: Zeidler, Andrea, Österreich 2011

URL: <https://langbein-partner.com/film/detail/besatzungskinder>, aufgerufen am 07.01.2022.

- „Brown Babies – The Mischlingskinder Story“, Regie: Griffin, Regina, USA 2010  
URL: <https://www.imdb.com/title/tt1884263/>, aufgerufen am 24.04.2021.
- „Mein Vater – Der Feind“, Regie: Fehse, Erika [u.a.], Deutschland 2007.
- „Toxi“, Regie: Stemmler, Robert, BRD 1952.
- „Kleine große Stimme“, Regie: Murnberger, Wolfgang, Deutschland/Österreich 2015  
URL: <https://www.youtube.com/watch?v=8cE-IOLug8k>, aufgerufen am 23.02.2021.

## 6. Anhang

Tabelle 1:

<b>Interviewee</b>	<b>Datum Interview 1_2</b>	<b>Modalität &amp; Aufnahmedauer Interview 1_2</b>	<b>Transkript Interview 1_2 (Seiten, Positionen)</b>	<b>Datum Interview 2_2</b>	<b>Modalität &amp; Aufnahmedauer Interview 2_2</b>	<b>Transkript Interview 2_2 (Seiten, Positionen)</b>
Brigitte Mader	16.03.2021	Zoom, 01:57:18	34 Seiten, 434 Pos.	18.05.2021	Zoom, 01:28:21	22 Seiten, 297 Pos.
Dolly W.	09.03.2021	Zoom, 00:42:54	11 Seiten, 133 Pos.	10.05.2021	vor Ort, 00:39:10	11 Seiten, 124 Pos.
Doris K.	12.03.2021	Zoom, 01:19:44	23 Seiten, 277 Pos.	21.05.2021	Zoom, 01:15:42	23 Seiten, 277 Pos.
Eleonore D.	05.03.2021	vor Ort, 02:04:13	31 Seiten, 278 Pos.	11.05.2021	vor Ort, 00:52:21	15 Seiten, 175 Pos.
Elisabeth F.	17.03.2021	Telefon, 01:36:46	25 Seiten, 290 Pos.	14.05.2021	Telefon, 01:07:24	18 Seiten, 181 Pos.
Gitta R.	08.04.2021	Zoom, 02:31:21	29 Seiten, 252 Pos.	11.05.2021	Zoom, 02:11:19	28 Seiten, 211 Pos.
Helmut B.	11.03.2021	Zoom, 01:28:48	19 Seiten, 194 Pos.	20.05.2021	Zoom, 01:15:33	17 Seiten, 176 Pos.
L. O.	15.04.2021	Telefon, 01:36:36	22 Seiten, 296 Pos.	27.05.2021	Telefon, 00:48:12	13 Seiten, 200 Pos.
Maria S.	13.04.2021	vor Ort, 01:59:14	28 Seiten, 336 Pos.	28.05.2021	vor Ort, 00:27:59	08 Seiten, 100 Pos.
Robert Rainer	16.03.2021	Zoom, 01:07:45	20 Seiten, 285 Pos.	25.05.2021	Zoom, 00:59:20	17 Seiten, 232 Pos.
Ute Baur-Timmerbrink	08.03.2021	Zoom, 01:09:27	15 Seiten, 155 Pos.	18.05.2021	Zoom, 01:11:06	18 Seiten, 159 Pos.

Abbildung 1 (Liste der codierten Dateien in MAXQDA):

Item	Count
<b>Dokumente</b>	<b>1628</b>
Ute BT 2_2	44
Ute BT 1_2	46
Robert R. 2_2	73
Robert R. 1_2	106
Maria S. 2_2	39
Maria S. 1_2	122
L.O. 2_2	43
L.O. 1_2	114
Helmut B. 2_2	47
Helmut B. 1_2	75
Gitta R. 2_2	84
Gitta R. 1_2	148
Elisabeth F. 2_2	75
Elisabeth F. 1_2	113
Eleonore D. 2_2	47
Eleonore D. 1_2	52
Doris K. 2_2	84
Doris K. 1_2	83
Dolly W. 2_2	39
Dolly W. 1_2	42
Brigitte M. 1_2	97
Brigitte M. 2_2	55
<b>Sets</b>	<b>0</b>

Abbildung 2 (Liste der verwendeten Codes in MAXQDA):

Code	Anzahl
<b>Codesystem</b>	<b>1628</b>
Armee	29
Pflegeeltern	14
Verdrängung	14
Lüge	11
rassist. Diskriminierung	17
Heim	11
Empowering-Prozess	101
Fürsorge	28
[Redacted]	14
Sprache Vater	20
Hautfarbe	21
finanzieller Hintergrund	33
Schande	20
Terminus	24
ges. Umgang	100
Mutter	219
Identität	222
Schweigen	61
Vater	116
Familie väterlicherseits	64
Suche	113
Stiefvater	91
Beziehung biolog. Eltern	95
familiäres Umfeld	190
<b>Sets</b>	<b>0</b>

Abbildung 3 (Österreich in der Besatzungszeit):



Die Abbildung stammt von der Website der österreichischen Mediathek,  
URL: <https://www.mediathek.at/staatsvertrag/besatzung/befreiung-und-besetzung/>, aufgerufen am 25.07.2022.

Auswahl der Vereine und Anlaufstellen, an die sich österreichische „Besatzungskinder“ wenden können (Stand Juli 2022):

- Französische Zone: Verein „Cœurs sans Frontières/Herzen ohne Grenzen“  
URL: <https://www.coeurssansfrontieres.com/de/>, aufgerufen am 25.07.2022.
- Sowjetische Zone: Verein „Distelblüten“  
URL: <https://russenkinder-distelblueten.de/> sowie  
Verein „Russenkinder“  
URL: <https://www.russenkinder.de/>, beide aufgerufen am 25.07.2022.
- Amerikanische Zone (teilweise auch britische Zone) Suchnetzwerk „Gitrace“  
URL: <http://www.gitrace.org/index.html>, aufgerufen am 25.07.2022.
- Zonenübergreifend: Netzwerk „abgängig-vermisst“ des Vereins „Österreich findet euch“  
URL: <https://www.abgaengig-vermisst.at/>, aufgerufen am 25.07.2022.

Nähere Informationen und Praxistipps zur Suche nach den Vätern findet sich in dem Buch „Wir Besatzungskinder“ von Ute Baur-Timmerbrink.<sup>606</sup> Hier werden neben den Vereinen auch Telefonnummern, Anschriften und Mailadressen verschiedener Archive und Netzwerke aufgelistet.

<sup>606</sup> S. Baur-Timmerbrink, Ute, Wir Besatzungskinder. Töchter und Söhne alliierter Soldaten erzählen, Ch. Links Verlag, Berlin 2015, S. 227-237.

## Abstract

Die Lebensgeschichten der Kinder österreichischer Frauen und alliierter Soldaten, auch „Besatzungskinder“ genannt, die im Zeitraum 1945-1956 zur Welt kamen, wurden lange tabuisiert und erst in der jüngeren Geschichtswissenschaft untersucht. Viele „Besatzungskinder“ hatten in ihrer Kindheit und Jugend mit Stigmatisierung und Diskriminierung zu kämpfen, jene, die einen nicht-weißen Vater hatten, oft über das Erwachsenwerden hinaus. Andere Betroffene berichten, keinerlei Nachteile aufgrund ihres alliierten Vaters erlebt zu haben.

Die vorliegende Arbeit untersucht verschiedene Narrative zum Alltagserleben in der Kindheit und Jugend anhand von geführten Interviews mit elf „Besatzungskindern“. Dafür werden zuerst die historischen Rahmenbedingungen zum Alltag der Frauen in der österreichischen Nachkriegs- und Besatzungszeit diskutiert, ebenso wie die verschiedenen Fraternalisierungsregelungen der vier alliierten Mächte. Dem folgt ein Überblick des Themenkomplexes „Besatzungskinder“ und eine Diskussion des Terminus anhand einer vergleichenden Analyse von Eigen- und Fremdzuschreibungen.

Im Hauptteil der Arbeit werden anhand der Interviews zehn Faktoren ermittelt und untersucht, die das Alltagserleben der „Besatzungskinder“ in ihrer Kindheit und Jugend beeinflussten: Der Zeitpunkt des Erfahrens um den leiblichen Vater, das Geburtsjahr, Geschlecht und Erscheinungsbild des Kindes, die Besatzungszone, in der es aufwuchs, sowie der Wohnort, die finanzielle Situation, die Beziehung der leiblichen Eltern zueinander sowie der familiäre und gesellschaftliche Umgang mit dem Kind. Diese Faktoren bedingen und beeinflussen sich gegenseitig. Durch ihr Zusammenwirken lässt sich die erzählte Diversität in den Biografien der „Besatzungskinder“ nachzeichnen und analysieren.